This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

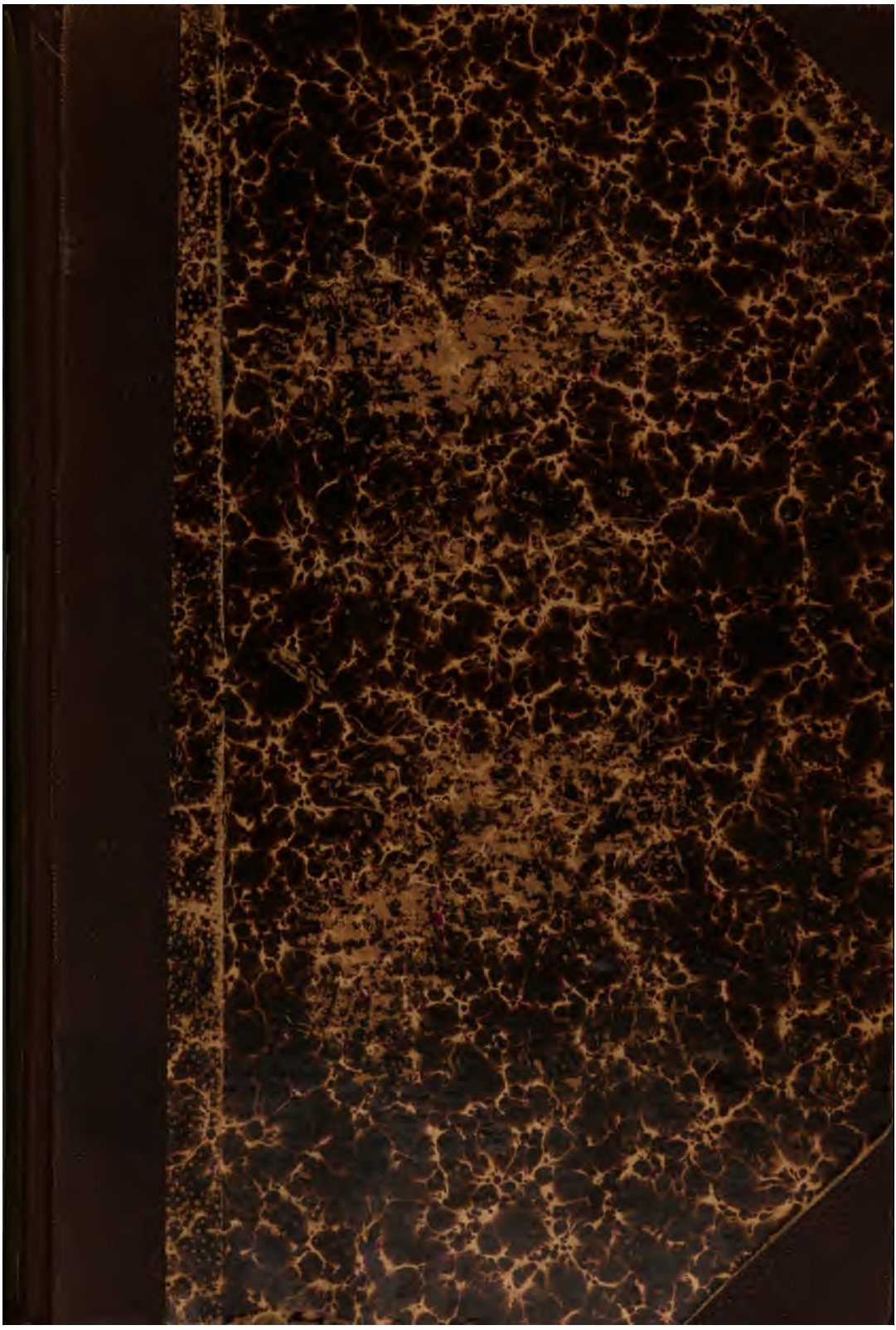
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Main Lib.

The Karl Weinhold
Library. Presented
to the University
of California by
John D. Spreckels
A.D. MDCCCCIII

Litteraturgeschichte

der

Renaissance

von Dante bis Luther.

Von

Marc Monnier.

Deutsche autorisierte Ausgabe.

„Die Aufgabe einer folgenden Generation wird sein, aus den französischen, deutschen ꝛc. Litteraturgeschichten sich zur Darstellung der litterarischen Entwickelung innerhalb der Gesamtheit der europäischen Völker zu erheben, auf deren ineinander verzweigten geistigen Produkten der Weltfortschritt beruht."

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Nördlingen 1888.
Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.

296

Druck von C. H. Beck in Nördlingen.

PN 723
M 64

Vorwort zur deutschen Ausgabe.

Das Motto, welches der deutschen Ausgabe des vorliegenden Buches vorgesetzt wurde, kennzeichnet, obschon es bei Gelegenheit der Besprechung eines andern Werkes formuliert wurde,*) treffend auch die Bedeutung unseres Werkes und enthält zugleich eine Rechtfertigung für die Veranstaltung einer deutschen Ausgabe des letzteren, wenn es einer solchen bedürfen sollte. Marc Monnier ist bis jetzt in Deutschland vielleicht nicht so bekannt geworden, wie er es verdient hat. Es mag genügen, an die Übertragung von Goethe's Faust zu erinnern, welche die französische Litteratur ihm verdankt, um seine bei einem Franzosen nicht häufig zu findende intime Vertrautheit mit der deutschen Sprache und dem deutschen Geist ans Licht zu stellen und daraus eine Dankespflicht auch unserer Litteratur diesem Manne gegenüber abzuleiten.

Der Verfasser, den ein früher Tod im vorigen Jahre seiner fruchtbaren Wirksamkeit als Lehrer der vergleichenden Litteraturgeschichte an der Genfer Universität und seiner unermüdlichen Thätigkeit als Interpret fremder Geistesart in französischer Zunge entriffen hat, hinterließ unser Werk als ersten Teil einer „Allgemeinen Geschichte der modernen Litteratur," welche auf 4 Bände berechnet war. Nur der erste, der hier in deutscher Ausgabe in die Öffent-

*) Siehe deutsche Rundschau 1888, Aprilheft S. 156.

186117

lichkeit tritt, erschien noch bei seinen Lebzeiten. Der zweite, die Litteraturgeschichte der Reformation enthaltende, welcher die geistige und litterarische Bewegung des Reformationszeitalters bis zu Shakespeare verfolgt, wurde aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben. Ein dritter Band, unter dem Titel „Litteraturgeschichte der Revolution", sollte die Entwicklung von Milton bis Goethe und ein vierter, die „Litteraturgeschichte der Romantik" betitelt, dieselbe von Goethe bis zu Viktor Hugo führen; sie blieben leider ungeschrieben. Der Verfasser formulierte selbst sein weitaussehendes Programm dahin, daß es ihm gelte, „die verschiedenen Litteraturen *nebeneinander* vorzuführen, bei jedem Schritt ihre *gegenseitigen* Einwirkungen zu erweisen und so allenthalben die Bewegung des Gedankens und die der künstlerischen Gestaltung *zugleich* zu verfolgen."

Die Republik Genf, welche Marc Monnier mütterlicherseits seine Heimat nannte, ist durch ihre geographische Lage von Alters her zur Rolle einer Vermittlerin des geistigen Lebens der sich hier nahe berührenden großen Nationen des Kontinents berufen gewesen. In Marc Monnier nun gewann der kosmopolitische Zug durch besondere Führungen und Neigungen eine vornehmlich kräftige Ausprägung. In Florenz (im Jahre 1829) geboren, verbrachte unser Verfasser einen Teil seiner Jugend in Neapel und erhielt dann seine Ausbildung in Paris und Genf, um seine Studien schließlich in Berlin und Tübingen zu vollenden. Die deutsche Philosophie und Dichtung ergriffen ihn aufs mächtigste; er vertiefte sich in Schelling und Hegel; Schiller, Goethe und Uhland kannte er auswendig. Über seinen ersten Besuch bei letzterem berichtet er gelegentlich in einer Weise, die uns erkennen läßt, welche Ehrfurcht dem Jüngling der deutsche Dichter einflößte. Endlich machte er sich auch mit der Sprache und Litteratur Englands vertraut. Und nun riefen ihn von Paris, wo er sich mit einigen

Dramen erfolgreich in das litterarische Leben eingeführt hatte, die Verhältnisse zurück nach Italien. Hier stand er nahezu zwei Jahrzehnte im Mittelpunkt der litterarischen und nationalen Bewegung und trat mit den hervorragendsten Männern des jungen Italiens in vertrauten Umgang, bis ihn im Jahr 1870 die Genfer Universität als Professor der vergleichenden Litteraturgeschichte berief. „Ein lebhafter Geist, eine erstaunliche Leichtigkeit der Aneignung fremden Wesens, eine bewegliche und heitere Einbildungskraft, die in Schranken gehalten war durch ein hohes Maß von Geschmack und gesundem Menschenverstand, ein sicherer und rascher Blick, ein ausgesprochener Sinn für das Lächerliche gepaart mit einem großen Fond von Wohlwollen, Nachsicht und Optimismus, eine vornehm lächelnde Ablehnung gegenüber allem Fertigen und Engherzigen im Urteile, allem Extremen in den Anschauungen und Meinungen, allen Vorurteilen des Chauvinismus," — das waren nach dem Ausspruch eines seiner Freunde*) die Vorzüge, welche die eigentümlich kosmopolitische Erziehung bei dem Verfasser unseres Buches in glücklicher Weise ausgebildet hatte.

Möchte das Unternehmen, das litteraturgeschichtliche Hauptwerk dieses Mannes der deutschen Litteratur zu vermitteln, soweit es sich um die Mängel der Übersetzung handelt, mit Nachsicht beurteilt werden!

---

*) S. Bibliothèque Universelle et Révue suisse 1888, Janv. p. 92. — Wir verweisen auf den schönen Aufsatz Philippe Godet's alle diejenigen, die sich genauer über Marc Monnier unterrichten wollen.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Erstes Kapitel. Dante Alighieri	1
Zweites Kapitel. Petrarca und Boccaccio	70
Drittes Kapitel. Das vierzehnte Jahrhundert	120
Viertes Kapitel. Das fünfzehnte Jahrhundert	155
Fünftes Kapitel. Erasmus	205
Sechstes Kapitel. Machiavelli	247
Siebentes Kapitel. Arioſt	303
Achtes Kapitel. Das Zeitalter Michelangelo's	349
Neuntes Kapitel. Das Jahr 1535	406

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Erstes Kapitel.

Dante Alighieri.

I. Das Jahr 1300. Anfänge der modernen Litteratur. — II. Ende des Mittelalters. — III. Frankreich und Italien vor Dante. Die Troubadours. Die Schule von Bologna. — IV. Die Volkspoesie. Cecco Angiolieri. — V. Dante als Liebender. La vita nuova. — VI. Beatrice. — VII. Dante als Gelehrter. Dante's Religion. Dante als Politiker. Dante's Vorgänger. Dante's Sprache. — VIII. Dante als Toskaner. Dante als Dichter. Die „Göttliche Komödie". — IX. Dante von seinem Tode bis auf unsere Zeit.

I.

Es war im Jahre 1300, als Bonifacius VIII. ein Jubeljahr ausschrieb und jedermann Vergebung der Sünden zusicherte, — den Römern, wenn sie dreißig, den Fremden, wenn sie fünfzehn Tage die Kirchen der Apostel Peter und Paul besuchten. Zwei Millionen Pilger folgten dem Ruf, unter ihnen auch zwei Florentiner, Giovanni Villani und Dante Alighieri. Villani faßte in der Begeisterung über den großartigen Anblick den Entschluß, die Annalen seines Vaterlandes zu schreiben. „Als in der heiligen Stadt", sagte er, „das Altertum in seiner Großartigkeit vor mich trat, wie es die Meister römischer Geschichte uns geschildert haben, beschloß ich, mir dieselben zum Vorbild zu nehmen, obwohl ich für eine so große Arbeit kein würdiger Jünger bin. . ." Kaum in die Heimat zurückgekehrt, begann er das Werk, und so entstand seine Geschichte von Florenz.

Ob der andere Florentiner ebenfalls erst unter dem Eindruck des Jubelfestes den Entschluß faßte, sein wunderbares Ge-

dicht zu schreiben, wie man behauptet hat, können wir nur als wahrscheinlich bezeichnen, da alle Umstände dazu stimmen. Jedenfalls übten die empfangenen Eindrücke einen mächtigen Einfluß darauf aus, wie wir insbesondere aus dem 18. Gesang der Hölle erkennen. Man hatte zur Erleichterung des Verkehrs über die Engelsbrücke die Anordnung getroffen, daß die Menge in zwei Kolonnen marschierte; die eine, welche nach St. Peter hinaufzog, indem sie den Palast vor Augen hatte, die andere, welche zurückkehrte, dem Kapitol zugewendet. Dante, welcher mehr als irgend sonst jemand vermochte, sich Bilder einzuprägen, beschreibt diesen Anblick in jenem 18. Gesang, und er wie Villani begann noch in demselben Jahr 1300 sein Werk. Es war im 35. Jahr seines Lebens, in der Blüte der Jahre, als er die Reise in das Land der Toten antrat. Mit seiner „Göttlichen Komödie" begann eine neue Ära der Litteratur.

II.

Bisher hatte man in Wahrheit nur Eine sittliche Macht gekannt, die Kirche. Sie beherrschte das Denken, die Wissenschaft, die Kunst; sie hatte der Philosophie, der Geschichte, ja sogar der Poesie von ganz Europa ihre Sprache aufgezwungen, und diese Sprache war die lateinische. Lateinisch redeten die kindlich frommen Festspiele der Nonne Roswitha, die gallischen Überlieferungen Geoffry's von Monmouth, die poetische Geschichte Karls des Großen von dem Mönch in St. Gallen, sowie das Waltarilied, diese erste Gestalt des Nibelungensanges. In den höhern Schulen und gelehrten Klöstern bemühte sich die Philosophie um dieselben Probleme wie die Theologie, deren „Magd" sie war; die Kirche hinwiederum lehrte überall die freien Künste wie die Philosophie. Sprache und Gedanke waren also in allen Ländern Eines, so daß die Universitäten der verschiedensten Völker ihre Lehrer und Schüler austauschen konnten. Thomas von Aquino studierte in Köln unter Albertus Magnus und folgte ihm nach Paris, wo einer der öffentlichen Plätze heute noch den

Namen dieses Lehrers führt. Duns Scotus lehrte abwechselnd in Oxford, Paris und Köln. Die Philosophen waren weder Franzosen noch Italiener, weder Engländer noch Deutsche, ihr Vaterland war die Kirche, ihre Schule der Orden: Thomas war Dominikaner, Duns Scotus Franziskaner, so erklärten sich die Dominikaner für Thomisten, die Franziskaner für Scotisten. Die Männer der Wissenschaft aller Nationen gingen, geleitet von der römischen Autorität, im wesentlichen denselben Weg, und nicht nur die gelehrte Litteratur, sondern auch die populäre behandelte dieselben Gegenstände, so mit besonderer Vorliebe Karl den Großen, König Arthur, die griechischen und römischen Helden, natürlich in der Rüstung mittelalterlicher Ritter; die Lyriker, ob Troubadours, ob Minnesänger, sangen, kaum ihre Heimat verratend, dieselben Weisen; dieselben Märchen aus dem fernen Indien ergötzten alle europäischen Völker; die Festspiele vergegenwärtigten auf allen Schaubühnen dieselben biblischen Szenen; die satirische Fabel von Reinecke Fuchs war die Lieblingsgeschichte von Flandern, Frankreich und Deutschland.

Aber das alles ging mit dem Schluß des 13. Jahrhunderts zur Neige. Die Kirche hatte ihre Aufgabe erfüllt. Seit dem Tod Ludwigs des Heiligen gab es keine Kreuzzüge, keinen Innocenz III., keinen Gregor VII. mehr. Als Bonifacius VIII. diese Männer sich zum Vorbilde nehmen wollte, erfuhr er dafür bereits die Zurechtweisung eines Fürsten und den Spott eines einfachen Edelmannes: — Er war beim Jubelfeste in kaiserlichem Schmuck durch die Menge geschritten und ein Herold vor ihm her, die beiden Schwerter schwingend, verkündete ihn als den allgebietenden Priester und Herrn des Weltkreises. In einem Brief an Philipp den Schönen hatte er sich die Worte erlaubt: „Gott hat uns über die Könige und Königreiche erhoben, daß wir in seinem Namen ausreißen, zertrümmern, zerstreuen oder bauen und pflanzen; bilde Dir darum nicht ein, Du habest niemanden über Dir und seiest dem Haupte der Kirche nicht unterworfen, — nur ein Gottloser oder Wahnsinniger könnte also denken.“ Nun — diese Bulle

ward im Jahre 1302 durch den Henker verbrannt, und ein Jahr darauf erhielt der heilige Vater zu Anagni von einem römischen Patrizier eine Ohrfeige. Im Jahre 1309 ward der päpstliche Stuhl durch französischen Machtspruch nach Avignon verlegt und mehr als ein halbes Jahrhundert dauerte diese „schmerz- und ehrlose babylonische Gefangenschaft".

Männer wie Abälard und Arnold von Brescia, die Waldenser und die Albigenser hatten bereits die ersten Proteste des Geistes und des Gewissens erhoben, aber diese Abtrünnigen alle waren Märtyrer geworden; Wikleff erst starb eines natürlichen Todes. Die Kirche, die einst so groß und heilig gewesen, begann zu sinken, dem Verderben anheimzufallen, auf ihre sittliche Auktorität und selbst auf die Leitung der Studien zu verzichten; die Mönche ließen die Bücher, welche sie bisher gerettet hatten, vermodern; die zerfressene Scholastik sank in den Staub und vermochte nicht länger der Religion als Stütze zu dienen. Raymundus Lullus und Wilhelm von Occam, die Philosophen jener Zeit, waren Gegner Roms; letzterer lebte am Hof des deutschen Kaisers, welchem er mit der Gewalt seiner Feder den ihm verliehenen Schutz vergalt. Die Poesie der Provençalen fristete nur noch ein Schattenleben in den Alpen und Pyrenäen; das Heldenlied sank durch die Verbindung mit romantischen Abenteuern; der Minnegesang, welcher im 13. Jahrhundert zu seiner schönsten Entfaltung gekommen war, verlor seine Poesie; der „Roman der Rose", diese sentimentale Allegorie, die noch vor kurzem ein Liebling der Zeit gewesen, wich der spitzigen Satire unter der rauhen harten Hand von Johann von Meung; die ganze Ritterlichkeit der Kirchen und Klöster, der Schlachtfelder und Liebeshöfe, kurz: das ganze Mittelalter hatte sich überlebt, überall fühlte man das Bedürfnis nach Erneuerung, nach Umbildung, nach Renaissance.

Da erscheint die „Göttliche Komödie" und mit ihr tritt **Italien** in den Vordergrund und entreißt der französischen Welt den Herrscherstab. Mit Einem Sprunge tritt das Toskanische, die jüngste unter den neulateinischen Sprachen, als die erste

der modernen Sprachen Europa's hervor, und das nicht mehr im Flügelkleide, sondern in der vollen Reife der Jugend. Die „Göttliche Komödie" ist das erste Werk der Renaissance und die Geschichte der neueren Litteratur datiert vom Jahre 1300.

III.

Es ist wahr, Italien bestand schon vor Dante: — bereits im 13. Jahrhundert finden wir daselbst Männer wie den Encyklopädisten Brunetto Latini, den Mathematiker Leonardo von Pisa, den Geographen Marco Polo, Rechtsgelehrte wie Accursius und Peter von Vinëis, Künstler wie Casella, Nicolaus von Pisa, Cimabue u. a.; die Schulen der Rechtsgelehrsamkeit zu Bologna und der Medizin zu Salerno zogen Tausende von Studierenden in ihre Hörsäle, ebenso die großen Theologen des Jahrhunderts, besonders Thomas von Aquino; die Hauptstadt der Christenheit, der Mittelpunkt alles geistigen Lebens, war eine italienische Stadt, und das Lateinische, diese Sprache der Welt, war die Mutter des Italienischen vor allen andern romanischen Sprachen. Dante selbst hatte in der Poesie ältere Brüder, ja an Guido Quinicelli von Bologna einen geistigen Vater; indes war all diese Poesie nicht nur noch jung, sondern mit so mancherlei Unkraut vermischt, daß sie noch eine magere Ernte darbot. Das Sonett war in Sizilien, wo nicht erfunden, so doch als Nachahmung der provençalischen Lieder, der sogenannten Canso's, eingeführt; die Bologneser vervollkommneten die erstere Form und gaben den andern eine andere Gestalt, woraus die italienische Canzone entstand; die Toskaner suchten die populäre Form der Ballade zu veredeln; Sonett, Canzone und Ballade waren somit in der Volkssprache bereits vorhanden, wiewohl sie alle nur die Liebe zum Gegenstand hatten. Man glaubte, nur diese habe das Recht in der Volkssprache besungen zu werden, „wegen der Unwissenheit der Frauen, welche Latein nicht verstehen". Dante selbst, der nachherige Dichter der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses, urteilt noch so in seiner Abhandlung De vulgari eloquio zu

einer Zeit, wo man doch anderwärts das Rolandslied, den Cid und das Nibelungenlied besaß. Die Gestaltung der Volkssprache konnte nirgends schwerer vor sich gehen als in Italien, gerade weil das Lateinische seine Muttersprache war und es als Ehrensache galt, sich diese Weltsprache am wenigsten entreißen zu lassen. Die älteste Probe italienischer Prosa ist eine Haushaltungsrechnung aus dem Jahre 1231. Dabei schwankten die Schriftsteller, welche auf Latein verzichteten, noch zwischen den verschiedenen Dialekten der Halbinsel. Dante billigte keinen derselben, nicht einmal den toskanischen; und wenn er dem bolognesischen noch einige Nachsicht erzeigte, so geschah es nur aus Pietät gegen seinen Meister Quinicelli. Ebenso hart urteilte er über die beiden Dialekte Frankreichs, über die Langue d'oëil und die Langue d'oc, obwohl er sich ihrer nicht ohne Geschmack bediente und in letzterem Dialekt sogar einige Verse niederschrieb; denn das Französische beider Dialekte war damals schon überall geläufig; die Langue d'oc galt ihm unter allen Dialekten als der vollkommenste und weichste. Was zur Verbreitung des Französischen wesentlich beigetragen hatte, das war in England und Sizilien der Einfall der Normannen, im Orient waren es die Reihe der Kreuzzüge. Im Anfang des 14. Jahrhunderts schreibt ein spanischer Geschichtsforscher, welcher von Morea zurückkam, daß man dort axi bel frances com dins en Paris spreche. Zweihundert Jahre früher schon war Paris das zweite Athen genannt worden, und es hatte sich erweitert, um die Schüler aufzunehmen, welche ihm von allen Seiten zuströmten; ihre Zahl überbot bald die Zahl der Bürger; „Paris war das Land aller Weltbürger". Ein Franzose, der heilige Bernhard, war es, welcher die Vernunft und das Gewissen der Christenheit beherrschte. Die Ritterlieder dieser Sprache gingen bis Schweden, Ungarn und Rußland. Vom 11. Jahrhundert an war die französische Sprache in England die Sprache des Hofs, ja der Kirche, — ein Bischof ward von seinem Sitze verjagt, weil er sie nicht kannte. In französischer Sprache wurden die Romane von der Tafelrunde und die Geschichtchen von der Königin

Marie erzählt; in französischer Sprache wurde im Jahre 995 in Deutschland ein deutsches Konzil eröffnet. Alle großen Herren jenseits des Rheins verlangten französische Lehrer und Diener zum Unterricht ihrer Kinder. Isolde in Gottfrieds Tristan sprach so hübsches Französisch, daß es den Hof entzückte, und Wolfram von Eschenbach bekennt mit Beschämung, daß er von der Langue d'oëil weniger verstehe als der gröbste Kriegsknecht. In Italien endlich verstand man la francigena loquela seit der Zeit der Gräfin Mathilde, der Zeitgenossin Gregors VII. Nicht nur die Höfe von Sizilien und Neapel, wo die Nachfolger von Robert Guiscard regierten, verstanden die französische Sprache, sondern auch die Städte des Nordens, Verona, Trebia u. a. lauschten den französischen Erzählern und Dichtern. Auf den Theatern von Mailand sang man von Roland und Olivier. Die Gemeinde Bologna ergriff 1288 Maßregeln gegen die französischen Gaukelspieler, welche auf den öffentlichen Plätzen zu viel Müßiggänger um sich sammelten. Rusticianus von Pisa schrieb seine Romane von der Tafelrunde französisch, ebenso die Reisebeschreibungen, welche ihm Marco Polo diktierte. Brunetto Latini redigierte seinen Trésor französisch, „weil diese Sprache für jedermann die angenehmste und die am meisten verbreitete sei". Martin Canale sagte von dieser Sprache: „sie läuft durch die ganze Welt". Rittergedichte in franko-italienischem Kauderwelsch finden sich in manchen Bibliotheken, wo unsere Gelehrten sie heutzutage durchblättern, und man besitzt noch eine lange Geschichte von Attila der Gottesgeisel in solcher hybriden Sprache. Dante kannte den Lancelot du lac des Chrétien von Troyes, wohl auch die Geschichte von Guillaume au court nez und er verstand das Horn von Ronceval.

Die Toskaner glaubten, es sei Karl der Große, welcher die Türme und Wälle von Siena errichtet und das von Attila zerstörte Florenz wieder erbaut habe. Die italienischen Adeligen gaben ihren Söhnen die Namen Roland, Olivier, Lancelot, Tristan, Parcival, ihre Töchter nannten sie Isolde und Genofeva. In

Sizilien rannte einst ein durchgegangenes Pferd, welches dem Bischof von Catania gehörte, nach dem Ätna. Der Diener, welcher es abgezäumt hatte, suchte es lange zwischen den Schluchten und Abgründen des Gebirges. Endlich kam er in einen dichten Wald, und hier gelangte er auf einen ganz schmalen, aber ebenen Weg, welcher in eine weite Ebene führte. Dort erhob sich ein Palast, — ein Wunder der Baukunst. Hier lag König Arthur seit Jahrhunderten und siechte an Wunden hin, welche er im Kampf gegen seinen Neffen Modret erhalten hatte. Er ließ dem Diener nicht nur das entronnene Pferd, sondern auch prachtvolle Geschenke für den Bischof von Catania übergeben, welche man noch 1211 bewunderte.

Diese Geschichte zeigt, wie sehr sich die französischen Dichtungen Italiens bemächtigt hatten. Sie waren dort volkstümlich geworden, während die Dichtkunst der Provence sich an den Fürstenhöfen einbürgerte. Gegen das Ende des 12. Jahrhunderts war die Sprache von Montferrat eine zweite Dichtersprache geworden. Nach der Niedermetzlung der Albigenser lehrten die geflohenen, überall mit Begeisterung aufgenommenen Troubadours die Italiener ihre Sprache und ihre Kunst, und diese wurden nun ihrerseits Troubadours. Unter diesen letzteren ist Albert von Malaspina derjenige, welcher den berühmten Dichterkampf gegen Rambaud von Vaqueiras ausfocht. Rambaud machte Malaspina den Vorwurf, durch die Begierde nach Reichtum hundertfachen Fluch auf sich geladen zu haben und von den Genuesern als Sträßenräuber angesehen zu werden. „Gott straf mich Rambaud", erwiderte der Italiener auf provençalisch; „ich gebe zu, daß ich manchmal das Eigentum anderer weggenommen habe, aber nicht aus Geiz oder um Schätze zu sammeln, sondern um andern zu geben." Freigebigkeit entschuldigte hier also die Räuberei.

Einer dieser Troubadours der Halbinsel, deren man mehr als zwanzig kennt, war Sordello von Mantua, welchen Dante im Fegefeuer in der Stellung des ruhenden Löwen überrascht. Man weiß von ihm nichts, als daß er verschiedene Liebschaften in hohen

Kreisen hatte und eines elenden Todes starb. Er verfaßte jedoch eine wilde Totenklage, worin er alle Fürsten Europa's zu einem Bankett einlud, um dort das Herz des eben gestorbenen Blacas zu verzehren, als einziges Mittel, gut, stark und tapfer zu werden wie der Verstorbene. „Möge als erster von diesem Herzen essen der römische Kaiser,[1]) denn er bedarf dessen sehr, wenn er die Mailänder besiegen will, die ihn besiegt haben... Mir gefällt wohl, daß der König von England von diesem Herzen esse, dann wird er tapfer und klug werden... Ich wollte, daß der König von Aragonien davon äße, um seiner Schande ledig zu werden..." In dieser Weise werden alle, welche damals regierten, nacheinander vorgeführt. Vielleicht rührten die stolzen Worte den Dichter der „Göttlichen Komödie", vielleicht läßt er deshalb im Fegefeuer Sordello noch Virgil zur Seite gehen, welcher wie er ein Mantuaner war.[2]) Die beiden Dichter begleiten Dante, welcher bei diesem Punkt seiner Ruhmeslaufbahn angekommen, sich von dem Genius des Altertums und dem Genius der Provence leiten läßt.

Noch ein Schritt blieb übrig, damit die Dichtung der Troubadours ganz und gar italienisch würde, — es galt in italienischer Sprache zu singen. Zuerst wurde das in Sizilien versucht. Auf dieser „mit allen Gaben Gottes überhäuften Insel" fanden die vertriebenen Provençalen mehr Freude als in den rauhen Schlössern des Nordens: — sie fanden vorgeschrittene Bildung, einen Hof von Gelehrten und freien Geistern, eine Volkssprache, welche im Munde einer vulkanischen Bevölkerung sich eben bildete, endlich Friedrich II., den philosophischen Kaiser. Die beiden Dialekte, der provençalische und der sizilische, kämpften eine Weile miteinander; der sizilische gewann die Oberhand, aber die Empfin-

[1]) Premiers manje de cor, per so que grans ops l'es
L'emperaire de Roma si' Ih vol los Milanes
Per forsa conquistar, quar lui teno conques, etc.
Der ganze Text der Totenklage findet sich in Adolfo Bartoldi's Storia della letteratura italiana II. Bd. pag. 351.

[2]) Virgil war in Andes bei Mantua geboren. D. Ü.

dung blieb provençalisch. Bei den Dichtern dieser Schule von Kaiser Friedrich und seinem Kanzler Peter di Vineis bis zum Notarius Giacomo di Lentino ist nur die Sprache sizilianisch oder italienisch; die Gegenstände, die Ideen, selbst die Formen der Poesie haben sich mit dem Übergang über die Alpen und die Meerenge nicht verändert: es ist eine in die Kindheit zurückgesunkene Kunst, oder wie ein energischer Ausdruck es bezeichnet, „das Stammeln der Altersschwäche". [1]) Der Dialekt erweiterte, verfeinerte, bereicherte sich während des mühsamen Aneignungsprozesses durch fremde Wendungen und Worte. Die bereits gesammelten Dichtungen verbreiteten sich in Italien, wurden, wahrscheinlich durch Abschreiber, toskanisiert und mußten so die Gestaltung der Schriftsprache, der Volkssprache der Gebildeten (nach Dante's Ausdruck vulgaire aulique), wo nicht hervorrufen, doch fördern. Diese Sprache wurde mit der Zeit allen italienischen Schriftstellern gemein. Bald gab es eine Schule toskanischer Troubadours, welche die sizilischen nachahmten, genau in ihren Fußstapfen gingen und über Entweihung schrieen, wenn ein Neuerer sich davon entfernen wollte. Dante von Majano war der eigensinnigste unter diesen Unerschütterlichen. Es war allerdings schwer, den provençalischen Einfluß abzuschütteln. Er lastete auf den volkstümlichen Dichterkämpfen des Ciullo Alcamo wie über der mystischen Erhabenheit von Franz von Assisi, welcher die Armut seine Dame und sich den Troubadour Christi nannte. Um Italien von der Provence loszulösen, bedurfte es der kühnen Machtentfaltung von Guido Giunicelli, des gelehrten Bolognesers; Guido führte die Dichtkunst in die Schule, wo sie Philosophie studierte und den Doktorhut errang. Eine Liebe zu besingen, welche mit Scholastik untermischt zum Platonismus hinneigte, das war die Eigentümlichkeit der italienischen Dichter jener Zeit. Guido Giunicelli hatte darin zwei Jünger, beide Toskaner von Geburt: Guido Cavalcanti und Dante Alighieri.

[1]) „. . . è il balbettare infantile della decrepitezza". Carducci, Dello svolgimento della letteratura nazionale.

IV.

Es gab indes in Italien, besonders in Toskana, auch anspruchslose Volksdichter, welche sich weder um die Provence noch um Bologna kümmerten, fröhliche Tagediebe, welche ganz frei heraus sagten, was sie auf dem Herzen hatten. Einer von ihnen wenigstens, Cecco Angiolieri von Siena, möge genannt werden. Der arme Cecco wäre vielleicht so berühmt geworden als es der 200 Jahre später geborene Villon noch in unserer Zeit ist, wenn er nicht zur Zeit Dantes gelebt hätte und darum als Irrstern vor der aufgehenden Sonne hätte erbleichen müssen. Nichtsdestoweniger wagte er sich an den Meister und rief ihm mit der Frechheit der Gasse zu: „Der Treibstachel bin ich, der Ochse bist Du.“ [1])

Cecco war ein armer Kerl, ein ausgelassener Possenreißer, der nichts liebte als Würfel, Weiber und Weinschenken; dabei war er oft tief traurig und aufgebracht gegen Vater und Mutter, welche es freilich wohl verdienten. Er verschwendete ein wildes Dichterfeuer, um das unnatürlichste aller Gefühle in Verse zu bringen: um Verwünschungen gegen die Eltern auszustoßen. Wie sein Zeitgenosse Rütebeuf zur äußersten Armut verurteilt, ging er in den Krieg, aber er hatte kein Geld und wollte doch leben. So warf er zwar nicht wie Horatius die Waffen weg, aber er verzehrte sie. Zuerst veräußerte er Lanze und Schaft, es blieb ihm noch das Halsstück des Panzers, welches er alsbald auch verkaufte und vertrank. Nun mußte er den Dienst verlassen, mit der Auflage pro absentia zu bezahlen. Er hatte sich in eine Schusterin verliebt, welche ihn verachtete aber loskaufte; an sie richtete er so leidenschaftliche, so herzzerreißende Verse, als sie je einer Beatrice oder einer Laura gewidmet worden sind.

Cecco schrieb aber auch: „Die Not ist meine Mutter, der Schmerz mein Vater, die Schwermut meine Amme.... Mein Herz ist über hundert Dinge so traurig, daß ich hundertmal des

[1]) Ch'io sono il pungiglione, e tu se' il bue.

Tages sterben möchte. Die Hölle hat keine Qualen, deren geringsten eine den meinigen gleich käme." Und doch lachte er darüber, oft allerdings bitter genug, manchmal auch mit dem burlesken Pessimismus, welcher an das Schmollen Scarrons mahnt.

„Wär' ich der Wind, riß ich die Welt ein,
Wär' ich das Feuer, verbrennte ich sie;
Wär' ich das Meer, wär' sie längst unter den Wellen,
Wäre ich Gott, wär' sie lange zerstört.

Wär' ich der Papst, o welches Fest (wäre es mir),
Meine christlichen Unterthanen zu ärgern!
Wär' ich der König, hätt' ich die Freude
Schnell allen den Meinen den Kopf abzuschlagen.

Wär' ich der Tod, alsbald dann ging ich
Zu meinen lieben Eltern, aber wär' ich das Leben,
Ich würde sie fliehen und alle die Unsern.

Wäre ich Cecco, — (meiner Treu ich bin es), —
Behielt ich alle Schönen für mich
Und ließe gerne die Häßlichen andern. . ."

V.

Dante's Liebe strebte höher. Er befleißigte sich der „aulischen Sprache" und trat damit in die Fußstapfen von Sordello. Eine der Kindheit entstammende Liebe bot ihm einen Gegenstand für Canso's, Sonette, Balladen; seine ersten Verse lassen ganz und gar den Schüler der Provençalen erkennen. Hiemit nähern wir uns Beatrice. Wir haben über die Liebe des Dichters zwei Dokumente: La vita nuova (das neue Leben), welches Dante selbst schrieb und wahrscheinlich noch vor dem Jahre 1300 veröffentlichte. Es ist das eine Sammlung von lyrischen Dichtungen, deren Erläuterung in Prosa beigegeben ist. Das andere Dokument ist das „Leben Dante's" von Boccaccio, welches, wie man glaubt, 1354 oder 1355 erschien. Es ist wichtig, diese beiden Darstellungen sorgfältig zu prüfen, weil wir dadurch die Sitten und Anschauungen jenes Jahrhunderts kennen lernen.

Dante war neun Jahre alt und die Dame seiner Gedanken

acht, als sie ihm im roten Kinderröckchen zum erstenmale erschien. „In diesem Augenblick", so erzählt er selbst, „begann der Lebensgeist, der in der verborgensten Kammer des Herzens wohnt, so heftig in mir zu zittern, daß er sich in den kleinsten Pulsen offenbarte und bebend sprach: siehe ein Gott, stärker als ich; er kommt und wird über mich herrschen. Von Stund an war der Gott der Liebe der Herr meiner Seele und so schnell ward diese ihm verlobt, daß ich gänzlich alles thun mußte, was ihm genehm war." [1]) Boccaccio erzählt genauer, natürlicher, weniger phantastisch: „Es war in unserer Stadt bei Damen und Herrn Sitte, daß, wenn der liebe Frühling kam, man sich in verschiedenen Vierteln in geschlossenen Gesellschaften versammelte. Nach dieser Sitte geschah es, daß Folco Portinari, ein von seinen Mitbürgern hochgeachteter Mann, seinen Nachbarn ein Fest gab. Unter diesen war Alighieri (der Ältere); und da die Kinder, besonders an den Ort des Vergnügens, gewöhnlich ihre Eltern begleiten, war auch der kaum neunjährige Dante mit seinem Vater gekommen und befand sich im Hause dieses Amphitryon bald in einem ziemlich großen Kreise von Knaben und Mädchen. Als die ersten Gänge des Gastmahls vorüber waren, begann er, mit der Kinderschar sich möglichst gut zu unterhalten. Unter derselben gab auch eine Tochter von Folco sich der Fröhlichkeit hin. Sie hieß Bice (Diminutivum von Beatrice, wie denn die Florentiner immer die Verkleinerungsform lieben). Sie war acht Jahre alt. Die Anmut, der Reiz und die Schönheit der Kindheit, der gefällige Anstand eines hohen Hauses, Benehmen und Worte, die viel ernster waren, als es sich von ihrem Alter erwarten ließ, zeichneten sie aus. Dazu kamen zarte, vollkommen regelmäßige Gesichtszüge, aus denen eine so natürliche Grazie leuchtete, daß sie in den Augen vieler Leute als ein Engel erschien. Dieses kleine Mädchen also, so schön oder noch schöner, als ich sie beschrieben habe, trat bei

[1]) Die Übersetzung der Zitate aus der Vita nuova ist immer die von Friedrich Notter. A. d. Ü.

diesem Feste vor die Augen unseres Dante, ich weiß nicht, ob eher als die andern Gespielinnen, aber jedenfalls mächtiger als sie alle, in ihm die Liebe zu erwecken. Obwohl er noch ein Kind war, nahm er das Bild mit so viel Liebe in sein Herz auf, daß es sein Leben lang nicht erlosch." Die Vita nuova fährt dann so in der Erzählung fort: „Genau am neunten Jahrestage nach der ersten Begegnung um die neunte Stunde des Tags eine neue Erscheinung. Sie ging in schneeweißem Festgewand zwischen zwei älteren Frauen und grüßte ihn zum erstenmal." Dieser Gruß regte einen solchen Sturm des Entzückens in ihm auf, daß er sich in sein Zimmer flüchten mußte, wo er sofort in einem Traumgesicht die Geliebte in den Armen des Liebesgottes zum Himmel entschweben sah. Wieder aufgewacht ergoß er seine Empfindungen in ein Sonett, das erste von ihm bekannt gewordene Gedicht, worin er sämtliche damals in Florenz anwesende Dichter aufforderte, ihm diesen Traum zu deuten, er verschwieg ihnen jedoch den Namen der Entschwebten, sowie seinen eigenen.[1]) Aus dem Bunde der Liebesdichter antwortete besonders Guido Cavalcanti, welcher von da an der vertrauteste Freund des Dichters wurde, ferner Cino von Pistoja und ein anderer Dante (Dante von Majano), welcher seinem jungen Namensbruder riet, sich in die Pflege eines Arztes zu begeben, da er offenbar krank sei. Er mochte recht haben. „Seit diesem Gesicht", erzählt er, „sah sich mein natürlicher Mensch in seinem Wirken gehemmt, denn meine Seele war dem Gedanken an jene Erhabene gänzlich hingegeben, und in kurzem ward ich so hinfällig und schwach, daß mein Aussehen viele bekümmerte, während andere sich mühten, das von mir zu erkunden, was ich der Welt ganz zu verheimlichen willens war, daher ich erwiderte, die Liebe sei es, die mich also bewältigt habe, denn ich trug auf meinem Antlitz so viele

[1]) Solche Fragen wurden nach damaliger Sitte mittelst Anschlags an einem öffentlichen Ort gestellt und erfolgten in gleicher Weise, wie etwa jetzt Ankündigungen am schwarzen Brett der Universitäten.

ihrer Abzeichen, daß dies nicht mehr zu verbergen war. Als sie mich aber weiter fragten: für wen hat diese Liebe Dich also entstellt? sah ich sie lächelnd an und erwiderte ihnen nichts." Bald darauf erblickte er in einer Kirche während des Hochamtes die Geliebte abermals und stand in ihr Anschauen ganz verloren. Zwischen ihr und ihm saß ein anderes sehr schönes Fräulein, das ihn, als seine Augen fortwährend über sie selbst hinstreiften, mehrmals verwundert ansah, und als er hinwegging, hörte er die Leute sagen: „Seht wie dieser Dame Anblick ihn verzehrt!" Daraus entnahm er, daß seine Liebe für Beatrice, die er der Welt verbergen wollte, wirklich noch nicht bekannt sei, und beschloß daher, jenes Fräulein, wie er sich ausdrückt, als „Schirm" gegen die Wirklichkeit zu gebrauchen. Mehrere Jahre lang richtete er die Gedichte, die eigentlich Beatrice galten, an jene, was er nach der Sitte der damaligen Zeit wohl thun konnte, ohne mit ihr irgendwie in ein näheres Verhältnis zu treten. Endlich aber, als die zum Schein Gefeierte in eine entfernte Stadt zog, wählte er an ihrer Stelle eine andere, kam jedoch über diesen scheinbar etwas zu schnell erfolgten Wechsel, oder aus Nichtbeachtung irgend einer andern Vorsicht, bald in ein ihm nicht günstiges Gerede, indem, wie er bemerkt, „nur allzuviele anders von der Sache sprachen, als die feine Sitte es gebietet". Dies hatte zur Folge, daß ihm Beatrice, die ihn bisher beim Begegnen jedesmal freundlich gegrüßt hatte, fortan den Gruß versagte. Unsäglicher Schmerz ergriff ihn darüber, denn wie ein Wort aus dem Himmel hatte ihre Begrüßung bisher auf ihn gewirkt. „Wenn sie mir", erzählt er, „irgendwo nahte, hatte ich durch die bloße Hoffnung auf ihren Gruß keinen Feind mehr, vielmehr durchdrang mich eine Flamme der Liebe, die mich geneigt machte, jedem zu verzeihen, von dem ich glaubte irgend beleidigt worden zu sein. Hätte jemand in solchem Moment irgend etwas von mir verlangt, so würde ich ihn demütig angeblickt und nichts geantwortet haben als Liebe, und wer diese kennen lernen wollte, der konnte es an dem Beben meiner Augen wahrnehmen. Traf mich aber end-

lich dieser holdselige Gruß, so war die Leidenschaft kein Hindernis, das mir die überschwengliche Seligkeit verdunkelt hätte; vielmehr nahm dieselbe, gleichsam durch ein Übermaß von Süßigkeit, eine solche Art an, daß mein Leib, der ganz und gar unter ihrer Herrschaft stand, sich oft nur noch wie ein schweres, seelenloses Ding fühlbar machte."

Von allen diesen Einzelheiten erzählt uns Boccaccio nichts, „weil er sich nicht bei Begebenheiten aufhalten wollte, welche die Kindheit charakterisieren". Er beschränkt sich darauf, zu beweisen, daß die Liebe Bestand hatte, ja von Tag zu Tag zunahm und mehr als einmal die Augen des Dichters feuchtete. „Aber kein Blick, kein Wort, keine andere Andeutung als das ‚Singen ihres Lobes' verriet ihn je. Seine Dame zu besingen, das war sein einziges Bestreben, und offenbar wurde er dadurch ein solcher Meister der Dichtkunst, daß er nicht nur den Ruhm aller früheren bekannten Dichter in Schatten stellte, sondern daß er, nach der Ansicht sehr vieler, auch in der Zukunft von niemand übertroffen werden wird." Das ist alles, was Boccaccio sagt; so haben wir auf die Vita nuova zurückzugehen, welche jedoch zum Verlaufe des Romanes wenig hinzufügt. Eines Tags wurde Dante von einem Freunde in ein Haus eingeführt, wo ein Verlobungsfest gefeiert wurde. Dort angelangt fühlte der Dichter alsbald ein Beben, das von seinem Herzen aus sich verbreitete, wie ihm durch ein solches das Nahen der Geliebten jedesmal verkündet ward, noch ehe er ihrer ansichtig wurde. Dieses Mal überlief es seinen ganzen Körper, so daß er, um seine Bewegung zu verbergen, sich an eine Wand lehnen mußte, und als er dort umherschaute, ob nicht dennoch sein Zustand bemerkt worden sei, erblickte er plötzlich inmitten der anwesenden Frauen die holdselige Beatrice. Jetzt war, berichtet er, nichts Belebtes mehr in ihm als die Geister des Schauens, und auch diese wollte die Liebe verdrängen, sie befanden sich, wie er sagt, außerhalb der Augen, in welchen bloß Amor den Platz einzunehmen rang. Da verwunderten sich die Frauen über ihn und fingen an, über ihn zu spotten. Der Freund aber führte ihn

mitleidig weg und fragte, was ihm fehle. Es bedurfte einiger Zeit, bis Dante die Antwort hervorzubringen vermochte: „Mein Fuß hat an derjenigen Stelle des Lebens gestanden, über die hinauszuschreiten keiner vermag, ohne daß er die Absicht zurückzukehren aufgebe."

Beatrice hatte wie die andern gelacht, obwohl sie durch lange Gewohnheit (per lunga consuetudine) das Geheimnis ihres Treuen ein wenig kannte, oder vielleicht gerade, weil sie es kannte. War sie selbst es, deren Verlobung an jenem Tage gefeiert wurde? Dante sagt es nicht, aber es läßt sich annehmen. Dieser Umstand würde erklären, warum der Dichter sein Herz von einem Donnerschlag getroffen fühlte. Man führte ihn zu einer Verlobung, ohne ihm den Namen der Braut zu nennen, er entdeckte plötzlich, daß sie es ist, und ganz verstört flüchtete er nach seiner Behausung in „die Kammer der Thränen", wo er ein Lied dichtete, das mit den Worten beginnt:

„Du spottest meiner mit den andern Damen."

Die Sache konnte so verlaufen, aber es ist nur eine Vermutung. Wie dem sei — Beatrice verheiratete sich jedenfalls mit dem Edelmann Messere Simon di Bardi. Das Testament ihres Vaters (ein authentisches Aktenstück) beweist, daß sie schon im Januar 1287 verheiratet war; Beatrice war damals 20 Jahre alt, Dante 21 oder 22. Gleichwohl liebte er sie noch immer, das lag in den Sitten der Zeit, ja selbst in der poetischen Moral der Troubadours. Die Liebe mußte nur tadellos bleiben; das war bei Dante der Fall, Boccaccio selbst gibt das zu. Noch mehr: seine Liebe wird von Tag zu Tag reiner und selbstloser. Hatte er zuerst es als Wunsch ausgesprochen, von Beatrice gegrüßt zu werden, so erschien ihm das bald zu anspruchsvoll, und es kam ein Augenblick, wo er auf diese Gunst nicht mehr hoffen durfte. Eines Tages befand er sich in einer Gesellschaft von Edeldamen, welche sein Herz kannten. Die einen lachten, die andern schwiegen und waren begierig, was er sagen werde. Eine der Damen betrachtete ihn, rief ihn bei Namen und frug: „In welcher Absicht liebst

Du denn diese Dame, da Deine Augen doch nicht einmal ihre Gegenwart zu ertragen vermögen?" „Donna", erwiderte der Dichter, „der Traum dieser Liebe war, die Dame zu grüßen, welche Sie vielleicht meinen, und in diesem Gruß bestand die Seligkeit, welche das Ziel alles meines Strebens bildete, aber, weil es ihr gefiel, mir den Gruß zu versagen, hat mich die Liebe, mein Leitstern, gewürdigt, meine Seligkeit in das zu setzen, was mir nicht genommen werden kann." Darauf begannen die Damen unter sich zu reden, ihre Worte schienen von Seufzern begleitet. Die, welche zuerst mit Dante gesprochen hatte, frug ihn: „Wir bitten Dich, daß Du uns sagest, in was diese Seligkeit besteht?" Der Dichter antwortete: „In den Worten, welche meine Dame preisen." „Wenn das wahr wäre", wurde ihm entgegengehalten, „beweisen die Worte, die Du gesprochen, um Deine Gedanken zu schildern, daß Du in anderer Absicht gehandelt hast." Das heißt offenbar: Warum wolltest Du denn, daß sie Dich grüßte, wenn Du Dein ganzes Glück nur darin findest, den Ruhm von Beatrice zu verkündigen? Nach diesem Gespräch beschloß Dante, nichts mehr zu singen, als was zur Verherrlichung seiner Dame diene. Er dichtete in dieser Stimmung besonders das Lied: „Liebe und ein edles Herz sind gleiche Dinge. . ."

Bald darauf — es war nach den genauen Forschungen von Pelli am letzten Tag des Jahres 1289 — starb der Vater von Beatrice. Das war ein großer Schmerz für die junge Frau. Man hörte ihre Freundinnen sagen: „Die, welche sie in diesem Zustand sehen, sollten vor Mitleid sterben." Dante schrieb Verse über diesen Tod, dann wurde er krank und so schwach, daß er sich nicht mehr bewegen konnte. Am 9. Tage empfand er, als er an seine Dame dachte, einen unerträglichen Schmerz; er stellte traurige Betrachtungen an über die Unbeständigkeit des menschlichen Lebens und sagte seufzend: „so muß denn also auch die sehr edle Beatrice sterben!" In jenem Augenblick schloß er die Augen, und fühlte sich überreizt wie ein Wahnsinniger. In diesem Delirium sah er Frauen mit aufgelöstem Haar an sich vorübereilen,

die schrieen: „Du wirst sterben!“ Andere mit schrecklichem Gesicht riefen: „Du bist tot!“ Fürchterliche Gestalten gingen wimmernd vorüber, die Sonne verdunkelte sich, die Vögel fielen zur Erde, die bleichen Sterne schienen die Tote zu beweinen, die Erde erbebte entsetzlich, und mitten in diesem Aufruhr der Natur kam eine Seele zu Dante und sprach: „Deine Dame ist gestorben.“ Der Dichter brach in Thränen aus, als er aber die Augen aufschlug, sah er eine Wolke von Engeln, die zum Himmel aufschwebten und sangen: „Hosianna in excelsis!“ Darauf sprach er zu sich selbst: „Das ist sicher, daß meine Dame gestorben ist“, und er sah sie wirklich tot. Frauen deckten ihr Haupt mit weißem Schleier zu. Sie lag so ruhig da, als wollte sie sagen: „Ich schaue den Anfang des Friedens.“ Dante wünschte sich ebenfalls den Tod und rief ihn von ganzer Seele herbei. Endlich wurde er durch Frauen geweckt, welche in dem Augenblick ins Zimmer traten, als er rief: „Sei gesegnet, Beatrice!“ Da Seufzer seine Stimme erstickten, verstand niemand diesen Namen, der ihm zum erstenmal entschlüpfte. Die Frauen, welche ihn pflegten, flüsterten sich zu: „Er scheint tot!“ Darauf kam er zum Bewußtsein und erzählte, ohne Beatrice zu nennen, und zurückhaltend wie immer, seine Träume. Seine Aufregung stieg von Tag zu Tag; er war glücklich, seine Dame zu preisen, glücklich, sie rühmen zu hören (denn noch war sie nicht gestorben), glücklich, wenn er auf der Straße die bewundernden Worte hörte: „Diese Frau ist ein Wunder, gelobet sei der Herr, der ein solches Wunder geschaffen hat.“ Mit seinen süßesten Tönen sang er:

So viel der Huld und Reinheit Züge leben
In der Geliebten leisen, zarten Grüßen,
Daß bebend sich der andern Lippen schließen
Und keiner wagt, das Aug zu ihr zu heben.

Still geht sie, von der Demut Kleid umgeben,
Vorüber, wo sie höret sich gepriesen;
Es ist, als ob die Himmel sie entließen,
Ein Wunder, durch die Erde hinzuschweben.

Erfaſſen, welch' ein Wonnegenuß ſich ſtehle
Hinab ins Herz vom Aug, das ſie geſehen,
Kann keiner, der ihn ſelbſt nicht hat empfunden,

Und ihren Lippen, ſcheint es, wird entbunden
Ein ſanfter Hauch voll zartem Liebeswehen,
Der im Entſchweben: „Schmachte!" ſagt zur Seele.

Dante ſchrieb noch ein Sonett, worin er Beatrice im Kreiſe anderer Frauen ſchildert und ihre Anmut und Schönheit beſchreibt. Darauf begann er eine Canzone, in welcher er ausdrücken möchte, welchen Eindruck ihre Frömmigkeit auf ihn ausübe, er unterbricht ſich aber plötzlich, unterbricht ſich mit dem Schmerzenswort von Jeremias: Quo modo sedet sola, civitas plena populo! Facta est quasi vidua, domina gentium. Die Feder entfiel ſeinen Händen, ſeine Dame war geſtorben! — „Es geſchah", erzählt Boccaccio, „daß es dem Himmel gefiel, die ſehr ſchöne Beatrice, als ſie 24 Jahre alt geworden, der Angſt der Welt zu entnehmen und ſie in die ſelige Ewigkeit zu verſetzen. Unſer Dante geriet über dieſen Verluſt in ſolch eine Aufregung, daß die meiſten ſeiner Freunde glaubten, ſein Wimmern und Klagen werde erſt mit ſeinem Leben enden. Viele und reichliche Thränen vergoß er und lange hielt er ſein Ohr jedem Troſt verſchloſſen."

Ein verwunderliches Wort findet ſich in ſeiner Vita nuova. Er ſchreibt, ſeine Dame ſei am 9. Tag des Monats und im 9. Monat des Jahrs geſtorben und fügt hinzu, dieſe Zahl habe ihn immer wohlthuend begleitet, weil es neun bewegliche Himmelskreiſe gebe und die Zahl Drei die der Dreieinigkeit ſei, welche mit ſich ſelbſt multipliziert 9 ausmache. Beatrice war eine 9, an welche ſich das tiefſte Geheimnis ſeines Dogma knüpft. Alles das iſt im Geſchmack ſeiner Zeit begründet, gleichwie der Brief, welchen Dante „an alle Könige der Erde" geſchrieben, um Beatricens Tod anzuzeigen. Die Lieder, welche er auf ihren Tod dichtete, waren nicht durch Abſtraktion und Illuſion eingegeben.

Etwas über ein Jahr nach Beatricens Tod kommt Dante an einen Ort, der ihm die Hingeschiedene lebhaft ins Gedächtnis ruft, so daß er in die tiefste Trauer versinkt. Plötzlich fällt ihm ein, daß ihm solche Schaustellung seines Herzens auf offener Straße nicht anstehe; er blickt umher und gewahrt an einem Fenster ein liebliches Mädchen, das ihn mit innigem Anteil betrachtet, so daß, wie er sich ausdrückt, alles Mitleid der Welt in ihr vereinigt scheint. Besorgend, daß sie die Thränen bemerken möchte, die ihre Teilnahme jetzt aus seinen Augen lockt, nachdem diese Schmerzensströme infolge früheren Übermaßes lange Zeit hindurch versiegt gewesen, entfernt er sich, das Fräulein aber sieht ihn auch bei andern Begegnungen erbarmungsvoll an und erblaßt dabei jedesmal, so daß ihm Beatricens immer etwas bleich gewesene Farbe in Erinnerung kommt. Oft, wenn er nicht zu weinen vermag, geht er nun, die Mitleidvolle zu sehen, und jedesmal lockt ihr Anblick erleichternde Zähren aus seinen Augen. Dies veranlaßt ihn zu folgendem Sonett:

„Der Liebe Farbe hab' ich nie gesehen,
Nie Mitleid so dem Antlitz aufgedrückt,
So viel auch holder Augen ich erblickt
Und mir der Thränen im Gedächtnis stehen,

Wie ich es schau, so oft in stummem Flehen
Den Blick der Schmerzen ich Dir zugeschickt,
Bis mich aufs neu der Toten Bild durchzückt
Und ich erbeb, mein Herz möcht drob vergehen.

Die Augen krank kann ich zurück nicht halten
In ihrem ew'gen Durst nach neuen Thränen,
Daß sie sich oftmals wenden zu den Deinen;

Du aber läfst so frei ihr Streben walten,
Daß gänzlich sie verzehrt dies heiße Sehnen,
Und doch vor Dir dann können sie nicht weinen."

Allgemach jedoch wollte es den Dichter bedünken, seine Augen nähmen zu innigen Anteil an jener Lieblichen und er schalt sich

darüber aufs bitterste, als begehe er eine Untreue an Beatricens Gedächtnis. Dann sagte er sich wieder: „sie ist ein edles, schönes, junges Fräulein und vielleicht auf Geheiß des Gottes der Liebe selbst erschienen, auf daß mein Leben zur Ruhe komme." Aus diesem Zwiespalt der Gedanken ging ihm neben andern Sonetten das folgende hervor:

„Ein lieblicher Gedanke tritt oft ein
Und weilt bei mir, ein Wort von Dir zu wagen,
Und weiß von Lieb' so Süßes mir zu sagen,
Daß bald mit ihm das Herz wird fast gemein.

Die Seele fragt das Herz dann: „wer mags sein,
Der kommt, zu trösten also mein Verzagen?
Wird von so mächt'ger Kraft er denn getragen,
Daß bei uns jetzt darf weilen er allein?"

Das Herz versetzt: „o Seele, die voll Bangen,
Es ist ein neuer, zarter Geist der Liebe,
Der seine Wünsche heimlich mir verkündet,

Sein Leben, seine Kraft — wie er sie übe,
Aus jener Milden Aug' sind sie empfangen,
Die Schmerz ob unsrem Martyrium empfindet."

Eines Tages endlich erschien ihm Beatrice um die 9. Stunde im roten Kleid, als Kind, wie bei der ersten Begegnung. Alsbald kehrte er zu ihr zurück und bereute den Wunsch, „von welchem er sich mehrere Tage so feige hatte beherrschen lassen". Nun machte er Verse, um diejenigen zurückzunehmen, welche ihm die Mitleidsvolle eingeflößt. Endlich in einer letzten noch wunderbareren Vision, als die früheren es gewesen, sah er Dinge, welche ihn zu dem Entschluß brachten, „nichts mehr von der Gebenedeiten singen zu wollen bis zu dem Tag, wo er würdiger von ihr reden könne". „Um das zu erreichen, studiere ich soviel wie möglich, sie weiß es", sagt Dante und fügt hinzu: „wenn der, durch welchen alle Dinge sind, mein Leben noch eine Weile erhält, hoffe ich von ihr einst reden zu können, wie noch nie von einer Frau

geredet ward. Und dann gebe der, welcher der Herr der Liebe ist, daß meine Seele schauen dürfe die Herrlichkeit meiner Dame, das heißt der gebenedeiten Beatrice, welche von Angesicht Den schauen darf, qui est per omnia saecula benedictus. Laus Deo." So endet das Buch Vita nuova und kündigt mit diesen Worten die Divina Commedia „die Göttliche Komödie" an.

VI.

Stehen wir hier ein wenig stille, es lohnt sich der Mühe. Die zu erörternden Fragen betreffen nicht nur Dante und den Geist seines Werkes, sondern die ganze Liebespoesie jener Zeit. Hat Beatrice wirklich gelebt? Oder war sie nur ein Luftgebilde? Seit hunderten von Jahren streiten die Kritiker darüber, und die letzte Geschichte der Litteratur Italiens hat den Kampf aufs neue lebhaft aufgenommen. Wir wollen demselben als einfache Zeugen beiwohnen und die Gründe für und wider abwägen.

Nein, sagt A, Beatrice hat nie gelebt. Beweis dafür ist, daß sich in dem ganzen Werke Dante's nur Visionen finden.

B: Soll also der größte italienische Dichter nur ein Halluzinist gewesen sein? Dazu steht er uns doch zu hoch.

A: Keineswegs, aber er hatte Nerven, unruhigen Schlaf, Träume und sah Schreckbilder, welche er kommentierte; das war bei den Lyrikern seiner Zeit gebräuchlich. Er mag wachend geträumt haben, das geschieht oft bei Leuten von lebhafter Phantasie. Viele, welche nicht einmal ein Genie waren, haben lange im Reich der Chimären und Gespenster gelebt. So ist auch das, was Dante in seinem Hauptwerk, der „Göttlichen Komödie" beschrieben hat, nichts als eine ungeheure Vision von 14,230 Versen. Er selbst hat überdies die Existenz von Beatrice geleugnet. Hat er nicht behauptet, die Dame seiner Gedanken sei nur eine arithmetische Berechnung: $3 \times 3 = 9$?

B: Im 13. Jahrhundert bestand allerdings der Aberglaube der Zahlen. Dante hielt viel darauf und hat es mehr als einmal bewiesen, besonders als er sein Gedicht in drei Teile von

je 33 Gesängen teilte und, um das Hundert voll zu machen, noch einen Gesang als Schluß der Hölle hinzufügte. So benützte er denn auch gerne alle Gelegenheiten, wo er im Leben von Beatrice die Zahl 9 anbringen konnte, aber er scheute sich nicht, Daten anzuführen, wo diese Zahl nicht eintraf. Beatrice wurde z. B. 1266 geboren und war erst 8 Jahre alt, als er ihr zum erstenmal begegnete; sie war erst 24 Jahre alt, als sie starb. Wäre die Vielgeliebte nur ein Geschöpf seiner Einbildung gewesen, so hätte er sie 1269 geboren werden lassen, worin die Zahl 9 sich 141mal dividiert. Er hätte sie bei der ersten Begegnung 9 Jahre alt sein lassen; er hätte sie 3 Jahre später auf den Kirchhof geführt, um ihr das Alter von 27 Jahren zu schenken: $3 \times 9 = 27$. Dreimal Neun, das wäre ja die idealste Zahl dieser mysteriösen Arithmetik gewesen. Wenn Dante nicht so rechnete, geschah es sicherlich, weil er sich durch reale Daten gehindert fühlte, folglich muß eine Beatrice in Fleisch und Bein existiert haben.

A: Ihr mögt behaupten, was Ihr wollt, ich begreife es nicht. Was ist das für ein sonderbarer Liebender, der sich in Kriegslist erschöpft, um sein Geheimnis nicht zu verraten? Der zwei Frauen kompromittiert, um diejenige, welche er liebt, zu verheimlichen, und eine Komödie von „Schirmen" aufführt, einzig und allein, um sich zu verbergen. War seine Liebe denn nicht eine ganz berechtigte? Konnte er nicht vor Folco Portinari hintreten und sagen: „Ich heiße Dante Alighieri, mein Ahnherr Cocciaguida war Kreuzritter, ich habe in Bologna tüchtig studiert, bin ein Mann, der hoffen kann, als Dichter, als Gelehrter, als Soldat, als Gesandter, als Regierungsbeamter berühmt zu werden. Gewähren Sie mir die Hand Ihrer Tochter." — Dante hat das nicht gethan, — folglich hat Beatrice nicht existiert.

B: Sie vergessen, daß diese Geschichte schon 600 Jahre alt ist. Dante gehörte beim Beginn seiner Dichterlaufbahn zu dem Bunde der Liebesdichter, folglich schlug sein Herz nach Art der Provençalen. Er hat sich an den Troubadours gebildet, welche er oft in seinen Büchern anführt. „Der Frauendienst der

Troubadours hatte mit der Ehe nichts gemein, er stand ihr wo nicht feindlich so doch indifferent gegenüber. Ein Troubadour konnte jede andere Dame besingen, nur nicht die eigene Frau, und es kam nicht darauf an, ob die Dame, deren Dienst er sich weihte, vermählt war oder nicht, auch ob sie an seinen Huldigungen Gefallen fand oder nicht. Dieser Gebrauch, wie man ihn auch beurteilen mag, liegt offenbar dem Verhältnis zu Grunde, in welches sich Dante zu Beatrice versetzt, nur, daß es in diesem Fall alles Zweideutigen und Gewöhnlichen entkleidet, in veredelter, hochidealisierter Gestalt auftritt." Dieses Geheimnis, das uns so sehr in Staunen versetzt, war bei den Provençalen und ihren Jüngern sogar strenge Forderung. Raymond hat in lateinischer Sprache den Brüdern des Liebesbundes 31 Artikel über den Kodex der Liebe gegeben. Der zweite Artikel sagt: „Der, welcher sich nicht verbergen kann, kann nicht lieben." Der dreizehnte: „Die geoffenbarte Liebe dauert nicht." Durch den fünfzehnten Artikel war jeder verpflichtet, beim Anblick seiner Dame zu erbleichen, und, wenn er sie plötzlich erblickt, muß dem 16. Artikel zufolge sein Herz erzittern. Genau das geschah Dante, als er bei dem Verlobungsfest Beatrice erblickte; nie wurde der Liebeskodex pünktlicher befolgt. Bei diesem Verlobungsfest erscheint Beatrice sehr menschlich weiblich. Sie lacht über ihren patitore, mit dem sie schmollt, etwas grausam, in keineswegs engelhafter Weise. Ideale Frauen spotten nicht über andere, sie träumen, den Blick gen Himmel gewendet.

A: Ihr vergeßt, daß eine Menge Gelehrter in der Geliebten Dante's eine reine Allegorie gesehen haben. Für Philelph war sie die fabelhafte Pandora, für andere die Theologie, oder das Göttliche Wissen, oder die mitwirkende Gnade, oder die rettende Gnade, oder die Seligkeit, oder alles das zusammen. Für Rossetti war sie die kaiserliche Monarchie, für Byron die Mathematik.

B: Byron machte schlechte Witze, der hat hier nicht mitzusprechen. Für uns ist Beatrice das Ideal der Frau, das ewig

Weibliche, vor welchem sich auch Goethe am Schluß seines Faust verneigt.

A: Darin sind wir vollkommen eins, daß es sich um die Beatrice handelt, welche Dante in das Paradies erhob. Auch Faust wurde durch eine Heilige dorthin geführt, auch er lernte dort die reine Liebe kennen. Aber beachten Sie wohl, — diese Heilige war eine Büßerin, welche einst Gretchen geheißen.

B: Geradeso war die Beatrice in der „Göttlichen Komödie" einst ein kleines Mädchen gewesen, das man Bice nannte. In jener Zeit stiegen die Dichter wohl zum Himmel auf, aber ihr Ausgangspunkt war die Erde. Also wollte es die platonische Lehre, welcher sie sich völlig unterwarfen. Die Dichterseele eines Mannes mußte sich zuerst an die materielle Schönheit fesseln, welche einem einzelnen Körper verliehen ist, das war die Vorschrift von Diotimus. Der Dichter bedurfte also wenigstens als Ausgangspunkt einer lebenden Realität. Vermögen wir denn überdies uns etwas als Ideal oder auch nur als eine einfache Idee zu denken, das erst 8 Jahre alt war, als es uns das erste Mal entgegentrat, — das mit Kindern seines Alters spielte, auf der Straße spazieren ging, einem Jüngling eine Verbeugung machte, dann im Ärger der Eifersucht ihm den Gruß verweigert und in der Gesellschaft über ihn spottet? Eine Idee, welche einen einfachen Sterblichen zum Vater hat und an einem ganz bestimmten Datum, am 9. Juni 1290, 24 Jahre alt, stirbt? Es bedarf wahrlich tüchtiger Haarspalterei, um in all dem eine Allegorie zu finden.

A: Man hat es doch ohne große Anstrengung zustande gebracht. Man hat nur „Studium" zu lesen, wo die Vita nuova das Wort Liebe braucht, hat in dem Gruß auf der Straße die Aufforderung zur Ausdauer herauszufinden; der sterbliche Vater ist nicht Folco Portinari, sondern Brunetto Latini, Dante's Lehrer, oder aber er ist der Gedanke der Liebe, der Beatricen das Leben gegeben hat.

B: Wie erklärt sich dann die tiefe Betrübnis Dante's als

der Vater, „der Gedanke der Liebe“, und sechs Monate darauf die Tochter, „die Idee“, gestorben war? Beweint man eine Idee? Da hört das Denken auf.

A: Es hört auf, weil man sich durch das Zeugnis Boccaccio's irreführen läßt. Boccaccio aber ist nur ein Erzähler, so ist auch sein Leben Dante's nur eine Erzählung, eine romantische Plauderei, una diceria romanzesca. So sagen viele gelehrte Kritiker.

B: Viele nicht weniger gelehrte Kritiker sagen das Gegenteil. Boccaccio, welcher den Dichter gesehen hatte oder wenigstens hat sehen können, schrieb diese „Erzählung“ 1354. Dante war 1321 gestorben. Ihm waren von solchen, welche Beatrice gekannt hatten, die Thatsachen mitgeteilt worden. Es bedarf vieler sehr willkürlicher Voraussetzungen, um ihn der Lüge zu beschuldigen.

A: Ich glaube nicht an die Unfehlbarkeit der Traditionen.

B: Ich noch weniger an die Unfehlbarkeit der Konjekturen.

A: Dante selbst hat uns doch sein Geheimnis geoffenbart. Seinem Convito („Gastmahl“), hat er wie dem letzten Teil seiner Vita nuova einen allegorischen Kommentar beigegeben. Es handelt sich um die Donna Piétosa, die Mitleidsvolle, welche nach dem Tod Beatricens ihm Trost und Zerstreuung spendete. „Ich gestehe“, schreibt er hier, „daß diese Dame, in welche ich mich nach meiner ersten Liebe verliebte, die sehr schöne und sehr tugendhafte Tochter ‚Gottes‘, ‚die Königin des Alls‘ ist, welcher Pythogoras den Namen ‚Philosophie‘ gegeben hat.“ Die Tröstungen, welche sie Dante verlieh, waren die Bücher des Cicero und des Boëtius, welche er damals las.... So existierte denn keine Mitleidsvolle, folglich — auch keine Beatrice.

B: Folglich existierte Beatrice. Wäre sie nur ein Geschöpf der Einbildungskraft gewesen, so hätte der Philosoph des Convito Einen Stein in zwei Teile geteilt und sich bemüht, die erste Liebe so gut als die zweite in Luft zerfließen zu lassen. Aber Beatrice bleibt unberührt, und Dante erklärt ausdrücklich, daß für das, was sie betreffe, es bei seiner Darstellung in der Vita nuova verbleibe. Achten wir noch auf einen sehr wesentlichen Punkt:

Daß Dante nicht auch Beatrice kommentierte, ist für uns ein Glück. Wir haben dadurch das Recht, sie mit eigenen Augen zu schauen, wie sie in der Vita nuova vor uns erscheint: — zuerst als ein Kind, das spielt, dann als Fräulein, dann als junge, sehr würdige, ein wenig stolze Frau, welche der Verachtung und Eifersucht fähig ist, sich über ihre Anbeter lustig macht, sobald sie sich erlauben zerstreut zu sein. Dante liebt die Dame, deren Ritter er ist, ehrerbietig aber menschlich, nach Art der Provençalen. Er verlangt wenig von ihr, aber doch etwas, — einen Gruß, wenn er ihr begegnet; dieser Gruß ist für ihn der Höhepunkt des Glücks und er ist der Mann dazu, in Verzweiflung zu geraten, sobald er ihm versagt wird. Später gestaltet sich die Liebe des Provençalen um in die Liebe des Italieners. Der Dichter tritt ein in die Schule von Bologna und nimmt die neue Kunst, den neuen Stil an, welchen andere Toskaner wie Cino von Pistoia und Guido Calvalcanti schon zu Ehren gebracht hatten. Er verlangt nichts mehr, nicht einmal einen Gruß, und findet sein ganzes Glück darin, seine Dame zu besingen. Von da an ist Beatrice keine wirkliche Persönlichkeit mehr, sondern eine lebendige Personifizierung. Sie stirbt endlich und nun beginnt die Himmelfahrt, die Apotheose; sie steigt zum Himmel, wo sie, wenn Ihr so wollt, zum ewig Weiblichen wird, zum höchsten Ideal, welches den Dichter durch die unwiderstehliche Anziehungskraft des Blickes von Sphäre zu Sphäre führt. Aber wie bleibt sie gerade da so ganz Weib! Wie viel menschliches ist in den Vorwürfen, welche sie Dante macht, als er sie im Fegefeuer wiedersieht! Im Anfang spricht sie gar nicht mit ihm, sondern sie spricht zu den heiligen Scharen:

„Ihr wacht im ew'gen Tag und nimmer mögen
Euch einen Schritt entziehen Schlaf und Nacht,
Den das Jahrhundert thut auf seinen Wegen.
D'rum ist die Antwort mehr für ihn bedacht,
Der drüben weint, damit sie klar beweise,
Daß große Schuld auch große Schmerzen macht.
Nicht durch die Kraft allein der ew'gen Kreise,
Die jedes Wesen zu dem Ziele lenkt,

Das ihm sein Stern gesteckt für seine Reise, —
Durch das auch, was der Gnade Regen schenkt,
(Der aus so hohem Dunstkreis, daß zu schweben
Dahin kein Blick vermag, sich niedersenkt),
War dieser einst in seinem neuen Leben
Gar hoch begabt, um ganz zur Trefflichkeit
Durch recht gewöhnte Kraft sich zu erheben.
Doch wilder wird in schnöder Üppigkeit
Jedweder schlechte Samen sich entfalten,
Je kräft'ger ist des Bodens Fruchtbarkeit.
Wohl wußt' ich ein'ge Zeit ihn festzuhalten,
Indem ich ihm die jungen Augen wies;
Da ließ er gern als Führerin mich walten.
Doch hatt' er, als ich kaum die Welt verließ,
Zum bessern Sein zu geh'n, sich mir entzogen,
Indem er andern ganz sich überließ.
Als ich vom Fleisch zum Geist emporgeflogen
Und höh're Tugend, höhern Reiz empfahn,
Da war er minder hold mir und gewogen.
Er wandte seinen Schritt zur falschen Bahn,
Trugbildern folgend schnöden Wonnelebens,
Und falschen Lockungen und leerem Wahn.
Im Traum und Wachen rief ich ihm vergebens,
Und Mahnung haucht ich ihm und Warnung ein,
Doch blieb er taub im Leichtsinn eitlen Strebens.
Ein Mittel konnt' ihm nur zum Heil gedeih'n,
So tief schon hatt' er sich im Wahn verloren,
Und solches war der Anblick ew'ger Pein.
Deswegen drang ich zu der Hölle Thoren,
Und habe den, der ihn heraufgeführt,
Mit Bitten und mit Thränen dort beschworen.
Nicht wär's, wie sich's nach ew'gem Rat gebührt,
Wenn er durch Lethe ging und sie genösse,
Und nicht vorher, bußfertig und gerührt
In Reuezähren seine Schuld ergösse." [1])

Dann wendet sie sich an Dante selbst und kehrt jetzt „der Rede Spitze gegen ihn". Sie fordert ihn auf, sein Unrecht zu bekennen; der Reuige vermag kein einzig Wort zu stammeln. Sie wartet ein wenig und drängt ihn — nun

[1]) Fegefeuer XXX, 103—145.

„zog ein Ja aus seinem Mund,
Das zwar erblickt vom Auge ward, allein dem Ohr entzogen."[1])

Beatrice erneuert ihre Fragen:

„Nichts ließ Natur und Kunst Dir je gefallen,
Wie jenen Leib, in dem ich dort erschien,
Des schöne Glieder jetzt in Staub zerfallen.
Und saheſt Du die höchste Wonn' entflieh'n
Bei meinem Tod, was konnte Dich besiegen?
Welch' ird'sche Lust Dich fürder an Dich zieh'n?
Beim Reiz der Dinge, die das Herz betrügen,
Bei ihrem ersten Pfeil, war's ziemend mir,
Die ich mein Sein verwandelt, nachzufliegen.
Nicht niederzieh'n sollt' er die Schwingen Dir,
Nicht harren sollteſt Du der andern Pfeile,
Des Mägdleins nicht, noch andrer eitlen Zier." . . .[2])

Läßt sich bei diesem Ausdruck der Eifersucht noch an ihrer Realität zweifeln? Wie? sie spricht hier von ihren Kinderaugen, von ihrem schönen Leib, der ihr genommen ward und jetzt nur noch Staub ist. Noch zittert die Verachtung nach, die sie lebend empfunden. Sie wirft dem Reuigen vor, die jungen Mädchen zu sehr zu lieben, sie spricht sogar von einem Mädchen (pargoletta), welche nach Boccaccio aus Lucca und keineswegs eine Abstraktion gewesen sein soll. — Wie? so spricht Beatrice 10 Jahre nach ihrem Tod, als sie selbst nur noch eine lichtumflossene Seele war; sie hat mitten in allem Glanz des Himmels ein so lebhaftes Andenken an die Erde, einen so stechenden Nachgeschmack von Groll und Gefallsucht behalten; sie spottet noch da oben mit so viel Schalkheit des Ungetreuen, daß sie zu ihm, welcher zum Graubart geworden, nicht sagt: „Hebe Dein Haupt!"[3]) sondern: „es sei emporgewandt Dein Bart", und Ihr wollt behaupten, dieses ächte Weib habe nie existiert? Oh Ihr Ausleger! Ihr Ausleger! Man möchte auf Euch das Wort anwenden, das die Venetianerin zu Jean Jaques Rousseau sprach: „Laßt die Frauen gehen und studieret die Mathematik!"

---

[1]) Fegefeuer XXXI, 14. 15. — [2]) Fegefeuer XXXI, 49—60. — [3]) Fegefeuer XXXI, 67.

VII.

Wir haben die Liebe Dante's betrachtet, aber er war nicht nur ein Liebender. Von seiner ersten Kindheit an und auch in der Zeit, in welcher er Beatrice besang, arbeitete er rastlos und wurde so einer der ersten Gelehrten seiner Zeit. Um als solcher zu gelten, mußte er bewandert sein in den drei Künsten des Triviums: der lateinischen Grammatik, der Rhetorik, welche sich damals freilich im Verfall befand, und der durch die Logisten jener Zeit sophistisch gewordenen Dialektik des Aristoteles. Sodann mußte er alle vier Stücke des Quadriviums kennen: die Arithmetik, die Geometrie, die Musik, welcher die Gelehrten damals bedurften, weil sie noch Leute der Kirche waren und die Messe zu singen hatten, die Astronomie des Ptolomäus, die ihm später als Grundlage für die Zeichnung des Paradieses diente. Der Dichter war von Hause aus ein Beobachter von scharfem Blick und gab sich darum insbesondere auch dem Naturstudium mit Eifer hin. Er hat den Schlaf der Pflanzen, die Färbung der Blumen, das Reifen der Früchte, den Magnetismus und das Flimmern der Sterne genau beschrieben; man glaubt, er habe gewisse Konstellationen des Südpols beobachtet; Vers 97 ff. des zweiten Gesangs des Paradieses bewundert man eine Erfahrung aus der Spiegellehre; man ist sogar soweit gegangen, ihm die Entdeckung des Prinzips der Schwerkraft zuzuschreiben, und will im 26. Gesang der Hölle durch Ulysses Christoph Kolumbus den Weg nach Amerika gezeigt sein lassen.

„D'rum warf ich mich, kaum meiner Haft entbunden,
In einem einz'gen Schiff ins off'ne Meer,
Samt einem Häuflein, das ich treu erfunden.
Nach Spanien führt' und Libyen hin und her
Ich meine wack're Schar als kühner Leiter
Nach jedem Eiland jenes Meers umher.
Alt war ich schon und schwer, auch die Begleiter;
Da war mein Schiff am engen Schlunde dort,
Wo Herkules sein Säulenpaar gebaut: Nicht weiter!
Als hinter uns nun rechts Sevilla's Bord,
Und linker Hand die Zinnen Ceuta's waren,
Sprach ich zu den Gefährten dieses Wort:

O Brüder, die durch tausend von Gefahren
Ihr hier im Westen kühn Euch eingestellt,
Verwendet jetzt, um neues zu erfahren,
Weil Seele noch und Leib zusammenhält,
Den kurzen Rest von Eurem Erdenleben
Der Sonne nach zur unbewohnten Welt!
Bedenkt, wozu dies Dasein Euch gegeben!
Nicht um dem Viehe gleich zu brüten, nein,
Um Wissenschaft und Tugend zu erstreben.
Den Meinen schien dies Wort ein Sporn zu sein,
Hätt' ich gewollt, nicht konnt' ich mehr sie zwingen,
Und rastlos ging's ins weite Meer hinein.
Und morgenwärts gewandt das Steuer, gingen
Wir tollen Flugs dann immer linker Hand,
Und unsrer Eil' verlieh'n die Ruder Schwingen.
Schon wurden jetzt vom Blick der Nacht erkannt
Des andern Poles Stern', und unsre Klommen
Kaum übers Meer noch an des Himmels Rand,
Schon fünfmal war entzündet und verglommen
Des Mondes Licht, seit wir, dem Glück vertraut,
Durch den verhängnisvollen Paß geschwommen,
Als uns ein Berg erschien, von Dunst umgraut
Vor weiter Fern', und schien so hoch zu ragen,
Wie ich noch keinen auf der Erd' erschaut.
Erst jubeln ließ er uns, dann bang verzagen,
Denn einen Wirbelwind fühlt' ich entsteh'n
Vom neuen Land und unsern Vorbord schlagen;
Er macht uns dreimal mit den Fluten dreh'n,
Dann, als der hintere Teil emporgeschossen,
Nach höherem Spruch, den vordern untergeh'n,
Bis über uns die Wogen sich verschlossen." [1])

[1]) Hölle XXVI, 100—142. — Wer die Beschreibung liest, die Dante dem Ulysses in den Mund legt, kann kaum begreifen, daß sie 200 Jahre vor statt nach den Reisen von Christoph Kolumbus geschrieben wurde, so genau stimmt jedes einzelne Bild mit dem Reisetagebuch und den Briefen von Christoph Kolumbus überein, welche 1536 von Las Casas, dem Freund des Weltentdeckers, veröffentlicht und 1784 von Don Navarette, einem spanischen Seeoffizier, in Archiven entdeckt wurden. Erklärlich ist die Schilderung durch die zu Dante's Zeit erschienene Reisebeschreibung von Marko Polo.

Es ist ja gewiß wahr, daß Dante vieles voraussah, aber Roger Bacon hat vor ihm noch viel mehr vorausgesehen; und doch hat niemand den englischen Franziskaner als den Entdecker der Eisenbahnen, der Dampfschiffe und des Schießpulvers gepriesen. Alighieri hatte vielleicht mehr Einbildungskraft als andere Gelehrte seiner Zeit, aber sein Wissen war so wenig als das ihrige lücken- oder schrankenlos. Er wagte sich gerne in die Astrologie und glaubte, wie schon ausgeführt, an den kabbalistischen Einfluß der Zahlen 3 und 9. Seine literarischen Kenntnisse konnten nicht methodisch geordnet sein; Manuskripte waren selten, so nahm man sie, wie sie der Zufall in die Hände spielte. Dante war auf mehrere französische Liebesdichter gestoßen, die Troubadours führt er mehr als einmal an; er kannte die Väter und Lehrer der Kirche, auch die „Summa" des heiligen Thomas; ebenso die Alten oder wenigstens einige, denn die meisten ihrer Werke waren damals verloren oder versteckt, viele wurden erst nach ihm entdeckt. Er hat Statius benützt, aber ihn mit einem Redner aus Toulouse verwechselt; er las Boëtius, den Verfasser der consolatio philosophiae, und bewunderte, was von den Werken Cicero's wieder gefunden worden war; besonders aber lebte er in Virgil, von welchem er mit ehrfurchtsvoller Liebe spricht:

„Mein Meister, Vorbild! Dir gebührt der Preis,
Den ich durch schönen Stil davongetragen,
Denn Dir entnahm ich, was ich kann und weiß." [1])

Verstand er griechisch? Es finden sich griechische Worte in seinen Büchern, was beweist, daß er jedenfalls diese kannte, aber „Plato hat er nur im Geist geschaut", sagt Marsilius Ficinus, und „mit Homer hat er sich nie direkt unterhalten". Die großen Männer, welche zu früh geboren waren oder zu ferne wohnten, um sich zu Christo bekehren zu können, versetzte er in seiner „Göttlichen Komödie" in den Himmel der ungetauft gestorbenen

[1]) Hölle I, 85.

Kinder, den ersten Kreis der Hölle, „wo der Schmerz sich kundgibt nicht durch Klaggeschrei, nur in Seufzern dumpf und leise". Die Dichter nehmen dort einen besondern Platz ein, ihrer sind nur fünf; Virgil beherrscht sie alle:

„So war die hohe Schul' hier im Verein
Des hohen Herrn der höchsten Sangesweise,
Der ob den andern fliegt, ein Aar allein." [1])

Dann kommt Homer.

„Sieh' diesen in der Hand das Schwert, voran
Den andern gehen, um sie als Fürst zu leiten.
Du siehst Homer den Dichterkönig nah'n;
Ovid der Dritt', als Letzter kommt Lukan,
Ihm folgt Horaz, berühmt durch Spott dort oben." [2])

Dante reiht sich ihnen als Sechster an:

„Allein noch höher ward ich dort geehrt,
Indem sie mich mit ihrer Schar empfingen
Als Sechsten solches Geisterbundes wert." [3])

Unter die Gelehrten und Weisen setzt er Aristoteles, den Meister derer, welche wissen, und zunächst Plato und Sokrates,

„Der von den Seinen schien umringt zu sein,
Sie all' ihn hoch zu ehren sehr beflissen;
Den Plato ihm zunächst und Sokrates,
Die dort den Sitz vor andern an sich rissen." [4])

Dann kommen in buntem Gemisch Demokrit „deß Welt der Zufall machte", Diogenes, Anaxagoras und Thales, Empedokles, Heraklit und Zeno; Dioskorides „der ans Licht der Pflanzen Kräfte brachte", dann Orpheus, Cicero, Livius, dann Seneca „der Schmerz und Lust verlachte", Euclid, der Meister der Geometrie, Ptolomäus, Hippokrates, Avicenna, Galien, Averrhoes,

„Auch Ptolomäus kam, Euklid heran,
Tullius, Averrhoes, der, seinen Weisen
Erklärend, selbst der Weisheit Ruhm gewann." [5])

---

[1]) Hölle IV, 94—96. — [2]) Hölle IV, 186—190. — [3]) Hölle IV, 100—102. — [4]) Hölle IV, 132—135. — [5]) Hölle IV, 142—144.

Fast möchte man sagen, der Dichter gebe ein Verzeichnis von alten Büchern, wie sie in einer Bibliothek aufs Ungefähr zusammengestellt sind.

Das sind die nichtchristlichen Schriftsteller, welche zu Dante's Zeit wenigstens dem Namen nach bekannt waren. Was in diesem lehrreichen Katalog auffällt, sind die Lücken. Offenbar kannte Dante die Vergangenheit nur bruchstückweise. Man ist überrascht, zu sehen, wie manches ihm unbekannt war, was jetzt jeder Schüler weiß. Beim Schreiben ist er z. B. in betreff der Begriffsworte ganz unsicher, und obwohl er irgendwo eine Abhandlung von Terenz anführt, könnte man glauben, der wahre Sinn des Wortes „Komödie" sei ihm ganz unbekannt gewesen. Einer seiner französischen Übersetzer, Pierre Ange Fiorentino, machte aus ihm einen Romantiker, welcher darum sein Gedicht Komödie betitelt habe, weil die Tragödie in das abgethane klassische Zeitalter gehöre. Fiorentino hat den Brief Dante's an Can Grande della Scala, den Fürsten von Verona, nicht gelesen, worin der Dichter kurz vor seinem Tod den Grund angibt, warum er diesen Titel gewählt: Die Komödie, sagt er, fange mit rauhem Stoff an, ende aber glücklich. Der in der Tragödie angeschlagene Ton sei erhaben, der der Komödie niedrig und nachlässig, d. h. er halte sich frei an die Wirklichkeit, woraus erhelle, daß das vorliegende Werk Komödie genannt werden müsse; denn was den Stoff betreffe, so sei es anfangs, nämlich in der Hölle, grauenvoll, am Ende aber lieblich und begehrenswert, nämlich im Paradies. Sehe man aber auf die Ausdrucksweise, so sei dieselbe nachlässig und niedrig, weil sie die Sprache rede, in welcher die Frauen unter sich verkehren.

Man mag staunen, das Paradies als Lösung der Komik behandelt zu sehen, da aber der Dichter selbst diese Erklärung abgibt, haben wir uns zu bescheiden.

Dante war in der Scholastik und selbst der Theologie so zu Hause, daß er noch im Alter beschloß, in Paris darin weiter zu studieren. Auf den Titel Theologe legte er den höchsten

Wert (theologus Dantes nullius dogmatici expers). Aber selbst darin war er seinem Zeitalter nicht voran. Man hat versucht, aus ihm einen Wiklefiten, einen Hussiten, einen Vorläufer Luthers zu machen; man hat manche seiner Verse auf die Folter gespannt, um aus ihnen eine Weissagung auf die Reformation zu erpressen, aber die Ausleger, welche sich dieser schweren Aufgabe unterzogen, haben Zeit und Mühe daran verloren. Dante war ein Katholik, ein guter Katholik; er huldigte der Kirche, gab die Gewalt des Schlüsselamtes zu, ebenso die Wichtigkeit der Exkommunikation, der Büßungen, des Ablasses, der Werkgerechtigkeit, der Bilderanbetung; er beließ die Seelen im Fegefeuer, legte Wert auf die Fürbitte der Lebenden für die Toten, der Heiligen für die Lebenden, sogar die Inquisition billigte er. Er feierte nicht nur den heiligen Franziskus, sondern auch den h. Dominikus, den ersten Großmeister des päpstlichen Palastes, welcher mit dem Ministerium der Zensur betraut war. Allerdings wollte er wie viele andere die Kirche aus ihrer Versunkenheit herausheben, aber an die Dogmen zu rühren, kam ihm nicht in den Sinn. Wenn er gewisse Päpste in die Hölle versetzte, so that er es aus Achtung vor der Kirche, welche er in fleckenloser Reinheit dastehen sehen wollte.

Die weltliche Macht des Papsttums bekämpfte er allerdings heftig und sagte mit vielen andern Katholiken: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Über diese Frage wurde damals viel gestritten, zwei Theorien standen sich gegenüber. Nach Thomas von Aquino und seinem Jünger Ägidio Colonna sollte die Kirche und ihre Priester herrschen, die Laien aber gehorchen. Der Mensch, sagten sie, handelt hienieden nur in Beziehung auf das künftige Leben. Die Stadt der Menschen ist der Civitas Dei untergeben, geopfert. Die Weltgeschichte ist so gut das Werk Gottes als die Natur; Gottes Hand führt die Völker zur Größe oder zum Verfall, ohne daß der menschliche Wille den vorherbestimmten Gang der Ereignisse aufzuhalten oder in andere Wege zu lenken vermag. Die weltliche Macht ist für die geistige dasselbe, was die Materie für den Geist, der Leib für die Seele

ist. Die beiden Schwerter, als Symbole der beiden Gewalten, sind dem Statthalter Christi verliehen, der sie direkt von Gott erhalten hat. Dem Statthalter Christi muß also auch der Kaiser, der Repräsentant des Rechtes, des Gesetzes, der rein menschlichen, irdischen Gewalt unterworfen sein. Der Mond hat kein eigenes Licht, er empfängt es von der Sonne. „Der Kaiser ist der Mond, der Papst die Sonne", das war ein sehr beliebtes Bild des Mittelalters.

Darauf antwortet Dante lateinisch in seiner Abhandlung de monarchia: „Die Gesellschaft beruht auf der Gerechtigkeit, welche ihren eigenen unabhängigen Wert hat und gleichfalls göttlich ist, weil Gerechtigkeit eine Eigenschaft Gottes ist. . . . Das Kaisertum ist unabhängig vom Papsttum und hängt unmittelbar von Gott ab. . . . Der Papst hat nur in göttlichen Dingen Autorität und soll sich um nichts kümmern, als um die Religion." Das Kaisertum, das Dante im Auge hatte, war das römische. Die Universalmonarchie, die er in Verbindung mit Rom, zuerst in der That und später wenigstens dem Namen nach, forderte, war das Ideal, welches er aufstellte. Er verneinte also den Anspruch, daß das Kaisertum seine Gewalt vom Papsttum erhalte, und sagte: „Jene Lichter sind am vierten Tag, der Mensch hingegen ist am sechsten Tage erschaffen. Die beiden Gewalten wurden für den Menschen erst nach dem Sündenfall notwendig. Es widerspricht der Weisheit Gottes, etwas Nutzloses zu schaffen. Da der Mensch am vierten Tag weder geschaffen noch gefallen war, hätten jene beiden Gewalten noch gar keinen Sinn gehabt, mithin können sie nicht durch Sonne und Mond im voraus angedeutet sein. . ." In Summa: der Kaiser ist nach Dante's Ansicht der Repräsentant der Einheit des Menschengeschlechts, der Gerechtigkeit und der allgemeinen Rechte; er soll der unumschränkte Herr der ganzen Welt sein, damit, wenn niemandem ein Wunsch übrig bleibt, jeder Grund und jede Versuchung zur Ungerechtigkeit hinwegfalle. Die Wiederherstellung des römischen Kaisertums, die Allgewalt und Universalität des heiligen Reiches, das war der Traum der Gibel-

linen, besonders des Cino von Pistoja, welcher wagte, das Bild umzukehren und zu sagen: „Der Papst ist der Mond, der Kaiser die Sonne". Dante verlangte, daß in der Einheit der Gläubigen und in dem Glauben an die heilige Schrift die höchste Autorität der Kirche beruhe. Der Staat solle die Herrschaft ausüben über die Menschen, selbst über die Ketzer, während die geistliche Gewalt sich darauf zu beschränken habe, ihnen die ewigen Strafen zu verkündigen. Auf Erden hat nur der Monarch, d. h. der erwählte Kaiser das Recht zu strafen.

Ein Zeitgenosse Dante's, Marsilius von Padua, ging noch weiter als er. Dieser Geistliche vollendete 1324 eine Schrift, betitelt: Defensor pacis, worin er, um die Rechte Ludwigs des Baiern aufrecht zu halten, die soziale Frage studierte, und darin die exekutive Gewalt von der dem Volke zukommenden legislativen unterschied. Er erdachte sich eine Monarchie oder vielmehr eine parlamentarische Republik, mit einem durch allgemeines Stimmrecht gewählten Präsidenten an der Spitze, der auch durch dieses Stimmrecht wieder entsetzt werden könne. Gleicherweise sollte die höchste Autorität der Kirche in der Einheit der Gläubigen und in der heiligen Schrift beruhen, und jede Strafgewalt nicht nur über den Staat, sondern selbst über die Ketzer dem Papst völlig entzogen sein. Was die geistliche Macht gegen die Ungläubigen thun könne, sei die Androhung der ewigen Verdammnis. Auf Erden aber gehöre dem Monarchen, d. h. dem gewählten Kaiser allein das Recht, sie zu strafen. Zuletzt verlangte Marsilius die Unterwerfung der Priesterschaft unter das Kaisertum, allerdings eine kühne und ebenso abstrakte Idee, wie die des Thomas von Aquino, von der sie freilich nur der Gegensatz war. Aus der Kirche eine Staatsgewalt, oder aus dem Staate eine Kirchengewalt machen, ist beinahe ganz dasselbe, es ist das reine Mittelalter.

VIII.

Das war die Liebe, die Gelehrsamkeit, die Theologie und die Politik Dante's, worin er überall das Kind seiner Zeit blieb.

Und mit dieser Politik, dieser Theologie, dieser Gelehrsamkeit und dieser Liebe errichtete Dante ein Denkmal, welches die Encyklopädie seines Jahrhunderts wurde, einen gelehrten Dom, welcher sich von der Erde zum Himmel erhob und oben im Himmel von Beatrice gekrönt wurde. Zu diesem Zweck bedurfte es einer Vision und einer Reise in die andere Welt, — Darstellungen, welche die Mönche des Mittelalters mit Vorliebe behandelten. Die Liste dieser Seher ist lang, sie schrieben gegenseitig von einander ab. Wir wollen nur Einen ins Auge fassen und daraus lernen, was die „Göttliche Komödie" **vor** Dante war.

Der Mönch Alberich im 12. Jahrhundert war noch ein Kind, als er in Verzückung geriet. Eine Taube faßte ihn bei den Haaren, und St. Petrus führte ihn, von zwei Engeln begleitet, in die Hölle und in das Paradies. In der Hölle sah Alberich, nachdem er das Fegefeuer der ohne Taufe gestorbenen Kinder besucht, die, welche ein üppiges Leben geführt, in Eis begraben, mehr oder weniger tief, je nach der Größe ihrer Sündenlast, wie die Verräter bei Dante. Frauen, welche ihre Kinder nicht selbst gestillt hatten, waren mit den Brüsten an hohen Dornbüschen aufgehängt; Ehebrecher hingen an brennenden Büschen; wer am Sonntag gearbeitet hatte, mußte auf brennenden Leitern auf- und niedersteigen. Tyrannen, wie sie in der göttlichen Komödie als ein Ulysses und Diomed erscheinen, waren in Feuerkugeln gebannt. Solche Visionäre überlieferten sich die Arten der Qualen. Die verdammten Mörder sah Bruder Alberich, wie nach ihm Dante, in einem Sumpf von wallendem Blut; Mönche, welche gegen die Ordensregel gefrevelt oder aus dem Orden getreten waren, wurden von ungeheuern Schlangen gebissen. Lucifer, an starke Ketten gefesselt und in einem tiefen Brunnen steckend, nahm mit Herodes, Kaiphas, Hannas und Judas die Mitte der Hölle ein. Sankt Petrus mußte den kleinen Alberich eine Weile verlassen, um eilig einer Seele die Himmelsthüre zu öffnen. Während seiner Abwesenheit wurde das arme Kind von Dämonen überfallen, welche es mit ihren Krallen zerfleischen wollten; schließlich

kam das Mönchlein auf eine ganz schmale Brücke, welche zur Wohnung der Erlösten führte. Hier befand er sich unter den Gerechten, welche in lieblichem Licht getrost des Gerichtes warteten; unter ihnen eine Menge von Benediktinern, denen die ewige Seligkeit verheißen war. Skt. Petrus benützte die Gelegenheit, dem Klosterleben hohes Lob zu spenden; dann führte er Alberich in den ersten Himmel, wo er ihm die himmlischen Sphären und die 41 Weltregionen zeigte und ihm ein Papier in den Mund legte, wie der Prophet Hesekiel [1]) eine Hand gegen sich ausgestreckt gesehen hatte mit einem zusammengelegten Brief, und eine Stimme sprach: Du Menschenkind mußt diesen Brief essen; da aß er ihn und er ward in seinem Mund so süß wie Honig. Mit diesem Papier wurde Alberich in sein Kloster zurückgeschickt und beauftragt, dort die Dinge zu berichten, welche er gesehen habe. Überdies verlangte Skt. Petrus in lateinischer Sprache, daß ihm jedes Jahr eine Kerze dargebracht würde, so groß als Alberich (ad mensuram staturae tuae). Also endete diese Vision, welche Dante auf dem Berge Cassino oder sonstwo gelesen haben konnte; kannte er sie nicht, so kannte er andere. Er erfand also seinen Gegenstand nicht, sondern erweiterte ihn nur.

Es ist ein weites Gebiet, in welches er sich wagte: Eine Reise in die andere Welt in drei Teilen oder „Gesängen". Eine Hölle, welche sich trichterförmig in die Tiefen der Erde senkt; ein Fegefeuer, das sich bei den Antipoden als Berg aus dem unbewohnten Ozean erhebt; ein Paradies von neun Sphären, welche sich nach der Theorie des Ptolomäus bewegen. In der Hölle das Böse, die Stufenleiter der Verbrechen, die Schrecken des Krieges, die Ewigkeit der Strafen und ganz in der Tiefe der grauenhafte Satan des Mittelalters, eine riesige Fledermaus. Im Fegefeuer das Gute und das Böse, die Stufenleiter der Sünden, das Interesse des Kampfes, die durch Hoffnung gelinderte Reue, und auf der Höhe in Eden, dem noch irdischen Himmel, die göttlich-menschliche Beatrice. Im

[1]) Ez. II, 9, III, 3.

Paradiese endlich herrscht nur das Gute; da ist die Stufenleiter der Tugenden, da ist Frieden in religiöser wie politischer Beziehung, da ist ewige Belohnung, und als Höhepunkt der Seligkeit das Schauen Gottes, wenn auch nur erst von ferne. Wahrlich das ist ein weites Gebiet. Aber wie sollte es behandelt werden zu einer Zeit, wo das Lateinische nur noch den Gelehrten diente und das Italienische nur erst ein Dialekt war? Das war die große Frage, sicher eine der wichtigsten für die Geschichte der Litteratur. Sollte das Mittelalter fortdauern, oder die neue Ära beginnen?

Ein liebliches französisches Gedicht läßt Dante anklopfen an der Pforte des Klosters Santa Croce del Corvo. Der Prior tritt heraus und fragt den düstern Pilgersmann, der vor ihm steht, was sein Begehr sei? Friede! antwortet der Fremdling, und in dieses Eine Wort schloß Dante, denn er war es, alles Sehnen seines Herzens und den Grund, warum er die Arbeit unternahm. Hilarius, der Prior, hat selbst den Besuch des „düstern Pilgers" erzählt. Er empfing ihn freundlich und hörte ihm lange teilnehmend zu. Dante zeigte dem Prior ein Büchlein und sagte: „Das ist ein Teil meines Werkes, das Ihr vielleicht noch nicht gesehen habt. Ich lasse es Euch, damit Ihr mich besser im Gedächtnis behaltet." Der gute Hilarius nahm das Manuskript, warf gleich einen Blick hinein und war außerordentlich überrascht. „Ich bewundere", sprach er zu dem Pilger, „diese Art der Sprache, sowohl weil es mir schwer, ja unbegreiflich scheint, in der Vulgärsprache einen so schwierigen Gegenstand zu behandeln, als auch weil ich nicht verstehen kann, wie Ihr soviel Wissenschaft in ein so populäres Gewand kleiden mochtet." Dante gab dem Prior recht und sagte, im Anfang sei er, vielleicht unter himmlischer Eingebung, entschlossen gewesen, seine Gedanken in die bisher allein berechtigte Sprache zu kleiden, darum habe er sein Gedicht lateinisch begonnen. „Aber", fügte er hinzu, „ich betrachtete die Lage der Jetztzeit, ich sah, wie die Lieder aller berühmten Dichter vergessen und verworfen wurden, und daß darum die großen Männer, welche in besseren Zeiten solche poetische

Werke geschrieben, die freien Künste leider den Plebejern überließen. Darum verließ ich die arme Leier, welche ich ergriffen hatte und verfertigte eine andere, dem Geschmack der Jetztlebenden angemessenere; denn es ist ein vergeblich Thun, Neugebornen Speise zum Kauen anzubieten, solange sie nur von Milch genährt werden können."

So stieg Dante nach dem Zeugnis von Hilarius sehr gegen seinen Willen zu der verachteten Vulgärsprache herab, welche er bis jetzt höchstens für Liebesgedichte tauglich erachtet hatte. Es war das ein großes Glück. Hätte er sein Gedicht lateinisch geschrieben, so wäre es ein totes Werk geblieben. Indem Dante es in italienischer Sprache wieder aufnahm, schrieb er in lebendiger Zunge ein lebendiges Werk, in welches er sich völlig hineinleben konnte. Dadurch besonders ist es modern.

In der That, es ist vor allem der Toskaner, der in Dante's Gedicht lebt. Um es zu verstehen, muß man in dem Florenz seiner Zeit heimisch sein: in der bürgerlichen Republik, in der unermeßlich reichen Stadt, deren Bankhäuser ihre Thätigkeit bis in den Orient erstreckten. Der Papst nannte Florenz seine Goldgrube, die muhammedanischen Fürsten schuldeten den Florentinern Geld, die christlichen Könige entlehnten es oft und vergaßen manchmal, es zurückzubezahlen. Diese Geschäftsleute waren Gelehrte und Künstler; auf ihren Handelsbüchern waren oft Zitate aus Titus Livius und Sallust zu lesen. Als einst Papst Bonifacius zwölf Gesandte aus den Hauptstädten Europa's empfing, fand es sich, daß diese Gesandten sämtlich Florentiner waren. Giotto pflanzte die große Kunst von Cimabue fort und führte sie noch mehr der Natur zu! Arnolfo di Lapo, der Baumeister von Santa Maria del Fiore, erhielt den Befehl, Kunstwerke auszuführen, „wie sie dem Geist entsprächen, welcher die Bürger einmütiglich beseele". Hier war das Volk zur Ritterschaft geworden. Einfache Bürger folgten so gut dem Ruf zum Kriege, wie die Bannerträger der Kriegspoesie, und fochten mit gleichem Mut. Nie senkte der Gonfaloniero sein Banner; die Begleiter des „Carraccio" starben lieber, als daß

sie den großen, prachtvoll überdeckten Fahnenwagen, welcher, von Ochsen gezogen, die Wappen der Stadt trug, dem Feinde überlassen hätten. Eine über den Stadtthoren aufgehängte Glocke läutete einen Monat lang Tag und Nacht, um einer der benachbarten Städte anzukündigen, daß Florenz sie angreifen werde. Nach dem Krieg wurden die siegreichen Hauptleute unter Baldachinen im Triumph zurückgeführt, und das ganze Volk gab sich der Freude hin.

Es war ein glückliches Völkchen, das sein Glück mit Bewußtsein genoß. Wenn Cimabue ein Bild vollendet hatte, drängte sich das ganze Volk mit solcher Freude zum Beschauen desselben hinan, daß bis heute die von dem Künstler bewohnte Vorstadt den Namen „Borgo Allegri" trägt. Im Jahre 1283 gab eine Gesellschaft von tausend Menschen ein Fest, wobei alle weiß gekleidet waren und von einem Haupt, „dem Herrn der Liebe", angeführt wurden. Die Reichen bezahlten für die Armen und feierten mit ihnen unter Spiel und Tanz und andern Vergnügungen zwei Monate lang. Im Mitsommer durchritt der Bischof die Stadt und rief allen schönen Damen der Stadt Scherzworte zu. Der nahende Frühling wurde unter allgemeinem Frohlocken durch Sang und Tanz bewillkommt.

Diese ganze fröhliche Menge wurde aber gar manchmal in eine Schar von Kriegern umgewandelt. Dann zogen 30000 Bürger aus den Mauern, 70000 Bauern gesellten sich ihnen draußen auf dem Lande hinzu. Diese bewaffneten Scharen zogen nach Pisa oder Siena oder Arezzo, entweder aus Großthuerei oder um den Nachbar zu demütigen und zu verhöhnen. Man hieb dann auf seinem Grund und Boden eine Fichte ab und warf über die Wälle der befestigten Stadt einen toten Esel. Der beleidigte Nachbar nahm den Fehdehandschuh auf, und es entstand ein langer, oft heldenmütiger, stets wütender Krieg. Der Feind legte sich auf die Erde, kroch bis zwischen die Füße der Pferde und schnitt ihnen den Bauch auf. Die Florentiner standen dicht aneinander gedrängt, mit vorgehaltenem Schild so unbeweglich da, daß sie von

ferne einer Mauer glichen. Die Flüsse röteten sich vom Blut der Freunde und Feinde, dann zogen die Sieger nach Haus, und die Feste begannen aufs neue. Wilder noch tobte der Bürgerkrieg infolge von Privatstreitigkeiten, welche hundertjähriger Haß hervorgerufen. Man pflegte in Florenz zu sagen: „eine tausendjährige Rache habe nur erst die Milchzähne". Wo zwei Familien über irgend einer Geld- oder Ehrensache in Streit gerieten, da fiel auch das Volk der einen oder der andern Partei zu, und die beiden Teile stellten sich kampfbereit einander gegenüber. Gleichwie der Streit zwischen Papsttum und Kaisertum ganz Europa in die beiden Heerlager der Gibellinen und Welfen teilte, so war auch Florenz in zwei Teile geschieden, weil ein Edelmann, welcher seiner Braut das Wort gebrochen, von deren Verwandten, die nicht mit sich spaßen ließen, auf offener Straße ermordet worden war. Alsbald verwandelten sich die schwerfälligen Paläste in befestigte Schlösser, Bürger bewaffneten sich gegen Bürger, in den verbarrikadirten Straßen strömte das Blut. Endlich wurde die Partei, welche unterlag, verjagt und verwilderte draußen in ohnmächtiger Wut über die Verbannung, während die siegreichen Herren der Stadt mit dem Volke liebäugeln mußten, Arbeiterinnungen organisirten, in der Stille die Privilegien vernichteten und Freibriefe für Ehebrecher, Giftmischer und Mörder ausstellten. Trat dann infolge häuslicher Zwistigkeiten Spaltung in solchen Kreisen ein, so gab es neue Parteien. Ein Edelmann von Pistoja hatte zwei Frauen gehabt, von denen die eine Blanca hieß. Die Kinder der beiden Frauen befehdeten sich und teilten sich in zwei Lager; Blanca's Söhne hießen sich nach ihrer Mutter die Weißen, die andern nannten sich die Schwarzen. Im Jahre 1286 verwundete der Sohn eines „Schwarzen" zufällig den Sohn eines „Weißen", ging aber gleich hin, sich zu entschuldigen. Statt aller Antwort hieb der Weiße dem um Verzeihung Bittenden die rechte Hand ab und sagte kalt: „bring sie deinem Vater". — Die Schwarzen ergriffen alsbald die Waffen, es gab Tote und Verwundete. Nun teilten sich die Florentiner in schwarze und weiße Welfen, denn

Welfen waren sie alle, und es gab zwei neue Parteien. Die schwarzen Welfen stützten sich auf den Papst und riefen Karl von Valois, den fremden Fürsten, herbei; mit ihm kehrte Raub und Plünderung ein; die weißen Welfen wurden weggefegt und gingen in die Verbannung.

Das war die Welt, in welcher Dante heranwuchs. Krieg herrschte zwischen den Familien, zwischen den Parteien, zwischen den Nachbarn. „Zwei Schlösser, zwei Messer", so war es in Florenz, so in Toskana, so in Italien, so in der ganzen Welt, das spiegelte sich dem Dichter von Florenz im Bilde von Florenz ab. Krieg zwischen den Weißen und Schwarzen, zwischen den Welfen und Gibellinen, zwischen Papsttum und Kaisertum, zwischen Papst und dem Cäsar. Wer hatte Recht? Der Papst war schwarz, Dante war weiß, also mußte der Wunsch des Dichters der sein, daß es Cäsar sei, der die Welt zum Frieden führe und in Rom einziehe. In dieser Weise bildete sich der politische Traum Dante's.

Er hatte Florenz verlassen müssen[1]), aber er verlor die

[1]) Dante's Verbannung ward verursacht, weil, als Karl von Valois im Jahre 1301 nach Florenz kam und die Partei der Weißen verjagte, auch er mit seiner Partei vertrieben wurde. In Siena erhielt er die Kunde von der Zerstörung seines Hauses; vermutlich konnte er darum die ihm auferlegte Buße nicht bezahlen und wurde deshalb durch ein zweites geschärftes Urteil vom 10. März 1302 mit 13 andern der angesehensten Weißen auf immer aus dem Gebiet von Florenz verwiesen und seines sämtlichen Vermögens verlustig erklärt, mit der Drohung, im Betretungsfalle lebendig verbrannt zu werden. Beinahe 37 Jahre zählte der Dichter, als ihn dieser Schlag traf. Was er dabei empfand, drückt er in den sechs Zeilen der Divina Commedia (Paradies XVII, 55--60) aus:

Weg mußt Du von allem, was süß dem Herzen,
Was ihm am liebsten; auf Dich ausgestreckt
Hält schon der Bogen diesen Pfeil der Schmerzen.
Da wird, wie fremdes Brot nach Salze schmeckt,
Und welch' ein harter Gang es, fremde Treppen
Zu steigen, Dir durchs eigene Los entdeckt.

Vaterstadt nie aus den Augen. „Florentiner von Geburt," sagt er von sich selbst, „aber nicht von Sitten". Er hätte hinzufügen können: „Florentiner dem Herzen nach". Hätte er je sich fremd fühlen können in dieser Handelsstadt, wo die Kaufherren Künstler waren? Man denkt sich Dante gewöhnlich schweigsam, herablassend, versunken in seine Liebe und in seine Studien, der Welt um sich her so sehr abgewandt, daß, wie man erzählt, er einst einen ganzen Tag mitten im Lärm eines Volksfestes in einer Bude lesend verbrachte, ohne auch nur einmal die Augen aufzuschlagen. Aber darum erfüllte er doch seine Bürgerpflichten: er war Soldat bei Campaldino, dann Conventsprior der Republik, und vierzehn Mal ließ er sich als Gesandter verschicken. Als Florenz ihm eine Mission bei dem Papste anvertrauen wollte, sprach er das stolze, oft wiederholte Wort: „Wer bleibt, wenn ich gehe? Wer geht, wenn ich bleibe?" Er fiel mit seiner Partei, wurde mit ihr verbannt; während seiner Abwesenheit wurde sein Besitztum ausgeplündert, zweimal wurde er verurteilt, das zweite Mal zum Tode; er irrte von Stadt zu Stadt, von Hof zu Hof; wurde oft zurückgestoßen, verachtet, in Verona schlechter behandelt als ein Possenreißer. All sein Streben, alle seine Träume wurden vernichtet. Aber wie liebte er gleichwohl Florenz! Selbst in der Bitterkeit der Verbannung denkt er nur an die Vaterstadt, immer kehrt sein Gedanke dorthin zurück. Verweigert er auch „heimzukehren", weil es nur um den Preis der Erniedrigung hätte geschehen können, so hofft er desto mehr dereinst, sein Buch in der Hand, willkommen geheißen zu werden. Florenz füllt sein ganzes Gedicht, Toskana nimmt in der unbegrenzten Welt der Toten mehr Platz ein, als die ganze übrige Erde. Wenn Dante zur Hölle niedersteigt, reden Ciacco, Farinata, Brunetto Latini von seinem Land. Wenn er in dem Abgrund, wo die Verdammten sind, einen grauen Steinblock mit eingegrabenen runden Löchern sieht, denkt er an den Taufstein von Florenz. Wenn er die seltsame Umwandlung beschreibt, welche die Strafe der Diebe ist, ruft er aus:

„Freu Dich Florenz! Du bist so hoch und groß,
Daß Du die Flügel regst ob Land und Meere
Und selbst Dein Nam' erklingt im Höllenschoß!
Fünf Deiner Bürger fand ich und verzehre
Mich d'rob vor Schamglut bei den Dieben hier." [1])

Auch im Fegefeuer wird in der Apostrophe von Sordello Florenz mit schneidender Ironie besprochen.

„Du mein Florenz, Du kannst dies ruhig hören,
Da dieser Abschweif nimmer Dich berührt,
Nie ließ sich ja Dein wack'res Volk bethören.
Gerechtigkeit hegt vieler Herz, nur spürt
Man etwas spät, wie sehr es ihr gewogen,
Indes Dein Volk sie stets im Munde führt.
Wenn Bürgerämtern viele sich entzogen,
Nimmt sie Dein Volk freiwillig an und schreit:
Nur her! ich werd' nicht krumm dadurch gebogen!
Nun freue Dich, denn Du verdienest Neid,
Du Reiche, Du Friedselige, Du Weise —
Ich red' im Ernst, die Wahrheit liegt nicht weit.
Man spreche von Athen und Sparta leise!
Sollt' ihr Gesetz wohl wert der Rede sein,
Wie sehr man's anpreist, neben Deinem Preise?
Denn Dein Gesetz, es ist so klug und fein,
Daß, hast Du's im Oktober angesponnen,
Zerreist es im November kurz und klein!
Wie oft hast Du geendet und begonnen,
Hast über Münz' und Art, Gesetz und Pflicht,
Und Haupt und Glieder anders Dich besonnen!
Bist Du nicht völlig blind für jedes Licht,
So mußt Du Dich gleich einer Kranken seh'n.
Ruh' findet sie auf ihrem Kissen nicht,
Und wendet sich, den Schmerzen zu entgeh'n." [2])

Im Paradies spricht der Troubadour Foulques von Marseille über Florenz, freilich mit der Bemerkung, die Stadt sei von Satanas gegründet.[3]) Cacciaguida, der Ahnher Dante's, vergleicht im Paradies das Florenz von einst und jetzt:

---

[1]) Hölle XXVI, 1—6. — [2]) Fegefeuer VI, 127—151. — [3]) Paradies IX, 127.

„Bei der Geburt des Töchterleins empfand
Kein Vater Furcht, weil man zur Mitgift immer
Sowie zur Zeit die rechten Maße fand.
Und öde, leere Häuser gab's da nimmer;
Nicht zeigte dort noch ein Sardanapal,
Was man vermag in Üppigkeit der Zimmer.
Nicht übertroffen ward der Montemal
Von dem Uccelatojo noch im Prangen —
Und wie im Steigen, also einst im Fall!
Ich sah vom schlichten Ledergurt umfangen
Bellincion Berti noch und sah sein Weib
Vom Spiegel geh'n mit ungeschminkten Wangen.
Ich sah ein unverbrämtes Wams am Leib
Des Nerli und des Vecchio — und den Frauen
War Spill' und Rocken froher Zeitvertreib.
Glückselige Frau'n! In Eurer Heimat Auen
War Euch ein Grab gewiß — durch Frankreichs Schuld
War keiner noch das öde Bett zum Grauen.
Die, wach und emsig an der Wiege, lullt'
In jener Sprach' ihr Kindlein ein, die jeden,
Der Vater ist, entzückt in Süß' und Huld.
Die, ziehend aus dem Rocken blanke Fäden,
Letzt' ihrer Kinder Kreis von Römerthat,
Von Troja, Fiesole, mit klugen Reden.
Was Ihr an einer Cianghella sah't,
An Salterell, solch' Wunder hätt's gegeben,
Als jetzt Cornelia gäb' und Cincinnat.
So ruhigem, so schönem Bürgerleben,
So treuer Bürgerschaft, so teurem Land,
Gab mich Maria, die mit Angst und Beben
Die Mutter anrief, als sie Weh'n empfand." [1])

So spricht Cacciaguida und vergißt darob seiner Seligkeit. Selbst in den höchsten Sphären des Paradieses, wo Dante die himmlische Rose erblickt, denkt er noch an Florenz und sagt ein bitteres Wort über die Stadt. Aber in seinem Groll ist immer noch Liebe; nur weil er leidet, stößt er die Schmerzensrufe über die Vaterstadt aus. Die Stiefmutter, welche er so schonungslos angreift,

[1]) Paradies XV, 103—132.

bleibt für ihn immer noch die große Stadt mit den lieblich ernsten Ufern, mit den Gräbern seiner Ahnen, mit dem Nest seiner Liebe.

Dante begegnet in der Hölle Farinata, dem wilden Gibellinen, mit welchem er vieles gemein hat. Als Farinata die Sprache der Vaterstadt, des edeln Vaterlandes, hört, da wird er weich und ruft liebevoll: „O Toskana!" Später kommt der Besucher der Schattenwelt zu den Selbstmördern. Einer derselben, ein Florentiner, ist in einen Busch verwandelt und wird von Hunden zerrissen, die an den Blättern nagen. Da sagt der Dichter:

„Weil ich der Vaterstadt mit Rührung dachte,
Las ich das Laub, das ich, das Herz voll Leid,
Zurück zum Stamm, der kaum noch ächzte, brachte.[1])

Diese Liebe für die Heimat ist der Grund, warum Dante toskanisch schrieb und im Alltagskleide einherging. Die lateinische Toga mit den gelehrten Falten würde seinen Gesang und seine Bewegungen gehindert haben. Allerdings hat nicht er diesen Dialekt geschaffen; derselbe lebte bereits im Volke und war durch die Lieder der Troubadours und der Gelehrten bereits geglättet. Aber er gab ihm die Kraft, den Glanz, die Frische, die Würde der Tragik, die Freiheit der Komik, den Stil und den Accent, Relief und Farbe, er flößte ihm die Tonarten ein und paßte sie allen Gegenständen an; er war der erste, welcher sie zu einer endgiltigen Nationalsprache machte. Mit Dante übersprang mit einem Mal die in der Bildung begriffene Sprache, welche hinter der provençalischen weit zurückgewesen war, alle andern und eignete sich alle Hilfsquellen derselben an. Sie ist die einzige von allen Sprachen, die noch ebenso gesprochen wird, wie sie im 14. Jahrhundert gesprochen worden ist. Der Portugiese kam erst seit Camoëns so weit, der Spanier seit Cervantes, der Engländer seit Shakespeare, der Deutsche seit Luther und Lessing. Andere mochten sie verfeinern und schmücken, keiner wird sie erhabener, umfassender, treffender gebrauchen, als Dante, ihr erster Bezwinger, es ge-

[1]) Hölle XIV, 1—3.

than hat, welcher sie allerdings oft als Tyrann, ja als Henker, aber immer als Meister behandelte.

Überdies erfand er, wie er jede Form der Dreiheit liebte, die Terzine, die kürzeste aller Stanzen, in welcher sein kurzer, knapper Satzbau sich nicht beengt fühlte. Die Terzinen gehen eine in die andere über, gleich den Wogen des Meeres; ein Reim, welcher dreimal wiedertönen muß, klingt durch; dabei kann der Gedanke sich bequem abwickeln, bis er am Schluß des ganzen Liedes mit Einer Linie kurz abbricht, welche gleich einem Felsen sich erhebt. Mit der Terzine und der toskanischen Sprache schuf Dante eine neue Kunst; er konnte sie schaffen, weil er Dante war: sein Gefühlsleben war von lebhafter Einbildungskraft getragen; mit wunderbarer Milde und glänzender Kraft wußte er abwechselnd Glaube, Liebe, Hoffnung, Stolz, Haß, Zorn, Andacht in den Herzen zu erregen und sie erzittern zu lassen. Es ist wichtig, auf diesen Punkt zu achten: „Die „Göttliche Komödie", sagt Wegele, „ist das erste große Originalgedicht der modernen Zeit, „das, fertig wie es ist, das Gepräge Eines Geistes und Eines „Gusses an sich trägt. Mustern wir die größeren, langatmigen „Gedichte der übrigen romanischen oder germanischen Völker, von „keinem wird man mit Grund ähnliches behaupten können. Die „epischen Gedichte der Isländer, die Nibelungen und die Gudrun „der Deutschen, der Romanzenzyklus des Cid, — sie alle sind „Kollektivgedichte, an denen verschiedene Menschen zu verschiedenen „Zeiten gearbeitet haben, und die also ihrer Natur nach nicht „auf jene Ehre Anspruch machen können. Das Gleiche muß „von den Kunstgedichten des französischen und des deutschen Mittel„alters gesagt werden. Bei aller Selbständigkeit, welche z. B. „Wolframs von Eschenbach Parzival an sich trägt, wird es „doch niemand in den Sinn kommen, ihm den gleichen Preis „der Originalität in Erfindung und Ausführung zuerkennen zu „wollen."

In Wahrheit, das Gedicht Dante's ist nur sein Werk und der Gegenstand des Werkes ist er selbst. Aus knappen drei

Versen erfahren wir das Alter des Dichters, seine Zweifel, seine Verirrungen:

„Auf halbem Weg des Menschenlebens fand
Ich mich in einen finstern Wald verschlagen,
Weil ich vom rechten Weg mich abgewandt." [1])

Er sagt nicht wie zuvor auf lateinisch: „Ich singe" (ultima regna canam). Er singt nicht mehr, er ruft oder weint: was dieses persönliche Drama durchzittert, das ist ein Herz, welches leidenschaftlich liebt oder haßt.

Das bildet auch für uns noch das mächtige Interesse der „Göttlichen Komödie". Dante reißt uns nach sechs Jahrhunderten hin, als ob er lebte. Wir erzittern mit ihm, treten mit ihm noch jeden Augenblick heraus aus seiner Encyklopädie und Allegorie hinein in sein Land und seine Zeit, werden erregt von seiner Leidenschaft, werden Zeitgenossen der Cerchi, der Donati, der Bürger des alten Florenz. Die Persönlichkeiten, welchen er im Lande jenseits des Grabes begegnet, vergessen jeden Augenblick, daß sie gestorben sind. Alle die Schatten und Seelen nehmen wieder ihren Körper an, glauben sich auf dem „alten Markt" handeln und streiten. Skt. Petrus begibt sich seiner Seligkeit, um vom hohen Himmel herab Verwünschungen gegen seine Nachfolger herabzuschleudern. Alle diese Toten sind für uns lebendiger, als die Edelleute Karls des Großen oder die Ritter von der Tafelrunde. Sobald wir sie ins Auge gefaßt haben, prägen sie sich für immer darin ein; man sieht sie immer. Dort ragt Farinata grad empor vom Gürtel bis zum Haupt,

als lach' er nur der Höll' und ihrer Plagen", [2])

hier Capaneus, die Blicke finster hebend, ruft uns

„trotzig zu: tot bin ich wie einst lebend.
Sei auch mit Arbeit Jovis Schmid geplagt,
Von welchem er den spitzen Pfeil bekommen,
Den er zuletzt in meine Brust gejagt." [3])

[1]) Hölle I, 1—3. — [2]) Hölle X, 32, 36. — [3]) Hölle XIV, 51—54.

Ugolino nagt am Schädel des Erzbischofs Roger, unterbricht seinen schaudervollen Schmaus, erzählt seinen Tod und sagt:

„Teilst Du nicht meinen Schmerz, so teilst Du keinen." [1])

Dann gleichsam als Kontrast erscheinen:

„Die zwei, die sich zusammenhalten,
Die, wie es scheint, so leicht im Sturme sind",[2])

Paolo Malatesta und Francesca von Rimini, die Opfer der Liebe,

„Welche keinem Geliebten verbietet zu lieben";

auch jenseits des Grabes sind sie unlösbar verbunden durch den Kuß, der sie das Leben kostete. Ihr in das Jahr 1289 fallender Tod war in ganz Italien bekannt; man wußte, daß sie, von einem eifersüchtigen Gemahl überrascht, mit einander erwürgt worden waren. Neues konnte also Francesca dem Dichter nicht sagen, als er sie in der Hölle fand: ihre Geschichte ist nur ein von Thränen begleiteter Erguß des Herzens.

„Ich ward am Meerstrand in der Stadt geboren,
Wo seinen Lauf der Po zur Ruhe lenkt,
Bald mit dem Flußgefolg im Meer verloren.
Die Liebe, die in edles Herz sich senkt,
Fing diesen durch den Leib, den Liebreiz schmückte,
Der mir geraubt ward, wie's noch jetzt mich kränkt.
Die Liebe, die Geliebte stets berückte,
Ergriff für diesen mich mit solchem Brand,
Daß, wie Du siehst, kein Leid ihn unterdrückte.
Die Liebe hat uns in Ein Grab gesandt —
Kaïna[3]) harret des, der uns erschlagen." ...
Vernehmend der Bedrängten Klagen
Neigt ich mein Angesicht und stand gebückt.
Was denkst Du? hört ich d'rauf den Dichter fragen.
„Weh'", sprach ich, „welche Glut, die sie durchzückt,
Welch' süßes Sinnen, liebliches Begehren
Hat sie in dieses Qualenland entrückt?"
D'rauf säumt' ich nicht zu jener mich zu kehren,

[1]) Hölle XXXIII, 40 u. f. — [2]) Hölle V, 73, 74. — [3]) Kaïna ist eines der vier tiefen Gefängnisse, in welchen die Verruchtesten bestraft werden. Strekfuß.

„Francesca“, so begann ich jetzt, „Dein Leid
Drängt mir ins Auge fromme Mitleidszähren.
Doch sage mir: In süßer Seufzer Zeit,
Wodurch und wie verriet die Lieb' Euch beiden
Den schüchtern, leisen Wunsch der Zärtlichkeit?“
Und sie zu mir: „Wer fühlt wohl größ'res Leiden,
Als der, dem schöner Zeiten Bild erscheint
Im Mißgeschick? Dein Lehrer mag's entscheiden,
Doch da Dein Wunsch so warm und eifrig scheint,
Zu wissen, was hervor die Liebe brachte,
So will ich's thun, wie wer da spricht und weint.
Wir lasen einst, weil's beiden Kurzweil machte,
Von Lancelot, wie ihn die Lieb' umschlang.
Wir waren einsam, ferne vom Verdachte.
Das Buch regt' in uns auf des Herzens Drang,
Trieb unf're Blick' und macht' uns oft erblassen,
Doch eine Stelle war's, die uns bezwang.
Als wir von dem ersehnten Lächeln lasen,
Auf das den Mund gedrückt der Buhle hehr,
Da naht er, der mich nimmer wird verlassen,
Da küßte zitternd meinen Mund auch er. —
Ein Kuppler war das Buch und der's verfaßte —
An jenem Tage lasen wir nicht mehr.“
Der eine Schatten sprach's, der and're faßte
Sich kaum vor Weinen, und mir schwand der Sinn
Vor Mitleid, daß ich wie im Tod erblaßte,
Und wie ein Leichnam hinfällt, fiel ich hin.[1])

Immer ist der Dichter gegenwärtig; er ist es, der erzählt, zu ihm spricht man, er hat die Bewegung, die uns erfaßt, vor uns empfunden. Wie leben sie noch, die Schatten, welche er fassen möchte, obwohl „die Arme leer auf die eigene Brust fallen!“[2])

Wir hören mit ihm den Musiker Casella, welcher durch seinen Gesang ein ganzes Volk von Seelen beim Eingang in das Fegefeuer aufzuhalten vermag.[3]) Wir sehen Belaqua, den Faulen, wie er

[1]) Hölle V, 97—142. — [2]) Fegefeuer II, 79. — [3]) Fegefeuer II, 91—119.

im gänzlichen Ermatten
Saß dorten und umarmte seine Knie',
Die das gesunk'ne Haupt inmitten hatten. . . .
Da kehrt' er sich zu mir und dem Begleiter,
Hob, doch nur bis zum Schenkel, das Gesicht.[1] . . .

Ein einz'ger Zug, eine einzige Klage genügt, uns ein Bild in das Gedächtnis einzuprägen, welches wir nie wieder vergessen. Pia de Tolommei, welche ein eifersüchtiger Gemahl verurteilte, in den Maremmen an der Malaria zu sterben, sagt nur ein einzig Wort und lebt doch durch dieses einzige Wort ewig in unsern Herzen:

„O laß Dein Hiersein auch der Pia frommen,
Siena gebar, Maremma tilgte mich." [2]

Sordello, der edle Lombarde, der

„Geist von Mantua, wie er lebend pflegte,
So blieb er stolzen, strengen Angesichts,
Indem er langsam ernst die Augen regte.
Er ließ uns langsam geh'n und sagte nichts,
Gleich einem Leu'n, der ruht uns still betrachtend,
Mit scharfem Strahle seines Augenlichts." [3] . . .

Mathilden sah er

„Wie im Tanz ein Mägdlein kaum empor
Die Sohlen hebt, mit engen Schritten gleitend
Und einen Fuß kaum setzt dem andern vor:
So sah ich sie durch bunte Blumen schreitend,
Am Bach, der linkshin mit der kleinen Wellen Schlag
Die Gräser bog, die seinem Bord entsprossen." [4]

Beatrice selbst läßt ihre Strahlenkrone fallen, verjüngt sich, als sie Dante die eigenen Fehler bekennt und ihm mit einiger Gefallsucht seine Fehler und seine Untreue vorwirft. Inmitten aller Schrecken, welche uns befallen, und aller Verzückungen, die uns erbeben machen, ruft uns in jedem Augenblick etwas Menschliches in die Welt und in das Leben zurück. Der Dichter erfaßt

---

[1]) Fegefeuer IV, 106—112. — [2]) Fegefeuer V, 133, 134. — [3]) Fegefeuer VI, 61—66. — [4]) Fegefeuer XXVIII, 52—55, 25—27.

uns stets aufs neue, und wir folgen ihm bis in das ewige Licht, in die ewige, himmlische Herrlichkeit.

Es tritt uns in Dante aber auch ein Künstler ersten Ranges entgegen, und zwar der erste seit dem Ende des Altertums. Zu einer Zeit, wo alles unvollendet blieb, die Summa des Thomas von Aquino so gut wie die Dome der Christenheit, ist die „Göttliche Komödie" das erste nach allen Seiten hin vollständige, symmetrische, harmonische Denkmal, welches man mit Einem Blick überschauen kann. Als Ganzes erfüllt es uns mit Ehrfurcht, während jede Einzelheit mit Meisterhand ausgeführt ist. Besonders bewundernswert ist das Malerauge Dante's, sein durchdringender Blick, welcher alles beobachtet, alles behält. Nichts, nichts entgeht ihm, weder eine Landschaft, noch ein Gesicht; von dem Gesicht behält er den Ausdruck, die Bewegung, die Haltung, den Umfang, den Umriß; nie sonst hat jemand so viele Dinge in so bestimmten, stets sichern, festen Zügen gezeichnet.

„Der atemlos, nach Angst und Schmachten,
Schiffbrüchige, noch von der Flut durchnäßt,
Vom Strande starr der Wogen Grimm betrachtet.[1])

Die Kraniche, zum Streifen lang gereiht,
In hoher Luft die Klagelieder krächzend.[2])

Langsamen Falls sah ich mit rotem Strahl
Hernieder breite Feuerflocken wallen
Wie Schnee bei stiller Luft im Alpenthal."[3])

Das Gebrause des Sturms:

„Wenn Glut mit Kühlung ringt sich auszugleichen" —
Den Wald zerpeitscht, die Äste reißt heraus,
Sie hinwirft und die Blüten raubt den Zweigen,
Und wälzt sich stolz in Staubeswirbeln vor,
Daß Hirt und Herden schreckensvoll entweichen."[4])

Von den Türmen Bolognas:

„Wie Carisend,[5]) von unten her erblickt,

---

[1]) Hölle I, 22—24. — [2]) Hölle V, 46, 47. — [3]) Hölle XIV, 28—30. — [4]) Hölle IX, 68—72. — [5]) Hölle XXXI, 136—138. — Die Carisenda

Sich vorzubeugen scheint und selbst zu neigen,
Wenn Wolken ihr der Wind entgegenschickt."

Von den sich stauenden Wogen der Rhone sagt er:

„Bei Arles und Pola dort am Meer,
Das Welschland schließt und netzt der Grenze Gauen,
Wo auf unebenem Grunde Tote modern." [1])

Von der Venus:

„der schöne Stern, der Lieb' erregt, entglommen
Im Osten, hat in Lächeln das All verklärt." [2])

Von den Schäflein:

„die aus dem Stalle geh'n,
Eins, zwei und drei, indessen noch verzagt
Die andern mit gebeugten Köpfen steh'n." [3])

Dante hat alles beobachtet, bis auf das Schärfen des Blicks, wenn der Schneider die Nadel einfädelt.[4]) Er vergleicht damit die kaum geöffneten, lichtscheuen Augen der wallenden Gespensterscharen. Der Dichter sieht klar, vielleicht zu klar; die Schatten erscheinen ihm in der Dunkelheit in so bestimmten Umrissen, als ständen sie in vollem Tageslicht; er zeichnet mit außerordentlicher Präzision, was besser im Nebel bliebe, mit übertriebener Pünktlichkeit, was gewinnen würde, wenn es ungreifbar bliebe; mit Einem Wort, er zeichnet das Unsichtbare viel zu sehr in Einzelheiten.

Aber niemand unter den modernen Dichtern wußte zu beschreiben wie er, niemand so deutlich wie er.

---

ist einer der beiden schiefen Türme von Bologna, welche der Stadt ein so interessantes landschaftliches und architektonisches Aussehen verleihen und zugleich ihr historisches Wahrzeichen sind. Sie sind nicht wie der Dom von Pisa durch unvorhergesehene Senkung des Domplatzes so geworden, sondern von Anfang an schief angelegt als Denkmale der Prahlerei der Adelsgeschlechter Carisandi und Asinelli, von denen sie zur Wehr gebaut wurden. Das seltsame Naturschauspiel, auf welches Dante anspielt, erregt noch heute das Staunen derer, die hinaufsehen, wenn Wolken gegen den Carisend ziehen; denn es scheint dann, als stehen die Wolken stille und der Turm bewege sich abwärts, wie wenn er auf den Schauenden herabstürzen wollte.

[1]) Hölle IX, 112—115. — [2]) Fegefeuer I, 19, 20. — [3]) Fegefeuer III, 79—81. — [4]) Hölle XV, 20, 21.

Er sah und hörte. Musiker und Freund der Musik von Kindheit an, vergaß er alles, wenn er seinen Casella singen hörte und die „süße Weise verklingt noch jetzt in meinem Herzen nicht." [1])

„Sein liebgeschwellter Geist nach oben flieht,"

als er das Tim-Tam der Morgenglocke vernimmt, [2]) und die fernen Töne des Angelus beweinen für ihn das Sterben des Tages. Das Fegefeuer schon ist voll süßer Töne und im Paradiese findet eine stete Steigerung von Hymnen statt, welche zum Lichte Gottes aufsteigen. Der ganze Himmel singt. [3]) Von solchem Talent für Malerei und Musik unterstützt, vermag die Einbildungskraft zu schaffen, was sie will; einen didaktischen Gegenstand bildet sie um in Poesie, den Visionen gibt sie eine ergreifende Realität, die Toten läßt sie auferstehen und macht sie unsterblich. Der Zug der Verdammten geht an uns vorüber

„Der Höllenwindsbraut unaufhörlich Tosen
Reißt wirbelnd die gequälten Geister fort."

Die Schlemmer gehen durch einen ewigen, mit Hagel untermischten, kalten, eindringenden Regen, die Geizigen und die Verschwender stoßen aufeinander

„Wie der Charybdis Wogen sich zerschlagen,
Zum Gegenstoß gewälzt von Süd und Nord,
Sie wälzen Lasten mit den Brüsten fort
Und stoßen sich, um sich beim Prall zu wenden,
Und schrei'n sich zu: Was kargen? Was verschwenden?" [4])

Die Jähzornigen stecken in einem Siedquell, dem Sinnbild des Zornes, und schlagen mit Händen und Füssen um sich, ihr wüstes Erdenleben fortsetzend; [5]) die Ketzer und Gottesleugner sind in glühende Särge gelegt; [6]) die Tyrannen in Sümpfe von Blut geworfen. [7]) Die Seelen der Selbstmörder werden in Bäume verwandelt, von denen Harpyen die Blätter abnagen; sie können nie mehr in den Körper gelangen:

[1]) Fegefeuer II, 114. — [2]) Paradies X, 148, 144. — [3]) Paradies XXVII, 1—8. — [4]) Hölle VII, 25–30. — [5]) Hölle VII, 112—117. — [6]) Hölle IX, 127—131. — [7]) Hölle X, 85—87.

„Einst eilen wir nach unſ'rem Leib, doch kleiden
Uns nie darein, denn was man ſelbſt ſich nahm,
Will Gott uns nimmer wieder neu beſcheiden.
Wir ſchleppen ihn in dieſen Wald voll Gram,
Und jeder Leib wird an den Baum gehangen,
Den hier zur ew'gen Haft ſein Geiſt bekam." [1])

Wahrſager, welche ſich rühmten, in die fernſte Zukunft zu ſchauen, gehen rückwärts, das Geſicht zur Seite gewandt.[2]) Die Heuchler in glänzenden Bleimänteln wandeln langſam in der Runde

„So wie ein Wallfahrtszug die Schritte lenkt,
Stillſchweigend, weinend in dem tiefen Grunde.
Als tiefer ich den Blick auf ſie geſenkt,
Sah ich, — ein Wunder ſcheint es und erdichtet —
Vom Kinn ſie bis zum Achſelbein verrenkt,
Das Angeſicht zum Rücken hingerichtet." [3])

Die Diebe ſind teils als Schlangen, teils als Menſchen geſtaltet, gegenſeitig ſich aber durch Berührung verwandelnd und der Eine in die Geſtalt des Andern übergehend, ſich zu ungewohnter Form verbindend, ſich gegenſeitig feſſelnd, vernichtend und haſſend.[4]) Die Verräter, in Eis gebannt,

„Fahl mit dem Ton des Storchs die Zähne ſchlagend,
War elend Volk in Eis verſteckt,
Zur Tiefe hingewandt das Antlitz tragend,
Vom Froſte mit dem Mund und von den Weh'n
Des Herzens mit dem Auge Zeugnis ſagend." [5])

Was Dante hier empfand,

„Darüber ſchweigt, o Leſer, mein Bericht,
Denn keiner Sprache läßt ſich dies vertrau'n,
Nicht ſtarb ich hier, auch lebend blieb ich nicht;
Nun denke, was dem Zuſtand deſſen gleiche,
Dem Tod und Leben allzugleich gebricht." [6])

Das Grauen, das wir hier empfinden, würde uns überwältigen, wenn nicht über dieſer blinden, ſtummen Welt, „wo nie die Sonne

---

[1]) Hölle XIII, 103—108. — [2]) Hölle XX, 7—15. — [3]) Hölle XXIII, 61—65. — [4]) Hölle XXIV, 94—105. — [5]) Hölle XXXII, 34—36. — [6]) Hölle XXXIV, 23–27.

dunstentwickelnd schien", das Fegefeuer wäre und durch der Felsschlucht obere Rundung „der schöne Himmel blickt' aus heiterer Ferne".

Mit dem Fegefeuer beginnt das Lieblingsbuch des Alters, das Lied der Lieder von Männern wie Balbo, Schlosser, Lammenais. Der Eindruck ist traurig, aber wohlthuend, es bleibt nicht Schrecken, sondern Mitleid. Die Seelen fühlen die Gerechtigkeit der Strafe und empfinden mehr Reue als Qual; sie schauen überdies von ferne das ihnen bereitete Paradies. Hier im Fegefeuer sind die gleichgesinnten Freunde und die Künstler Cimabue, Guido, Guinicelli, Casella, Forese. Es ist eine Mittelregion zwischen Gut und Böse, eine aus Licht und Schatten gebildete, quasi irdische Dämmerung, über welche sich die durch Hoffnung getröstete Erinnerung breitet. Inmitten aller dieser Qualen, die ja nicht ewig sind, schweben die Engel des Friedens und verkündigen das Paradies. Und als der Dichter dorthin gelangt, geleitet von dem immer strahlenderen Auge Beatricens, von Himmel zu Himmel dringend, da wird er entzückt. „Was dies sei, entdeckt die Sprache nicht." Durch alle sieben Sphären wirft er, in die Sternenwelt entrückt, seine Blicke. Er sieht zu seinen Füßen den Himmel Saturns, wo die Mystiker auf glänzenden Stufen auf- und niedersteigen; er sieht den Himmel Jupiters, wo die Seelen der Gerechten, in Lichtglanz schwebend, ihr Loblied anstimmen; den Himmel des Mars, wo die Kreuzritter als lebende Topase in ein symbolisches Kreuz zusammengefügt sind; den Sonnenhimmel, wo die Frommen und Gelehrten leuchten wie die Sterne; den Himmel der Venus, wo diejenigen strahlen, welche sich von der irdischen Liebe hinweg der himmlischen zugewandt haben; den Himmel des Merkur, wo die thatkräftigen Menschen glänzen, welche ihre Energie zum Guten anwandten; den Mondhimmel, wo reichere Seelen wohnen, welche Gewalt erduldet und ihre Wünsche dahingegeben haben. Weit, weit entfernt sieht er unsere arme Erde. Mitleidig und beschämt überschaut er mit einem einzigen Blicke die Berge und das Meer und alle Flüsse. Nun scheint es, als habe der Dichter alles ge-

sagt. Aber nein! noch größere Offenbarung der Herrlichkeit erwartet ihn, das Paradies.

„Ich sah das Licht, als einen Fluß von Strahlen
Glanzwogend zwischen zweien Ufern zieh'n,
Und einen Wunderlenz sie beide malen;
Und aus dem Strom lebend'ge Funken sprüh'n;
Und in die Blumen senkten sich die Funken,
Gleichwie in gold'ne Fassung der Rubin.
Dann tauchten sie, wie von den Düften trunken,
Sich wieder in die Wunderfluten ein,
Und Der erhob sich neu, wenn Der versunken." [1])

Und der Fluß erweitert sich und bildet sich um in die weiße Rose, die heilige Kriegerschar „die als Christi Braut durch Christi Blut sich freut in seinem Schooße", während die andere Kriegerschar (die der Engel)

„Sich senkt, ein Bienenschwarm, der jetzt ergründet
Der Blüten Kelch, jetzt wieder dorthin eilt,
Wo würz'ger Honigseim sein Thun verkündet. . . .
Und in die Rose zog, von Reih'n zu Reih'n,
Frieden und Glut, von ihnen eingesogen,
Im Flug zur Höhe stets mit ihnen ein." [2])

Beatrice ist verschwunden, Skt. Bernhard faltet die Hände, um die Himmelskönigin anzubeten. Es wird eine große Stille.

„Ich sah viel tausend Engel dort geschart,
Sich feiernd, mit verbreitetem Gefieder,
Verschieden Jeglichen an Gang und Art.
Und Schönheit lachte bei dem Klang der Lieder
Und bei dem Spiel, und strahlt in Seligkeit.
Aus aller andern Sel'gen Augen wieder.
Und reichte meiner Sprache Kraft so weit,
Als meine Phantasie, doch nie beschriebe
Ich nur den kleinsten Teil der Herrlichkeit." [3])

Noch ein Schritt:

„Dann stets ward's klarer mir vor'm Angesicht,
Und mehr und mehr drang durch den Glanz hinan
Mein Blick zum hohen, in sich wahren Lichte.

[1]) Paradies XXX, 61—69. — [2]) Paradies XXXI, 7—16. — [3]) Paradies XXXI, 130—136.

Und tiefer, größer war mein Schau'n fortan,
Daß solchen Blick die Sprache nicht bekunden,
Nicht die Erinnerung ihn fassen kann.“ [1])

Als Dante zur Erde wieder niederstieg, hatte er Gott gesehen. Er hatte Gott gesehen, ohne ein Mann der Kirche zu sein.

Zum ersten Mal wagte ein Laie, seine Zeit zu beherrschen, nicht als Dichter allein, sondern als Theologe Dogmen zu predigen, sein Volk zu belehren, es mit einer Rute zu strafen, die kein Krummstab war. Ja noch mehr: er wagte es, aufzustehen als oberster, unbeugsamer, unfehlbarer Richter, wagte es, Menschen und Jahrhunderte zu binden oder zu lösen; Könige, ja Päpste nach dem Thor der Hölle zu schicken, über welchem geschrieben steht: „Ihr die Ihr eingeht, laßt hier jedes Hoffen!“ Mehr: Dieser Laie wagt hier zum ersten Mal die höchsten Dinge in der Sprache des Volks zu behandeln und die Scheidewand niederzureißen, welche bis dahin Gedanken und Wissenschaft in den lateinischen Schafstall des Klerus eingepfercht hatte. Er will, daß jedermann höre und verstehe. Mehr: er erfindet oder bildet wenigstens die moderne Dichtkunst, welche nur Eine Regel kennt, die der Wahrheit des Gefühls und des Ausdrucks, die Regel: aus dem Herzen zu singen.

„Dem Hauch der Liebe lausch' ich sinnend;
Was sie mir immer vorspricht, nehm' ich wahr
Und schreib' es nach, nichts aus mir selbst ersinnend.“ [2])

Indem Dante die Renaissance heraufführt, knüpft er die zerbrochene Kette zwischen dem Altertum und dem Mittalter wieder an. Seiner Ansicht nach hebt das katholische Rom das heidnische Rom nicht auf, sondern hat es fortzusetzen und zu vervollkommnen. Die christlichen Kaiser sind die legitimen Erben der Cäsaren. Die politische Einheit wurde von den Alten gegründet, damit die religiöse Einheit darauf erbaut würde. Brutus und Cassius, welche den Herrn der Welt verrieten, erscheinen ihm ebenso schuldig, ebenso strafwürdig als Judas, welcher den Herrn des Himmels

[1]) Paradies XXX, 52—54. — [2]) Fegefeuer XXIV, 52—54.

verraten hatte. Dante hat für sein Hinabsteigen zur Hölle die Weisheit des Altertums zum Führer genommen; diese Weisheit ist ihm in Virgil personifiziert, welcher die Geburt von Julius Cäsar besungen und das Kommen Jesu geahnt hatte. Dieses Heidentum ist keine Lüge, seine Fabeln sind keine Fiktionen: Äneas hat wirklich das Reich der Schatten, des Schlafes und der Nacht[1]) besucht. Charon, Cerberus, Minos, Pluto, die Harpyen, die Furien haben existiert und existieren noch. Jupiter im ew'gen Licht ist „Christus, der für uns gekreuzigt ward auf Erden."[2]) In der von Dante geschaffenen Renaissance kehrt das Christentum zwar zum Altertum zurück, aber dasselbe beherrschend; Dante mag immerhin Virgil folgen, aber er ist es, welcher ihn führt und ihn zwingt, vor ihm herzugehen; Virgil muß Dante's Weg gehen und ihn führen, wohin er gehen will. Dieser Virgil hat Taufe und Abendmahl empfangen, er kennt der Kirche Väter und Doktoren; er kennt Dante's Bücher auswendig, die Abhandlung de Monarchia so gut als die Sammlung des Convito. Dieser Virgil muß in Bologna studiert haben. Die heidnischen Gestalten sind indes in der katholischen Hölle verwandelt: Charon ist ein Dämon geworden, deß Augen Feuerräder rings umschlingen, ein Dämon, welcher die Schatten mit dem Ruder schlägt; Minos ein Ungeheuer mit langem Schwanz, welchen er um seinen Leib legt; Cerberus ein Reptil mit roten Augen, schwarzem, fettigem Bart, ungeheurem Bauch und krummen Krallen, womit er die Verdammten kneipt und würgt. Nicht mehr wie zur Zeit Virgil's werden ihm zur Begütigung Mohnkuchen mit Honig bestrichen dargereicht, sondern eine Hand voll Erde wird ihm in den Rachen geschleudert. Die Sirene ist jetzt ein hinkendes, schielendes, blasses, aussätziges Weib, welches ihre verstümmelten Hände und krummen Füße zeigt. Der Dichter ordnet die ganze von ihm neu geschaffene Welt des Altertums nach seinem Gutdünken. Cato von Utika versetzt er nicht unter die Selbstmörder, nicht neben Peter von Vineis, sondern an den

[1]) Äneide VI, 390. — [2]) Fegefeuer VI, 118, 119.

Eingang zum Fegefeuer, und beauftragt ihn, die Verdammten zurückzustoßen, welche dem ewigen Gefängnis entfliehen möchten. Er läßt Statius zu Virgil sagen:

„Durch Dich ward mir der Ruhm des Dichters eigen,
Durch Dich ward ich den Christen beigesellt." [1])

Er bekehrt in kraft seiner Machtvollkommenheit nicht nur den Kaiser Trajan, welcher schon durch die Gebete des heil. Gregorius gerettet ist, sondern auch Riphäus, den Gerechtesten der Troier, welcher im Kampf gegen die Griechen starb. In dieser Weise bemächtigte er sich des Altertums, zieht es, wohin er will, unterwirft und beherrscht es. Wohl reicht das Szepter dieser antiken Welt über die künftigen Jahrhunderte und verleitet viele Herzen zum Heidentum; Dante konnte es nichts anhaben, er gibt sich nicht dem Altertum, sondern das Altertum gibt sich ihm hin.

IX.

Ein unabhängiger Geist wie der Dantes mußte seine Zeit beherrschen, wenn nicht durch seine Ideen und seine Wissenschaft, so doch durch seinen Genius und seine Kunst. Der Erfolg war größer und allgemeiner als man heutzutage denkt. Man kennt 510 Abschriften der „Göttlichen Komödie", welche zwischen den Jahren 1333—1400 verfertigt wurden. Viele sind von fremder Hand; eine wurde von einem deutschen Koch für seinen Herrn, den Gouverneur von Arezzo, gefertigt. Ein einziger Mann machte hundert Kopien, um seine Töchter ausstatten zu können. Boccaccio las das Gedicht öffentlich in einer Kirche vor und erklärte es etwas weitschweifig. Andere folgten diesem Beispiel; man zählt vor Marsilius Ficinus mehr als vierzig Ausleger, vor Landino achtzehn öffentliche Vorleser und in kaum zwei Jahrhunderten fünfzehn Biographien von Dante. Während seines Lebens waren aller Augen, selbst die der Marktweiber von Verona, auf ihn gerichtet. Ein Bologneser flehte den Dichter in lateinischen Versen

[1]) Fegefeuer XXII, 73.

an, auf die Vulgärsprache zu verzichten und keine profanen Lieder mehr zu dichten, wie sie jetzt die Müßiggänger an jeder Straßenecke herleierten. Man kennt die Geschichte von dem Schmied, welchen Alighieri mißhandelte, weil er seine Verse radebrechte; die Sache wurde nicht ohne Grund in Zweifel gezogen, aber unwahrscheinlich erschien sie den Kindern des 14. Jahrhunderts, vor welchen sie erzählt ward, nicht. Viele bezeugen, daß Dante sehr populär war, besonders Giovanni del Virgilio pries ihn als den „von den gemeinen Leuten sehr geliebten Schriftsteller". Unter den Parteigenossen wie unter den Gegnern des Dichters findet man in den ersten zwanzig Jahren nach seinem Tod sowohl Magistratspersonen, Rechtsgelehrte und Männer der Kirche, als auch einfache Leute des Volks aus allen Teilen Italiens. Ein Mann aus Ferrara, Antonius hieß er, nahm in einer Kirche von Ravenna die Kerzen, welche vor einem Kruzifix brannten, um sie auf Dante's Grab zu stellen. Die Popularität des Dichters ist von zwei unmittelbaren Nachfolgern Dante's bestätigt. Petrarca ahmte, so sagt man wenigstens, die „Göttliche Komödie" nach, ohne sie gelesen zu haben und reichte schließlich in Bezug auf die Behandlung der Volkssprache „dem Vater Alighieri die Palme". Boccaccio, welcher Dante anbetete und ihn ein Wunder der Natur nannte (ein Wort, welches zwei und ein halb Jahrhundert später Cervantes auf Lope anwandte), beklagte es, daß das Göttliche Gedicht auf den öffentlichen Plätzen und in den Weinschenken von den Dummköpfen abgeurteilt werde. So ist denn erwiesen, daß der berühmte Florentiner zu seinen Lebzeiten nicht nur von den Gelehrten anerkannt worden ist. Man liest in einem Leichencarmen von Pieraccio Tedaldi „von dem hohen Schriftsteller Dante Alighieri, dessen Wissen reicher war als Cato's, Donat's und gar Gualtieri's. . . ." Aber schon die Zusammenstellung dieser Namen beweist, daß Pieraccio keine großen Studien gemacht hat. Gelehrte jener Zeit, wie Cino von Pistoja, Cecco von Ascoli, kritisierten und durchhechelten Dante sehr unehrerbietig, seine Ideen gefielen nicht jedermann, wenn auch Bartholi sie

unterstützte, — ein Mönch nannte ihn ein Gefäß des Teufels; ein Prälat verbrannte seine Schrift de Monarchia und hätte noch lieber seine Gebeine verbrannt. Pietro d'Alighieri mußte seinen toten Vater gegen die Anklage der Ketzerei verteidigen; aber nie wurde sein Dichterruhm bestritten, und die Terzine blieb das Lieblingsmetrum der Italiener.

Im darauffolgenden Jahrhundert versank die Halbinsel in politische wie sittliche Erschöpfung. Die Demokratie wurde durch absolute Fürsten unterdrückt, die produktive Energie nahm ab, die Vulgärsprache verfiel in den Händen von Nichtswissern und Abschreibern. Große Geister legten sich auf gelehrte Arbeiten und lasen lateinisch und griechisch. Darunter litt das Studium Dante's. Für die Pedanterie jener Zeit war die Göttliche Komödie nur ein Repertorium von mönchischen Trivialitäten, „ein Buch, aus welchem sich vielleicht Apotheker und Krämer Düten machen und Schneider und Seifensieder sich möglicherweise erbauen können". Daneben wurde es allerdings auch hin und wieder kommentiert. Filelfo hielt darüber im Dome von Florenz Vorlesungen vor mehreren Hundert Zuhörern, hob aber mehr die Dunkelheiten als die Lichtstellen daraus hervor. Marsilius Ficinus verehrte in Dante den Platoniker, als Volksdichter zog er Petrarca vor. Durch Policianus wurde die Oktave statt der Terzine eingeführt; der göttliche Dichter wurde mit Horaz verglichen und — zu leicht befunden. Einige jedoch fuhren fort, ihn zu bewundern: Michel Angelo hat ihn in seinem letzten Gericht in die Malerei übersetzt und wollte ihn von Anfang bis zu Ende illustrieren. Ein von Michel Angelo illustrierter Dante! welch' ein Meisterwerk wäre das gewesen! Aber es blieb bei dem Gedanken, das Werk kam nicht zur Ausführung. Für das damalige Publikum bedurfte es der fröhlichen Phantasie eines Ariost und später des künstlichen Versebaues eines Tasso, in welchem übrigens doch einige Verse aus der „Göttlichen Komödie" aufgenommen wurden, vielleicht, um sie zu retten. Als 1570 Benedetto Varchi in seinem Ercolano aussprach, Dante übertreffe in manchen Stellen Virgil

und Homer, entstand ein großer Sturm. Ein gewisser Castravilla erklärte, das Gedicht sei gar kein Gedicht, und wenn das, so sei es das schlechteste von allen. Mazzoni antwortete Castravilla, andere antworteten Mazzoni, — der Streit dauerte zwanzig Jahre lang. Dante gewann dabei; man studierte ihn wieder, um ihn zu verteidigen oder zu bekämpfen. Die Bücher gewinnen immer, wenn man sich über sie streitet, selbst wenn sie mit Füßen getreten werden.

Dem 16. Jahrhundert folgte das 17. mit seinen ganz verschiedenartigen Bestrebungen. Dante und Petrarca wurden vergessen und erlebten in hundert Jahren nur drei Auflagen. Es bedurfte einer gewaltigen Reaktion, um den Dichter wieder an das Licht zu bringen, eines Vico, um ihn wieder neben Homer zu stellen. Auch diese Reaktion ging vorüber; die französische Schule war an das Ruder gekommen. Ehe im 18. Jahrhundert Lessing aufstand, hielt sich ganz Europa an Voltaire; auf Voltaire folgte Boileau. Was würde letzterer über die „Göttliche Komödie" gesagt haben? Weiter wollen wir nicht gehen. Voltaire beglückwünschte den Jesuiten Bettinelli, welcher zu sagen gewagt hatte, Dante sei ein Narr und sein Gedicht ein Unding. Dieser Bettinelli, ein voltairisch gesinnter Mönch, hatte wirklich die Göttliche Komödie heftig angegriffen. Gaspar Gozzi antwortete ihm meisterhaft, aber der definitive Triumph Dante's datiert erst seit Alfieri, welcher in ihm nicht die gibellinischen Ideen, auch nicht den katholischen Bannenträger, sondern „die Seele von Eisen und die Verse von Erz" bewunderte. Dadurch gewann der Dichter wieder Eingang in Italien. Es ist nicht der Denker, nicht der Gläubige, es ist der Mann und Künstler, welcher nach den Fadheiten und Langweiligkeiten der letzten Jahrhunderte die Geister von Turin bis Venedig und von Palermo bis Mailand kräftig aufgerüttelt hat. Alle italienischen Patrioten erklärten Dante als ihren Meister, ob sie sanft einhergingen wie Troya und Balbo, oder im Eilschritt wie Manin, oder ob sie wie Mazzini mit verhängten Zügeln dahinstürmten. Jeder hat ihn sich angeeignet, ihm seine

Gedanken unterlegt, ihn für ſeine Sache bekehrt, hat ihn zu dem ſeinigen gemacht, um ſagen zu können: Ich bin Du!

Es iſt ein eigentümliches Geſchick, welches dem Dichter ward: Er war Monarchiſt, und man hat ihn zum Republikaner gemacht; er war Katholik, und man machte ihn zum Proteſtanten; er war Virgilianer, und man machte ihn zum Romantiker; er war für ein deutſches Kaiſerreich und half mehr als irgend ein anderer die italieniſche Nationalität gründen. Alle haben ihn behandelt, wie er Virgil behandelt hat, indem ſie ihn um jeden Preis zum Führer nahmen und ihn zwangen, vor ihnen herzugehen. Alle ſprachen: „Du biſt ſo ſchön, daß Dein Gedanke der unſere ſein muß!“ Und dieſer Gedanke, welchen jeder nach ſeinem Gutdünken auslegt, umbildet, verjüngt, ſchreitet durch die Jahrhunderte und bleibt unſterblich neu, weil er in einem unvergänglichen Werk der Kunſt niedergelegt iſt.

Zweites Kapitel.

Petrarca und Boccaccio.

I. Petrarca und Boccaccio als Humaniſten. — II. Die Politik Boccaccio's. Petrarca als Gibelline, Republikaner und Italiener. Cola di Rienzi. — III. Petrarca und Laura: Der Canzoniere. — IV. Petrarca's Ruhm. — V. Boccaccio als Liebender: Der Dekameron. — VI. Boccaccio nach ſeinem Tod.

I.

Unmittelbar nach Dante's Tod betraten zwei andere Toskaner beinahe gleichzeitig den Schauplatz litterariſcher Thätigkeit. Beide waren Gelehrte, beide tüchtige, ja leidenſchaftliche Humaniſten, welche das Werk der Renaiſſance beſchleunigten. Ihren Ruhm aber verdanken beide gerade demjenigen Teil ihrer Arbeit, auf welchen ſie am wenigſten Wert legten. Sie hießen Francesco Petrarca und Giovanni Boccaccio.

Petrarca, der ältere der beiden, ward 1301 geboren, ſechzehn Jahre vor dem Tode Dante's. Seine Geburtsſtadt Arezzo kannte er gar nicht; er mußte in ſeiner erſten Kindheit mit ſeiner Familie nach Frankreich auswandern, wo damals die Päpſte Hof hielten; Avignon aber, die päpſtliche Reſidenz, war ſo überfüllt, daß Petrarca's Eltern nach Carpentras ziehen mußten. Dort lernte das Kind unter dem Toskaner Covennole italieniſch und lateiniſch; dieſer war ein trefflicher Lehrer, aber ein mittelmäßiger Schriftſteller, „ein Schleifſtein, der die Meſſer ſchärfte, aber nicht ſelbſt ſchneiden konnte“. Petracco (der Vater des künftigen Dich-

ters, der erſt ſpäter ſeinen Namen änderte), wollte, daß ſein Sohn die Rechte ſtudiere, und ſchickte ihn deshalb nach Montpellier, wo ſeit dem 12. Jahrhundert die Pandekten gelehrt wurden. Von da ging der Schüler nach Bologna, wo er Jean d'André hörte, einen Mann, der die Dekretalen trefflich auslegte; er ließ ſich oft durch ſeine Tochter Novella auf ſeinem Lehrſtuhl vertreten. Die ſchöne Frau trug ihre Vorleſungen hinter einem Vorhang vor, weil man befürchtete, die jungen Leute vergäßen der Dekretalen, wenn ſie der Lehrerin zu tief in das Auge ſchauten.

Petrarca langweilte ſich gar ſehr in Bologna, er liebte das Rechtsſtudium nicht, und behauptete, darob ſieben ganze Jahre ſeines Lebens verloren zu haben.[1]) Er erklärte, er hätte bei dieſer Wiſſenſchaft kein ehrlicher Mann bleiben können, denn man hätte ſeine Rechtlichkeit als Ignoranz ausgelegt. Er zog den Rechtsgelehrten die Redner und Dichter vor und ſammelte Bücher, aber ſein Vater war grauſam genug, ſie zu verbrennen. 1326 ſtarb der Vater, der Sohn ward ſchleunigſt nach Avignon berufen, um ein ſehr kleines Erbe in Empfang zu nehmen, welches überdies durch ungetreue Pfleger in der Folge bedeutend verringert wurde. Petrarca nahm nun die Studien wieder auf und empfing die Tonſur, aber ohne in einen Orden einzutreten. Er erzählt, daß er in jener Zeit ein luſtiges Leben geführt, ſich aufs Sorgfältigſte gekleidet, ſich die Haare habe friſieren und die Stirne verbrennen laſſen, und ſo enge Schuhe getragen habe, daß er bittere Qualen ausgeſtanden. Es läßt ſich denken, daß er in der verweichlichten Provence ſich eine Weile in den Galanterien der Liebeshöfe vergaß. Aber dieſes Leben der Zerſtreuung dauerte nicht lange. Von ſeinem 33. Jahre an ward Petrarca ein anderer Menſch: Er ſchloß ſich zu Vaucluſe und gegen Ende ſeines Lebens in dem Dorfe Arqua bei Padua ein und lebte dort mit einem Hunde, einem Bauern, welchen er „ein zwiſchen Quellen herangewachſenes Waſſertier" nennt, „das ſein Leben den Felſen entriß". Dieſer

[1]) In eo studio septennium totum perdidi.

Bauer hatte eine Frau, von welcher der Einsiedler von Vaucluse nur das Eine Wort sagt: „es ist eine Kasteiung, sie zu sehen."

Hier also lebte Petrarca, „ferne von jeder gesellschaftlichen Verbindung, ferne von Vaterland und Familie, von der Welt und selbst der Kirche" (weil er in keinen Orden trat), „sogar an den Höfen war er allein", — so schrieb er an Boccaccio. Seine Manuskripte waren die einzige Liebhaberei, der er sich hingab. „Ich kann nicht genug bekommen", schreibt er, „und habe doch vielleicht mehr als ich bedarf; die Bücher thun uns wohl bis ins Mark, sie sprechen zu uns, ziehen uns in Beratung, verknüpfen sich uns in lebhafter, geistiger Vertraulichkeit".[1])

Titus Livius war sein Freund, an ihn richtete er Episteln, durch ihn vergaß er das Elend der Gegenwart, durch ihn fühlte er sich eingeführt in glücklichere Zeiten.[2]) Noch mehr entzückte ihn Cicero. Zuerst hatte er ihn geliebt um seiner glänzenden Reden und der Musik seines Stiles willen; aber bald bewunderte er ihn ebensosehr wegen der Gedanken als wegen der Form, „weil er nichts darin fand, was der Lehre Jesu zuwider sei". „Das ist", schreibt er, „der einzige Genius, welcher der römischen Größe entspricht. . . . Ich bete ihn nicht an als einen Gott, aber ich verehre ihn als einen göttlichen Genius."[3]) Überall suchte er nach den Manuskripten des Meisters; er fand deren manche zu Lüttich, Vercelli und Verona, besonders die Epistolä, welche er mit eigener Hand abschrieb. Der unermüdliche, tapfere Kämpe der Renaissance verbrachte ganze Tage und Nächte über seiner Arbeit; er lebte von Obst und klarem Wasser und gönnte sich nur sechs Stunden Schlaf. Oft ergriff er während der Nacht, wenn er aus dem Schlafe auffuhr, die Feder, welche er an seinem

---

[1]) Libris satiare nequeo: et habeo plures fortè quam oportet . . . libri medullitus delectant, colloquuntur, consulunt et viva quadam nobis et arguta familiaritate junguntur. — [2]) Oblitum saepe praesentium malorum saeculis me felicioribus inseris. — [3]) . . . Quod solum (ingenium) populus romanus par imperio suo habuit. . . . Eumque ipsum non ut deum adoro, sed ut divini ingenii virum miror et venero.

Bette aufgehängt hatte, um in der Dunkelheit zu kritzeln; denn er pflegte zu ſagen: „wir werden Zeit genug haben zu ſchlafen, wenn wir geſtorben ſind“.

In ſeinem Hunger nach Schriften des Altertums ging er bis nach Aachen, um dort dergleichen auszugraben, und wagte ſich bis jenſeits der Meerenge von Gibraltar, an die „äußerſten Enden des Ozeans“. Dann kehrte er nach Vaucluſe zurück, beladen mit Manuſkripten, welche er alsbald überſetzte. So ſehr fürchtete er Zeit zu verlieren, daß er ſich die Verpflichtung auferlegte, nie anders zu leſen, denn mit der Feder in der Hand. Einſt, als die Arbeit ihn völlig erſchöpft hatte, wollte er ſich einige Ruhe gönnen, da ſtieß er auf eine Stelle in Cicero, wo dieſer erzählt, er habe eine ganze Rede von Caſſius ſelbſt abgeſchrieben. Petrarca errötete, gleich einem Soldaten, den ſein General gezankt hat.[1]) „Was, Du Tropf! das hat Cicero gethan und Du wirſt müde?“ Am 13. Juli 1374 arbeitete der Einundſiebenzigjährige noch wie ein Jüngling; als ſeine Diener ihn über ein Buch gebeugt fanden, glaubten ſie, er ſtudiere, — aber er war tot.

Einige Zeit vorher hatte er an Boccaccio geſchrieben: „Unter allen irdiſchen Freuden gibt es keine edlere, keine dauerndere, ſüßere, treuere, keine wohlfeiler und leichter zu erhaltende, als die Bücher.“[2]) Das war ſein letztes Wort an den Freund. — Vollkommen ruhig war er, auf ſein Schwert geſtützt, geſtorben.

Seine Arbeiten förderten die Renaiſſance ſehr, er ſelbſt kam dadurch in das Zeitalter Dante's zurück, und da er die „Göttliche Komödie“ als nicht vorhanden betrachtete (bekanntlich wollte er ſie ignorieren), ſo ging er bis zur Vita nuova, ja bis zu den lateiniſchen Abhandlungen des erſten der modernen Schrift-

[1]) Quo lecto sic exarsi quasi verecundus miles cari ducis voce increpitus. — [2]) Omnium terrestrium delectationum ut nulla litteris honestior, sic nulla diuturnior, nulla suavior, nulla fidelior, nulla quae per omnes casus possessorem suum tam facili apparatu, tam nullo fastidio comitetur.

steller zurück. Weil er der Vulgärsprache nur die Liebespoesie zuerkennen wollte, führte Petrarca nicht nur für die Gelehrsamkeit, für die Philosophie und Geschichte die lateinische Sprache wieder ein, sondern auch für das Epos; und dieser Fehler kam ihm teuer zu stehen. In dieser Sprache schrieb er sein „Leben berühmter Männer", wie seine beredten Episteln an die großen Schriftsteller des Altertums und seine zahlreichen Abhandlungen (De ignorantia sui ipsius et multorum; De remediis utriusque fortunae; De contemptu mundi etc.). Er griff in diesen Schriften die Astrologie, die Medizin seiner Zeit, den Unfug der Universitäten, die Scholastik, ja den Gott Aristoteles an, was damals nicht ohne Gefahr war. „Aristoteles", so erklärte er laut, „Aristoteles ist allem nach nur ein Mensch". Leider verstand das Volk, zu dem doch Petrarca sprechen wollte, sein Lateinisch nicht; es war zwar besser, als das von Dante, aber noch schwulstig, pedantisch, ja inkorrekt genug und stand weit unter dem des Bembo und Polician. „Er ahme", schrieb er, „nicht die Art der Gärtner nach, welche die Blumen verpflanzen, sondern die Art der Bienen, welche überall sammeln und einen Honig machen, welcher ganz ihr eigenes Produkt, weder Thymian noch Majoran mehr sei." Gewiß bleibt, daß die lateinischen Verse von Petrarca etwas Fremdes, Gekünsteltes an sich haben, welches diesen Büchern nicht wohl ansteht. Man hat behauptet, die „Eklogen" des italienischen Dichters erinnerten an die von Virgil; das beweist aber nur, daß die einen die andern nicht in Vergessenheit brachten. Das Gedicht „Afrika" ist eine Verherrlichung von Scipio Afrikanus; es ist das sicher ein so epischer Gegenstand, als es je einen gab, aber derselbe war durch Titus Livius schon ganz und gar und dazu noch um vieles schöner dargestellt worden. Petrarca wollte gar nichts hinzufügen außer einem Traum Scipio's und der Erscheinung von zwei Frauen, welche Rom und Karthago personifizieren sollten. Alles übrige ist eine mit Talent, oft mit Gefühl in Verse gebrachte Übersetzung, deren Bilder sich jedoch kaum über die Mittelmäßigkeit erheben und deren zu sehr idealisierte

Perſönlichkeiten der Natürlichkeit ermangeln. Es iſt eine mühſame Arbeit, welche der Dichter aus Ehrgeiz unternahm, aus Schmerz oft unterbrach, welche er endlich mit fieberhafter Anſtrengung in einem Walde bei Reggio zu Papier brachte und in Parma vollendete. Der Dichter war nicht damit zufrieden; er wollte das Manuſkript verbrennen, und verzieh es einem Freunde niemals, daß derſelbe 34 Verſe davon verbreitet hatte. „Afrika" erſchien erſt nach dem Tode des Verfaſſers, und zwar unvollſtändig und unausgearbeitet; es ſollen mehrere Bücher davon fehlen. Man kommt jetzt darauf zurück und thut wohl daran, weil Petrarca noch anderes geleiſtet und noch anderes bietet; aber man lieſt ſein Latein nur wegen ſeines Italieniſch. Ohne den Canzoniere würden ſich an „Afrika" höchſtens einige wenige Gelehrte erfreuen. Es iſt ein totes Werk, das in einer toten Sprache geſchrieben iſt.

Und doch hoffte der Dichter gerade durch dieſe verfehlte Arbeit in der Nachwelt fortzuleben. In lateiniſcher Sprache läßt er Homer im Geſpräche mit Ennius vorherſagen: „Ein Jüngling namens Francesco wird kommen und die längſt geſtorbene alte Poeſie auferwecken. Dieſer junge Toskaner wird die Freude und Ehre Roms ſein, welches dann nicht mehr bereuen wird, auf tusciſchem Boden eine Stadt gegründet zu haben.

Agnosco juvenem sera de gente nepotum,
Quem regio Italiae quemve ultima proferet aetas. . . .
Ille diu profugas revocabit carmine musas
Tempus in extremum, veteresque Helicone sorores
Restituet, vario quamvis agitante tumultu,
Francisco cui nomen erit. . . .
Florentina omnis magis ut sit grata propago,
Idem unus tibi, Roma, dabit, nec protinus urbem
Poeniteat Tusci fundasse ad gurgitis undam.
Africa IX, 222 sq.

Das mag eigentümlich klingen, beſonders nachdem ſchon die „Göttliche Komödie" in Florenz geſchrieben worden war; aber für die Gelehrten jener Zeit kam ein Gedicht, das in der Vulgärſprache

geschrieben worden, gar nicht in Betracht. Petrarca ging also einen Schritt rückwärts, als er die höhere Litteratur zum Latein zurückführte; dagegen förderte er die Wissenschaft, indem er manche wertvolle Werke des Altertums wieder auffand, ja rettete. Diese große Arbeit war nicht sein kleinster Ruhm: er hatte dafür als Mitarbeiter seinen jungen Freund Giovanni Boccaccio, den Verfasser des „Dekameron".

Giovanni Boccaccio war 1313 zu Paris geboren. Er war der Sohn eines toskanischen Kaufmanns, welcher ihn mit sich nach Italien nahm und dann wieder nach Paris zurückschickte, damit er dort sich dem Handel widme. Hier lernte der Jüngling die französischen Fabeldichter und Romantiker kennen und wollte Schriftsteller werden. Dadurch entstanden häusliche Zwistigkeiten. Mit 20 Jahren kam Boccaccio nach Neapel, wo ihm Virgil's Äneis in die Hände fiel; damit war seine Bestimmung entschieden: er wollte ein Dichter werden. Dante konnte er schon auswendig. Der Vater gab schließlich unter der Bedingung nach, daß Giovanni außer der Schriftstellerei noch etwas Ernstliches lerne und etwa das kanonische Recht studiere. Boccaccio versuchte es, aber das Rechtsstudium widerte auch ihn an. Er gab dem Studium der lateinischen und griechischen Sprache den Vorzug. In seinem 28. Lebensjahr 1341 lernte er Petrarca kennen und sah ihn eben auf der Höhe seines Ruhms. Derselbe hatte am Hofe des Königs von Neapel ein Examen zu bestehen, ehe er nach Rom ging, um dort den Dichterlorbeer zu empfangen. Diese Prüfung verlief so glänzend, daß Boccaccio, welcher unter den Zuhörern war, von Bewunderung hingerissen, den festen Entschluß faßte, nun ganz der Wissenschaft und der Schriftstellerei zu leben, um des Freundes würdig zu werden. Alles half ihm dabei: seine Jugend, sein schönes Angesicht, seine hohe, kräftige Gestalt und sein lebhaftes, heiteres Wesen. Er vergaß sich ziemlich lange unter den Thorheiten eines galanten Fürstenhofes; dann traf er wieder mit Petrarca zusammen und bot ihm Gastfreundschaft in seinem Hause an. Von da an liebten sich die beiden Männer, lebten oft längere Zeit

zuſammen und ſchrieben ſich, wenn ſie längere Zeit getrennt waren, zärtliche Briefe. Boccaccio verwandte ſich in Florenz für Petrarca, ſo daß ihm daſelbſt ein Lehrſtuhl übertragen wurde; er kaufte ihm Bücher, ſandte ihm den Kommentar des h. Auguſtin über die Pſalmen, ſowie Werke von Cicero und Varro. Petrarca dagegen erzeigte Boccaccio zu Padua, Mailand und Venedig Gaſtfreundſchaft, zog ihn in ſeine reiche Arbeit hinein, lieh ihm Geld, behandelte ihn als Bruder, behielt ihn monatelang bei ſich, hätte ihn gerne ganz bei ſich behalten und ſchmiedete mit ihm Pläne für ein gemeinſames Leben. Die beiden Freunde ſtritten ſich manchmal: Petrarca war ſtrenger, Boccaccio ſtolzer; erſterer drang in den Freund, das Freudenleben aufzugeben; der andere hätte gewünſcht, daß ſein weiſer Mentor ſich für gewiſſe hohe Perſönlichkeiten weniger gefällig erzeige. Auch über Dante verſtanden ſie ſich nicht. Petrarca wollte ihn nicht leſen, aus Furcht ihn nachzuahmen, während Boccaccio ein leidenſchaftlicher Verehrer Alighieri's war. Er war der erſte, welcher über deſſen Werke öffentliche Vorleſungen hielt und ſeine Biographie ſchrieb. Um Petrarca zu veranlaſſen, die „Göttliche Komödie zu leſen, bot ihm Boccaccio ein Exemplar, das er mit eigener Hand geſchrieben hatte; man ſagt, dieſes reich verzierte Exemplar exiſtiere noch; andere bezweifeln es.

Die Freunde ſtritten ſich alſo wohl, aber ſie entzweiten ſich nie, einer fühlte ſich durch das gemeinſame Werk an den andern gebunden. Boccaccio durchſtöberte die Bibliotheken und ſchrieb mit eigener Hand ſo viele Bücher ab, daß Abſchreiber von Profeſſion es kaum begreifen konnten. Wie ihm dieſe Manuſkripte am Herzen lagen, davon geben die Schmerzensrufe Zeugnis, die er nach dem Beſuch im Kloſter Monte Caſſino ausſtieß. Er fand dort in Staub zerfallene, verſchimmelte Manuſkripte, die in einem feuchten Speicher zuſammengeſtapelt waren; zu den Fenſtern wuchs das Gras herein, nur mittelſt einer Leiter ließ ſich in das Gemach gelangen. „So bewahrten die Mönche, ſelbſt die intelligenteſten, die Schätze des Altertums! In ihrem Geiz überſchmierten ſie —

wer weiß? vielleicht eines der verlorenen Bücher von Tacitus, um Kirchenlieder und fromme Abhandlungen darauf zu schreiben. Die Vandalen ersparten dadurch Pergament." Boccaccio machte kein Hehl aus dem Zorn, den er empfand.

1350 sprach Petrarca in Mailand von einem Kalabresen, namens Leonzio Pilato, welcher griechisch verstehe. Alsbald fing Boccaccio Feuer, — er eilte nach Florenz, erlangte vom Senat die Errichtung eines griechischen Lehrstuhles, ging dann nach Venedig zu Leonzio Pilato, nahm ihn mit sich, führte ihn ein, behielt ihn bei sich, obwohl der Hellenist sehr pedantisch und schwatzhaft, sehr schmutzig und sehr häßlich war. Er las mit ihm aus Plato und Homer und ließ aus Konstantinopel Bücher kommen, die bis dahin in den lateinischen Ländern unbekannt gewesen waren; noch ein Jahrhundert später verdankte Toskana seinem Boccaccio die Mehrzahl seiner griechischen Manuskripte. Und er grub nicht nur die Alten aus, sondern er bearbeitete auch ihre Sprache; seine lateinischen Werke[1]) zeigen, daß er in der Mythologie, Geographie und Geschichte sehr gelehrt war. Er schrieb auch in lateinischer Sprache Eklogen, sowie seine eigene Grabschrift, die übrigens nicht das Beste von ihm war.

Alle diese Arbeiten brachten ihn Petrarca näher. Nie wurden die beiden Männer, auf welche die Augen so Vieler gerichtet waren, durch Eifersucht getrennt. Boccaccio hatte seine lyrischen Gedichte verbrannt, weil er daran verzweifelte, seinem Freunde gleichzukommen. „Warum glaubst Du, daß ich Dir überlegen sei?" schrieb ihm Petrarka. „Was mich betrifft, so habe ich keinen Grund, es zu denken; aber gesetzt, es wäre wahr, was ich nicht glaube, warum erröteste Du, mir den Vortritt zu lassen? Ich versichere Dich, daß ich Dich neidlos mir vorangestellt sehen würde. Zwischen Freunden gibt es keine Rangstufen, da ist nicht Sieger noch Besiegter. Der Ruhm des einen ist gemeinsamer Ruhm."

---

[1]) Attilio Hortis, studj sulle opere latine del Boccaccio 1879.

Beide waren religiös, aber in verschiedener Weise; Petrarca war es immer und übte es im Leben, Boccaccio hatte Anfälle von Inbrunst, welche Visionen und Gewissensbisse hervorriefen. Einst wollte der Mann des Genusses seine Bücher verbrennen und sich in ein Kloster einschließen. Wer hinderte ihn, diese Thorheit zu begehen? Es war Petrarca, der strenge Kanoniker, welcher ihm schrieb, daß die Ignoranz, so fromm sie auch sein möge, religiöser Bildung nicht zu vergleichen sei. Kurz vor seinem Tode bot der Reichere dem Ärmeren nicht nur Tisch und Dach, sondern sein Vermögen und seine Bücher an — alles was er hatte. „Erhalte Dich", antwortete Boccaccio. Petrarca entgegnete: „Ganz im Gegenteil, ich wünsche Dir voranzugehen. Ich möchte Freunde hinterlassen, möchte in ihrem Andenken und ihren Gesprächen fortleben, von ihnen vermißt werden, von ihren Gebeten getragen sein. Für einen Sterbenden gibt es mit Ausnahme eines reinen Gewissens wohl keinen süßeren Trost." Nachdem er das geschrieben, starb Petrarca und hinterließ seinem Freunde fünfzig Goldgulden mit dem Ausdrucke des Bedauerns, einem so großen Manne so wenig hinterlassen zu können. Als Boccaccio erfuhr, daß sein Freund nicht mehr lebe, verbrachte er eine ganze Nacht in Thränen und folgte ihm bald im Tode nach.

II.

Ob wohl oder übel, mußten sich die beiden Bearbeiter der lateinischen und griechischen Schriftsteller an den öffentlichen Angelegenheiten beteiligen. Für Boccaccio war es nicht Geschmackssache, sich in Politik zu mischen. Er hatte Dante einen Vorwurf darüber gemacht, daß er, „der am heiligen Busen der Philosophie gelegen", nach Ämtern und Würden getrachtet habe.[1]) Aber in jener Zeit wurden bekannte Männer, auch wenn sie Dichter waren, durch den Staat wenigstens als Redner bei Gesandtschaften verwandt. So hatte denn Boccaccio einige diplomatische Gesandt-

[1]) ... Sebbene allevato nel santo seno della filosofia. (Vita di Dante.)

schaften zu übernehmen, und es scheint, als habe er sich der Aufgabe mit Ehren entledigt. In der Politik war er Welfe und liebte es, über die deutschen Kaiser zu schmähen; dazu bezeigte er laut seine Zuneigung für die französischen Könige „wegen des Adels ihres Bluts, der Grazie ihrer Sitten, der Hoheit ihrer Handlungen, durch welche sie wie die Sonne unter den andern Sternen glänzen". Gegen den päpstlichen Stuhl indessen, welcher zu jener Zeit zu Avignon residierte, war er nicht immer höflich. In einem seiner lateinischen Briefe an Mainordo von Cavalcanti schrieb er, er habe den Gedanken gehabt, dem Papst ein Buch zu widmen, habe aber schreckensvoll darauf verzichtet, als er gesehen, wie die „neuen Häupter der Kirche so ganz verschieden von den „alten, gegen den Frieden und die Freiheit der Unschuldigen ge„wappnet und gepanzert zu Felde ziehen und an Gewaltthaten, „Brandstiftungen und Niedermetzelungen ihre Freude haben".

Das war indes nur eine Aufwallung in Worten: Boccaccio liebte zu sehr den Frieden und die Bücher, als daß er ein Mann der That und des Kampfes hätte sein können. Er lebte nicht im Getümmel des Bürgerkriegs, wie Dante, und hütete sich wohl, verbannt zu werden; er zog es vor, „am heiligen Busen der Philosophie zu ruhen", und auch sein Welfentum störte nie seinen Schlaf.

Aus einer gewissen Entfernung schienen Petrarca die Zeitereignisse nicht gleichgültig, aber mit seiner Person beteiligte er sich nicht. Mit Politik befaßte er sich als Gelehrter und Kanoniker nur in Schriften; er war weder Soldat noch Bürgermeister, und bei Gesandtschaften trat er nur als Redner auf. Daß er „das bittere Brot der Fremde aß", war sein freier Wille. In seinem Leben wie in seinem Denken finden sich Widersprüche: er war Kanoniker und doch Liebender, Ascet und doch Familienvater, Monarchist und Republikaner; er huldigte den Großen und freute sich doch über ihren Fall; er war durch und durch kirchlich gesinnt und trat doch immer gegen die Päpste auf; zu Vaucluse war er Einsiedler, bei den Visconti der Mann

des Hofs. Das kann auf den ersten Blick verwundern, aber wir dürfen nicht vergessen, daß Petrarca ziemlich lange lebte und daß man im Laufe von siebenzig Jahren sehr verschieden denken und handeln kann. Jugendsünden, die er begangen haben mag, bereute er noch in der Jugend und ließ von ihnen ganz und gar ab; er wurde von da an aufrichtig religiös, stand jede Nacht auf, um zu beten, und noch vor Tagesanbruch erneuerte er seine Andacht; alle Mittwoch und Freitag fastete er, und zwar fastete er wirklich, denn er aß nur Brot, das er in Wasser tauchte. „Wenn Du gelehrt werden willst, so werde fromm", schrieb er in einem seiner lateinischen Sinnsprüche. Angriffe auf Jesum Christum duldete er nicht. Einige junge Leute, die sich ihres Unglaubens rühmten, schickten ihm einen Menschen auf den Hals, welcher in seiner Gegenwart von dem heil. Augustin und St. Paulus als von Schwätzern redete. Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, setzte ihn Petrarca vor die Thüre. „Er ist ein ungebildeter Biedermann", sagten die Grünschnäbel, ganz wie sie heutzutage noch sagen würden. Der Biedermann antwortete ihnen durch eine seiner besten Abhandlungen: „De sui ipsius et multorum ignorantia." Daß er die Männer der Kirche angriff, geschah nicht aus Freigeisterei, — er hegte allerdings Zweifel, aber was ihm der Ehre Gottes zuwider schien, stieß er zurück. Immer aufs neue las er Augustin's Bekenntnisse, worin er sein eigen Leben geschildert fand. „Das ist ein Buch voll Thränen" schrieb er gerührt. Warum also griff er die Päpste so hart an? Einerseits, weil die Päpste jener Zeit nicht die Besten waren, noch mehr aber, weil sie zu Avignon wohnten, und Rom dadurch entthront war. Das war ihr Hauptverbrechen. Avignon nannte er die „verrottete Stadt, wo Judas mit seinen dreißig Silberlingen willkommen wäre und Christus verworfen würde; wo die Luft, der Boden, die Häuser nur Lüge atmen, . . . wo die Sitten Babylon's, der Stolz von Nimrod und Cambyses, die schändliche Wollust der Semiramis, alle Abscheulichkeiten der alten Welt verübt werden".

Wenn wir diese Ursache des Widerwillens Petrarca's festhalten, können wir den Gedankengang seiner Polemik verfolgen. Er wollte, daß in Rom gleichzeitig der heilige Stuhl und der kaiserliche Thron stehe, daß dort der Nachfolger Petri und der Nachfolger von Julius Cäsar herrsche: „Die beiden Hälften Gottes, der Papst und der Kaiser". Darum rief er wie Dante zuerst den deutschen Cäsar an, aber dieser hatte taube Ohren. Nun wandte sich Petrarca dem „antiken Tribunen" Cola di Rienzi zu. Dieses Kind Rom's war der Sohn eines Weinschenken und einer Wasserträgerin. Schon als Knabe war Cola ein leidenschaftlicher Bewunderer der alten Zeit und Geschichte. Als er Notar und Rechtsgelehrter geworden, erklärte er sich als „Konsul der Unterdrückten und Wiederhersteller der römischen Republik". Man hatte seinen Bruder ermordet; er verlangte Gerechtigkeit und fand doch überall nur Abweisungen, da das Vorurteil des Adels gegen ihn war. Nun hielt er wiederholt Reden an das Volk und ließ dasselbe auf dem Aventin über eine neue Verfassung abstimmen, welche ausdrücklich bestimmte, daß jeder Mörder mit dem Tod bestraft werde. Bald darauf verjagte das souverän gewordene Volk den Adel aus den festen Plätzen, verbot ihm, den Verbrechern Zuflucht zu gewähren nnd besetzte die Brücken und Thore. Die erschrockenen Barone leisteten keinen Widerstand, weil sie unter sich selbst uneins waren. Cola, welcher zuerst Geschäftsführer genannt wurde, dann Tribun, dann Volksbefreier, hatte Macht über Leben und Tod und predigte im Namen Christi so gewaltig Einigkeit, daß unter seiner Regierung 1800 Familienzwistigkeiten beigelegt und die Räuber übel mitgenommen wurden. Seine Boten durcheilten die Halbinsel, um eine Art italienischen Senats auf das Kapitol zusammen zu berufen. Er träumte von einem Bundesstaat, welcher in Rom seinen Mittelpunkt haben sollte. Neapel, Florenz, Venedig, sogar Avignon schienen auf seine Ansichten einzugehen, denn der Papst war froh, ja erstaunt, daß der Tribun ihn nicht entthront habe.

Petrarca fühlte sich bis zum Himmel erhoben. Er hatte

im Jahre 1343 Cola di Rienzi zu Avignon unter den Hallen einer Kirche begegnet und eine „sehr heilige und sehr ernste Unterredung" mit ihm gehabt. Von da an hörte er nicht auf, ihn zu ermutigen, zur That anzuspornen, zur Ausdauer zu ermahnen. Rienzi war das republikanische Lichtbild des Dichters; er hätte in jener Zeit nicht wie Dante einen Cassius verurteilt, von den Kinnbacken Luzifer's zermalmt zu werden, sondern verglich Cola mit den beiden Brutus. In einem beredten Briefe, den er an den Tribunen und das römische Volk richtete, predigte er nicht nur die Freiheit des Volkes, sondern auch die Ausrottung der Adeligen. Er schrieb: „Solange sie da sind, ist jede Strenge ein totes Werk, jede Barmherzigkeit Unmenschlichkeit." Indem er so seine einstigen Beschützer dem öffentlichen Wohl opferte, trauerte er nicht darob, daß auf Einen Tag (den 2. Nov. 1347) fünf Colonna mit fünf ihrer Verwandten und achtzig ihrer Anhänger getötet wurden. Die Katastrophe kümmerte ihn so wenig, daß er in einem kalten Kondolenzbriefe das Wortspiel machte, „das Haus habe einige Säulen (colonne) verloren". Er hing allerdings weniger an der Republik als an Rom, an Italien und an dem Volk: „Es gibt keine Römer, als das Volk." Ihm sind die Aristokraten, selbst die Colonna, Fremde, weil sie am Rhein geboren waren. Darum „töte man sie, oder verbrenne wenigstens ihre Paläste". Als der Tribun, seiner Zeit voraneilend, es wagte, die alten Rechte des Volkes wiederherzustellen, als er alle Italiener für frei erklärte uud ihnen den Titel „römische Bürger" verlieh, schlug Petrarca freudig in die Hände. Es war ein guter Klang in dieser Politik; sie mahnte an das Altertum und grub viel Begrabenes wieder aus, was den Dichter und den Humanisten angenehm berührte.

Unglücklicherweise war in dem Sohne des Weinschenken etwas Unfertiges, Ungleiches, bald Überspringendes, bald Zögerndes, etwas Maßloses, Übermütiges, der Festigkeit Entbehrendes: die Macht hatte ihm den Kopf verdreht. Er gefiel sich in Pracht und Anmaßung, empfing sitzend die höchsten Adeligen und ließ

sie mit entblößtem Haupte vor sich stehen. Er vervielfältigte die Zeremonien, ließ Banner vor sich hertragen und wollte ein Bad in dem Taufbecken nehmen, in welchem der Legende zufolge Konstantin getauft worden war. Noch mehr, — um das Volk glauben zu machen, er habe die sieben Gaben des heiligen Geistes erhalten, ließ er sich sieben Kronen nacheinander auf das Haupt setzen. Man konnte etwas von Masaniello in ihm vorahnen, aber er fürchtete den Tod und schonte sich. Als seine Leute sich eines Tags gegen einen Adeligen zusammenthaten, ergriff er die Flucht. „Er rettete sich vom Kapitol", schrieb Petrarca, „und doch hätte er nirgendwo ehrenvoller sterben können."

Der Dichter blieb indes dem Tribunen auch nach dessen Sturz treu, und war empört, daß man ihn vor Gericht stellte und drei Kirchenfürsten berufen wurden, um zu entscheiden, „welche Todesstrafe der Bürger verdiene, der doch die Freiheit der Republik gewollt hatte". Als er darauf an Brutus verzweifelte, wandte er sich wieder an Cäsar. Wie Dante, so wurde auch er schließlich Gibelline und rief fremde Einmischung herbei; für ihn wie für Dante war der Kaiser nicht ein Fremder, er war Cäsar. „Du bist kein Deutscher mehr", schrieb er an Karl IV., „Du wirst Italiener!" Er sah den Kaiser und sprach offen zu ihm in der Weise des Altertums. Er gab ihm Denkmünzen von Cäsaren, besonders von Augustus, und sagte: „Das sind Deine Vorgänger, welchen Du nachahmen sollst." Petrarca schrieb damals sein „Leben berühmter Männer". Der Kaiser erbat sich Aufnahme darin, und der Dichter antwortete: „Du wirst darin sein, wenn ich lange genug lebe, und wenn Du es verdienst." Unglücklicherweise verdiente es der leichtfertige, glatte Karl IV. nicht; er ging nach Rom, ließ sich dort krönen, wollte aber nicht, um den Papst nicht zu ärgern, in der Stadt übernachten. Petrarca warf ihm diese Schwachheit strenge vor: „Rom gehört dem Cäsar, wie dem Petrus; der eine wie der andere hat seine Macht nur von Gott." Das christliche Rom war es, dessen Wiederherstellung der Dichter verlangte. Rom sollte die Hauptstadt des Papstes

als des geiſtlichen Oberhauptes der Chriſtenheit ſein; dazu ſollte das alte, womöglich republikaniſche Rom, und erſt wenn die Republik ſich nicht halten könne, das kaiſerliche Rom dem päpſtlichen zur Seite ſtehen. Dieſer Traum war von dem Traume Dante's etwas verſchieden, welcher die Univerſalität des Kaiſerreichs für die Symmetrie ſeines idealen Baues für nötig erachtete. Petrarca, welcher weniger Philoſoph als Geſchichtsforſcher war, blickte nicht über ſein italieniſches Vaterland hinaus. Er wollte Italien frei, unabhängig von jeder Fremdherrſchaft haben; daher ſein Gedicht über Scipio Afrikanus, den Beſieger Hannibals; daher ſeine berühmte Canzone, welche mit den zärtlichen Worten „Italia mia“ beginnend, fünf Jahrhunderten Thränen entlockte. Hier denkt der Dichter weder an das ganze Univerſum, noch an kleinliche Kirchturmsintereſſen; er ſtößt den Klageruf aus, welchen von ihm der Arno, der Tiber und der Po erhoffen, an deren Ufern er ſich ernſt und traurig niederließ:

Piacemi almen ch' e' miei sospir sien quali
Spera il Tevere e l'Arno,
E'l Po, dove doglioso e grave or seggio.

„Was machen hier ſo viele fremde Waffen?
Warum ſoll auf dem heiteren
Gefilde Mordluſt der Barbaren ſchäumen?
Euch ſchmeichelt eitles Träumen;
Ihr ſchauet falſch und wähnet recht zu ſchauen,
In Söldnern Lieb' und Treue zu erkaufen.
Wer mehr beſitzt an Haufen,
Wird ſeinen Feinden ſich zumeiſt vertrauen.
Seht jener fremden Auen
Emporgeſchwoll'ne Wogen,
Um unſer ſchönes Land zu überſchwemmen!
Wenn ſie uns zugezogen
Die eig'nen Hände, wer wird ſie uns hemmen?

Der Unſern Lage ſchuf Natur ſo kräftig,
Die durch der Alpen Veſte
Uns vor der Deutſchen Wut in Schutz genommen;

Doch Wünschen blind und gegen eig'nes Beste,
War dann so sehr geschäftig,
Daß Wunden der gesunde Leib bekommen.
Jetzt nistet unter frommen
Lämmlein in einer Hürde Raubgezüchte,
Den Besseren zur Unterdrückung immer;
Und für uns um so schlimmer:
Dies sind des sittenlosen Volkes Früchte,
Das so, nach dem Gerüchte,
Von Marcus ward geschlachtet,
Daß nach der That Erinnerung nicht erschlaffte,
Als dürstend und verschmachtet,
Mehr Blut als Wasser ihm der Strom verschaffte.

Ist dieses nicht der Boden meiner Jugend?
Die Mutter es nicht minder,
Die ihre süße Brust mir gab zu schlürfen?
Ist es das Vaterland nicht seiner Kinder?
Voll Liebe nicht und Tugend
Die Erde, wo die Eltern ruhen dürfen?
Beim großen Gott! o würfen
Die Fragen sich euch auf in dem Gemüte!
Und hätt' es euch des armen Volks gejammert,
Das hoffend sich nur klammert
Nächst Gott an euch! Und wenn in euch zur Güte
Ein Funken nur erglühte:
Dann wirkt die Eintracht Wunder,
Der Überwinder Ungestüm zu beugen;
Denn nur bedarf es Zunder,
Italien's alte Helden zu erzeugen.[1])

Diese Verse, welche Machiavell später wiederholte, tönten lange nach in den Herzen der Italiener, doch sind sie nicht das Werk, welches Petrarca charakterisiert. Die Quelle seiner vielhundertjährigen Popularität, seines unvergänglichen Einflusses liegt anderswo.

---

[1]) Diese Canzone ist zur Zeit des Römerzugs verfaßt, welchen Ludwig der Bayer unternahm, als Italien von den Fehden seiner kleinen Fürsten und den Kämpfen der Welfen und Gibellinen so schwer heimgesucht war.

III.

Die wenigsten Leser kennen Petrarca als Patrioten, als Kenner des Lateinischen, der römischen Sprache, als Geographen, Denkmünzensammler, Geschichtsforscher, lateinischen Dichter oder als den Verfasser feierlicher Episteln und vertraulicher Briefe; die wenigsten wissen, weßhalb der glückliche Mann auf dem Kapitol gekrönt worden ist. Er war in seiner Jugend in einer Kirche einer Frau begegnet; vom ersten Augenblicke an liebte er sie, er liebte sie sein ganzes Leben hindurch und für sie verfaßte er eine Sammlung lyrischer Gedichte. Diese Dame verstand zum Glück nicht lateinisch, und so schrieb er die Gedichte italienisch. Diese flüchtigen Kinder des Augenblicks aber, welche Petrarca zu verachten vorgab, obwohl er mit der größten Sorgfalt an ihnen glättete und schliff, wogen schwerer als die ganze gelehrte prachtvolle Latinität des lorbeergekrönten Dichters. Aus diesem kleinen Büchlein ging die ganze moderne Lyrik hervor, dadurch wurden zwei Namen unsterblich.

Laura hat wirklich gelebt und wird fortleben mehr als Beatrice; aus ihr konnte man trotz aller kleinlichen Anstrengungen der Kritik keine Allegorie noch Abstraktion machen. Sie war in Avignon, dem Land der Liebeshöfe, geboren und war verheiratet wie alle Damen der provençalischen Galanterien. Wir verlassen mit Petrarca die Schule von Bologna, kehren zurück in die gute alte Zeit heiteren Wissens; alle Feinheiten, aller Mutwille der Sprache von Oc tritt uns aufs neue entgegen. Sorgfältig wurde erforscht, was der Dichter daraus lernte und entlehnte, und nicht ohne Grund ist er der letzte Troubadour genannt worden.[1]) In seinem Rückwärtsgehen ist jedoch ein Fortschritt. Laura ist eine wirkliche Frau, wenn auch die Schilderungen ihres Verehrers ihr Bild nicht klar erscheinen lassen: „Hals von Schnee, Zähne von Elfenbein, offener klarer Blick, süße Stimme; von nahem betrachtet findet man bei ihr mehr Ausdruck als Regelmäßigkeit,

[1] C. Gidel, les Troubadours et Pétrarque.

mehr Grazie als Hoheit.“ Ihre Schönheit, welche wohl schnell verblühte, denn sie hatte viele Kinder, bestand in einer glänzend weißen Haut und schwarzen Augen; ihre aschblonden Haare fielen in Flechten über die Achseln; mehr als ihre Schönheit entzückte ihre Lieblichkeit. Glücklich war sie wohl nicht neben einem harten, eifersüchtigen Gemahl, welcher sie ängstlich überwachte und nicht beweinte, obwohl sie sich keine Vorwürfe zu machen hatte. Der junge, schöne, geachtete, berühmte Petrarca hatte allen Vorteil für sich, — er liebte Laura leidenschaftlich, und vielleicht erwiderte sie es, einige Anzeichen lassen es vermuten: Bläße nach langer Abwesenheit, Vorwürfe, wenn er sie etwas vernachlässigte, und einmal eine Anwandlung von Eifersucht. Und doch sprach sie niemals ein Wort, machte sie nie eine Bewegung, die sie verraten konnte; sie wollte ihn halten, ohne ihm etwas zu gewähren, ohne ihm etwas zu versprechen; sie zog ihn an und hielt ihn doch ferne mit strenger Gefallsucht, welche alle Verführungskunst der Schwachheit und alle Vorzüge der Tugend hatte. Es gab nichts einfacheres als den Roman dieser beiden Seelen. Petrarca hat Laura in der Kirche gesehen, sieht sie wieder in der Gesellschaft, schweigt zuerst, dann gibt er sich glühend hin. Laura erschrickt und weist ihn mit eisigem Blick zurück. Er senkt das Haupt und beugt sich; und nun ist sie es, welche zurückkommt, oder wenigstens ihn zurückkommen läßt. Ihr Leben ihm gegenüber besteht in einem fortwährenden Zurückweisen und Zurückrufen, — ist er ehrfurchtsvoll, so ist sie beruhigt, aber sobald er sich einen Augenblick vergißt, wirft sie ihn in den Staub; sieht sie ihn darob unglücklich, so vergibt sie ihm wieder; — so hielt sie ihn an sich, ohne sich wegzuwerfen, und das dauerte einundzwanzig Jahre.

Was war das Band und was der Zauber, wodurch er 21 Jahre lang festgehalten wurde? Von Zeit zu Zeit ein Gruß, hin und wieder ein freundlich Wort, eines Tags endlich hat sie ihm, scheint es, die Hand gereicht. Die Stelle aber, wo Petrarca das erzählt, ist so dunkel, daß die Ausleger der Sache nicht gewiß sind. Einmal nur, beim letzten Sehen, heftete sie einen langen

Blick auf ihn, als wollte sie sagen: „Ich habe Dich geliebt!“ Er dagegen gab sich ganz und gar hin; der beste Teil seines Geistes und Herzens gehörte Laura. Die größten Begebenheiten seines so arbeitsamen Lebens bestehen in den Kleinigkeiten, welche nur für die Liebe Wert haben; eine flüchtige Begegnung, ein Gruß im Vorübergehen, ein Handschuh, der gefallen ist und den er aufheben muß. Einmal fährt die Geliebte mit ihren Freundinnen in einer Barke die Rhone hinunter und er hört sie singen; ein andermal geht ein fremder Fürst, welcher sie in einem Kreise von Damen aus Avignon sieht, stracks auf sie zu und küßt sie auf die Augen; das war ein Vorrecht der Fürsten. Petrarca ist stolz, daß Laura den andern vorgezogen worden ist, hätte aber doch gewünscht, daß diese Auszeichnung sich in anderer Weise geäußert hätte. Er verbringt ganze Tage vor dem Hause von Laura, um einen Blick zu erhaschen, ist glücklich, wenn ihr Fenster, je nach der Jahreszeit, nach Süden oder Norden offen steht; oder wenn sich die junge Frau auf die gastliche Bank vor der Thüre setzt, um Luft zu schöpfen, oder allein am Ufer der Sorgue träumt. Das sind die Vorfälle, unter denen das Herz des Dichters erzittert, und die ihm unsterbliche Lieder entlocken. Hier lernen wir das Seelenleben von Petrarca am meisten kennen: sein ewiges Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, sein Entzücken und sein Leid, seinen unaufhörlichen Kampf zwischen dem Hingerissenwerden in Leidenschaft und dem Zorn des stets gewappneten Gewissens, wodurch sein Herz in doppelten Schlägen erzittert. Hier tritt das innere sittliche Leben ein in die Kunst, und der moderne Mensch steht vor uns. Wie oft wollte der ängstliche, gewissenhafte Mann seine Kette brechen, und er verwundete sich doch nur die Hände! Was ihn zu dem großen Reisenden, zu dem eifrigen Abschreiber alter Manuskripte machte, war allerdings, daß er Cicero liebte, aber ebensosehr, daß er Laura nicht mehr lieben wollte. Er suchte sich zu zerstreuen und wollte genesen; aber es war vergebliches Mühen, wo er immer ging und stand, verfolgte ihn das liebe Bild. „Ich habe es in den Augen“, sagte er. Und

so wandelte es mit ihm an den Ufern des Rheines, setzte mit ihm über die Meerenge von Gibraltar, erfüllte ihn mit Gewissensbissen, oder vielmehr dem schmerzlichen Bedauern, das die Reue nach sich zog, bis er schließlich alles vergaß und in süßen Erinnerungen schwelgte. Was that er dann? Er rief zum h. Augustin um Hilfe, denn er fühlte sich mit diesem leidenschaftlichen Büßer eines, er erwählte ihn zu seinem Meister und setzte seine ganze Kraft ein, wie der Kirchenvater aus Liebe zu Gott die Liebe für eine Frau bekämpfen zu können. Aber in solchen Kämpfen wird man gar zu leicht besiegt, — Vaucluse und die Wüste, selbst das Alter heilte ihn nicht. Als er 1342 Laura in Avignon wieder sah, war sie 35 Jahre alt und hatte 9 Kinder, welche sie als Schutz und Wache gegen das eigene Herz aufstellte. Sie empfing Petrarca freundlich, er mußte sie fliehen. Wie oft, wenn er mit seinem Gewissen ratschlagte, behauptete er: „Ich liebe nur die Seele.“ Aber das Gewissen entgegnete: „würdest Du sie auch lieben ohne einen Körper?“ Immer religiöser gestimmt, aber auch immer verliebter, beobachtete er sich, lauschte seinen Schmerzen, warf sich seine Schwachheit vor, und fiel doch immer darein zurück; er begeisterte sich beim Gedanken an Laura und sagte sich: „Ich verdanke ihr alles, meinen Namen, mein Talent, meinen Ruhm; das wenige, was ich bin, bin ich durch sie.“ Immer sah er sie im Glanze der Schönheit und Jugend, und doch wurde sie alt und starb, starb den 6. April 1348 an der Pest. Petrarca erhielt die Todesnachricht zu Parma, und schrieb auf die Decke des Manuskriptes von Virgil: „Ich schreibe hier diese bittere Erinnerung nieder, weil es das Buch ist, welches mir am öftesten in die Augen fällt.“

Sein Schmerz suchte keinen Trost. Er ging nach Frankreich, sah Avignon wieder, sah das geschlossene Fenster, die Sorgue und Vaucluse und stieß einen Ruf des tiefsten Schmerzes aus. Laura erschien ihm in heiligen Visionen, „schöner und weniger stolz“; „in trauriger Entzückung“ gedachte er ihrer Unsterblichkeit. Von da an sprach er von ihr nie anders als in tiefem Ernst.

Im ersten Teil seiner Liedersammlung, welche die der lebenden Laura gewidmeten Gedichte enthält, hatte er sich manche Läufe und Triller, manchen Klingklang von Gedanken und Wortspielen erlaubt. Im zweiten Teile, welcher sich an die gestorbene Laura wendet, verzichtet er auf alle Schöngeisterei und gibt seinem Leid in immer edlerer Traurigkeit Ausdruck; die Liebe wird zum Gebet, die Sammlung von Liebesliedern endet mit einer Anrufung an Maria, „die in des Himmels Glanze von Sternen umstrahlte Jungfrau."

So erscheint uns Petrarca in seinen lyrischen Ergüssen und den Fragmenten der Bekenntnisse, welche sich in seinen andern Werken finden. Historisch hat er Dante nicht fortgesetzt; er verwischt ihn, schiebt ihn bei Seite und gibt sich den Schein, ihn nicht zu beachten. In einem seiner Sonette ruft er aus: „Ach hätt' ich in Apollo's Grotte wohnen dürfen, dann huldigte Florenz mir als Poeten, wie Mantua und Verona ihrem Gotte." Er verrannte sich wirklich darein, sich der „Göttlichen Komödie" zu entziehen, obwohl sie ihm durch Boccaccio geoffenbart worden, und er sie jedenfalls in seinen Triumphliedern nachahmte; es sind das Visionen in Terzinen, wo Laura wie Beatrice zum Himmel emporsteigt. Zwischen Quinicelli und Petrarca besteht ein so großer Zwischenraum, daß kein menschlicher Genius denselben mit einem Sprung hätte überschreiten können; Dante mußte zwischen den beiden stehen. Petrarca's Canzoniera wäre ohne die „Göttliche Komödie", selbst ohne die Vita nuova unmöglich gewesen. Die Wunder der Eingebung improvisieren keinen solchen Fortschritt der Sprache wie der Kunst.

Ebenso gewiß ist aber, daß Petrarca zu den Troubadours zurückkehrte. Er liebte in der Provence nach provençalischer Weise und sprach seine Liebe in Sonetten und Canso's aus, welche der Troubadours würdig waren. Selbst seine patriotischen Canzoni, die er an Cola di Rienzi und die Großen Italiens richtete, haben etwas von diesen Meistersängern. Die Idee ist neu; der schöne, süße Name Italiens — Italia mia — ist nie in so langen,

süßen Tönen, nie von so stolzen Lippen eines Dichters erklungen, aber dieser neue Gedanke bewegt sich in einer alten Form. Noch mehr, — diese Formen sind selten. Es ist immer die Canzone, das Sonett, die Sextine (eine Spielerei des Geistes), die Terzine in den Triumphliedern, überall der gleiche elfsilbige Vers; in der Canzone nur läuft der kleine Vers mit sieben Silben mitunter.

Wo ist da der Reichtum des Rhythmus und der Anordnung der Provençalen? Fast möchte man sagen, der Versbau sei ärmer geworden, das Sonett regiere beinahe allein und herrsche Jahrhunderte lang. Die enge Form engt und schnürt den Gedanken ein, beschränkt und kürzt die Bewegung der Italiener und ihrer Nachahmer. Das kommt daher, daß Petrarca keiner Stanzen noch eines wechselnden Metrums bedurfte: vierzehn Hendecasyllaben (Elfsilben) genügten ihm, um einen flüchtigen Eindruck zu fixieren und die ganze Geschicklichkeit des Künstlers zu entfalten. Er hat das Italienische vollendet. Dante hatte ein ihm entsprechendes Instrument, — sein einfacher, freier Vers war getragen von der Gewalt der Dinge, war gewichtig ohne Verstärkung durch Beiwörter und wunderbar durch Macht und Glanz; aber alles das erklang nur unter seiner eisernen Hand. Petrarca zu folgen war viel leichter, und ihm folgten alle. Er gab den Ton an, machte den Satz schmiegsam, erfand die Wendung, ordnete die Zahl, erlangte alle der Melodie und Harmonie möglichen Wirkungen. Er bot eine Mischung von Worten, welche nur jenseits der Alpen Sinn bekommen, weil sie einen Schmelz haben, welchen der Verstand allein nicht faßt, — es bedarf des Ohres, um es zu verstehen. Es ist eine wunderbare Musik, die ans Herz dringt, nicht durch Verkettung der Gedanken, sondern durch die Schwingungen des Rhythmus, die wellenförmigen Noten, das schmeichelnde Anklingen, das Zittern der Blätter, das Schlagen der Flügel, das Seufzen der Wogen, den Ton der Landschaften, — überall ist ein immer gleicher, nie ermüdender Zauber. Auch sollte die italienische Lyrik nur in ihrer Sprache gelesen werden,

die Fremden, welche sie übersetzen wollten, haben ihre Zeit dabei verloren. Höchstens konnten sie versuchen, die Idee, das Gefühl dieser unvergleichlichen Sprache wiederzugeben, welche ganz Europa seit fünf Jahrhunderten nachahmt, ohne ihr je gleichzukommen.

Hier der Anfang einer Canzone, „An das Thal von Vaucluse" oder „Die Traurigkeit von Olympio" von Petrarca: [1])

Du kühle, laut're Quelle,[2])
Wo ihre zarten Glieder
Im Bade netzt die Einzige der Frauen;
Du Zweig, an dessen Stelle,
Mit Seufzen denk' ich's wieder,
Gelehnt, die liebliche Gestalt zu schauen;
Ihr Thäler und ihr Auen,
Wo ihr Gewand bedeckte
Das Gras, die Blumendüfte;
Ätherisch milde Lüfte,
Wo Liebe holden Blicks mein Herz erweckte:
Vernehmt ihn allerorten,
Den letzten Wunsch in meinen Klageworten!

---

[1]) Übersetzung von Wilhelm Krigar.

[2]) Chiare, fresche e dolci acque,
Ove le belle membra
Pose colei che sola a me par donna;
Gentil ramo ove piacque
(Con sospir mi rimembra)
A lei di fare al bel fianco colonna
Erba e fior che la gonna
Leggiadra ricoverse
Con l'angelico seno;
Aer sacro e sereno,
Ove amor coi begli occhi il cor m'aperse
Date udienza insieme
Alle dolenti mie parole estreme.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

In drei weiteren Sonetten sei versucht, den Verliebten, den Reuigen und den Visionär zu zeigen:

Der Verliebte.[1])

Heil sei dem Jahr, dem Monat und dem Tage!
Heil sei der Zeit, dem Augenblick, der Stunde!
Dem Lande Heil, dem Orte und dem Funde
Der schönen Augen, deren Joch ich trage!

Und Heil dem ersten süßen Herzensschlage,
Den ich empfand mit Amor in dem Bunde!
Dem Bogen Heil, dem Pfeile und der Wunde,
Um die in meinem Herzen ich noch klage!

Heil sei den Worten, die ihr Huld'gung brachten,
Soviel sie deren nur von mir vernommen!
Den Seufzern Heil, den Thränen und dem Schmachten!

Heil sei dem Ruhm, den sie durch mich bekommen!
Und Heil sei meinem Dichten, meinem Trachten,
Die ihr allein und keiner andern frommen!

---

[1]) Benedetto sia 'l giorno e 'l mese e l'anno
E la stagione e 'l tempo e l'ora e 'l punto
E 'l bel paese e 'l loco ov'io fui giunto
Dà due begli occhi che legato m'hanno!

E benedetto il primo dolce affanno
Ch' i' ebbi ad esser con Amor congiunto,
E l'arco e le saette ond' io fui punto,
E le piaghe ch' infin al cor mi vanno!

Benedette le voci tante ch' io
Chiamando il nome di mia donna, ho sparte
E i sospiri e le lacrime e il desio

E benedette sien tutti le carte
Ov' io fama le acquisto, e 'l pensier mio
Ch' è sol di lei, si ch' altra non vi ha parte.

Der Reuige.[1])

Allmächtiger, nach dem Verluſt der Tage,
Nach Nächten, die dem Wahne preisgegeben,
Mit wildem, in der Bruſt entflammten Streben,
Seit ich ſo Schönes ſah zu meiner Plage:

Gib jetzt, daß mir Dein Licht den Rückweg ſage
Zu beſſern Thaten und zu and'rem Leben,
Damit nach den verderblichen Geweben
Mein unbarmherz'ger Feind an mir verzage!

Elf Jahre ſchon, o mein Erlöſer, ſcheiden,
Seit ich das fürchterliche Joch erfahren,
Das härter iſt, je ſanfter wir es tragen.

Erbarme Du Dich ſo unwürd'ger Leiden!
Du führe den verirrten Geiſt zum Wahren,
Ihn mahne, daß Du heut' ans Kreuz geſchlagen!

---

[1]) Dieſes Sonett entſtand an einem Charfreitag, dem Jahrestag, an welchem Petrarca Laura zum erſtenmal in einer Kirche erblickt hatte.

Padre del ciel, dopo i perduti giorni,
Dopo le notti vaneggiando spese
Con quel fero desio ch' al cor s'accese
Mirando gli atti per mio mal si adorni;

Piacciati omai, col tuo lume, ch' io torni
Ad altra vita ed a più belle imprese;
Si ch' avendo le reti indarno tese,
Il mio duro avversario se ne scorni.

Or volge, Signor mio, l'undecim 'anno
Ch' i' fui sommesso al dispietato giogo
Che sopra i più soggetti e più feroce.

Miserere del mio non degno affanno;
Riduci i pensier vaghi a miglior luogo;
Rammenta lor com' oggi fosti in croce.

Der Visionär.[1])

Es träumte mir, ich suche sie im Leben
Und fand sie nicht; — da leitete mein Hoffen
Mich in den Himmel, wo ich sie getroffen
Viel schöner und von sanft'rem Widerstreben.

Sie sprach und hatte mir die Hand gegeben:
„Dies Land, so Gott will, steht auch Dir einst offen
Ich bin's, um welche Deine Thränen troffen,
Und allzufrüh sollt' ich der Welt entschweben.

Ich bin beglückter, als es Menschen hegen;
O möcht' ich bald Dich bei mir seh'n in Eden!
Und möchtest Du, wie dort, auch hier mich lieben!"

Sie schwieg und zog die Hand zurück — weswegen?
Weil, als so hold und lieblich war ihr Reden,
Ich bei ihr wär' im Himmel fast geblieben.

Petrarca ist denn als Dichter der erste Künstler seiner Zeit, aber es ist nicht seine Kunst, welche ihn über die andern Lyriker erhebt. Zum erstenmal tritt aus der Menge der Troubadours eine bestimmte Gestalt hervor, welche niemandem gleich ist, und

---

[1]) Levommi il mio pensier in parte ov' era
Quella ch' io cerco e non ritrovo in terra,
Ivi fra lor che il terzo cerchio serra,
La rividi più bella e meno altera.

Per man mi prese e disse: in questa sfera
Sarei ancor meco se 'l desir non erra:
I' son colei che ti diè tanta guerra
E compiè mia giornata innanzi sera.

Mio ben non cape un intelletto umano;
Te solo aspetto e quel che tanto amasti,
E laggiuso è rimaso, il mio bel velo.

Eh perchè tacque ed allargò la mano?
Ch' al suon de' detti si pietosi e casti
Poco mancò ch' io non rimasi in cielo.

welcher jedermann gleichen möchte. Diese Persönlichkeit will nicht an Sordello, oder die Sizilianer oder Bologneser anknüpfen, sondern singt wie Dante unter der Eingebung der Liebe. Und diese Liebe hat eine bis dahin ungekannte Innigkeit, Beharrlichkeit und Aufrichtigkeit: sie durchdringt alle Interessen eines ganzen Lebens, bemächtigt sich des ganzen Menschen, entreißt ihn seinen Arbeiten, treibt ihn in ein unstätes, unruhiges Leben hinein, quält ihn auf tausendfache Art, zwingt ihn zu stetem Kampf, bald gegen das Hingerissenwerden in Leidenschaft, bald gegen die Strenge des Gewissens, und hindert den Unglücklichen, zum Frieden durchzudringen, weil er stets zwischen Himmel und Hölle hin- und hergezerrt wird. Hier ist der Kampf der alten Dichter und der Troubadours, ein Kampf, der auch Dante nicht auferlegt war; denn Beatrice hat zu kurz gelebt, ist zu schnell in den idealen, überwundenen Standpunkt übergegangen. Bei Petrarca ist es das Aufwallen einer feurigen Seele, bei ihm ist Fleisch und Geist, Auflehnung der Sinne, Druck des Gewissens; hier ist das ganze widerstrebende und leidende Innere in heftigster Erregung. Petrarca erscheint uns heutzutage als der Jean Jaques Rousseau des Mittelalters, als ein Einsiedler und Umherirrender, welcher den Ruhm, der ihn berauscht, bald sucht, bald flieht, ohne daß er sich dessen erfreuen kann. Er steht vor uns als ein Unglücklicher, der stets sich selbst bekriegt, sich in die Wüste verbannt, sich anklammert an die Berge und Wälder, die von ihm zum erstenmal besungen werden. Er ist ein Bergbewohner, welcher Betrachtungen und Vergleichungen nachspürt und dadurch, ohne sich vielleicht dessen bewußt zu sein, neue Anregung in die Kunst bringt. So änderte er bei seinen Nachfolgern durch ein Buch, in welchem er nur sich selbst schilderte, die Art zu fühlen und zu lieben. Dadurch besonders ist Petrarca ein moderner Dichter.

IV.

Petrarca war überdies in der wissenschaftlichen Republik seiner Zeit eine der ersten Persönlichkeiten. Er war reich, denn

er besaß Häuser in Vaucluse, Parma, hatte sonstwo Gärten, zwei Pferde, mehrere Dienstboten, Geld genug für sich und andere, fünf Kirchenpfründen (von denen er drei abgab). Er war freigebig und gastfrei, hatte viele Freunde und Bewunderer in Menge. Ein blinder Schulmeister von Pontremoli durchreiste den ganzen Süden Italiens in der Hoffnung, ihn in Neapel zu finden, und kehrte, als er ihm dort nicht begegnete, über die Apenninen nach Parma zurück, um einmal in seinem Leben den Klang dieser berühmten Stimme zu hören. Ein Goldschmied von Bergamo stellte das Bild des Dichters in allen Ecken seiner Wohnung auf, ließ das Zimmer, in welchem er ihn eine einzige Nacht beherbergt hatte, vergolden, ja niemand durfte in dem Purpurbett mehr ruhen, in welchem Petrarca geschlafen. In Arezzo führten ihn seine Mitbürger im Triumphe vor sein Geburtshaus.... Als er durch Mailand reiste, entblößten sich alle Häupter....[1]) Er schrieb an Fürsten, ja an den Papst ziemlich von oben herunter. Er war Höfling, wenn man so will; aber ihm selbst wurde viel mehr der Hof gemacht, er wurde von den Großen aufgesucht, welche sich gerne an ihm sonnten, denn er hatte die Stellung erlangt, nach welcher im sechzehnten Jahrhundert Erasmus, im achtzehnten Voltaire verlangte. Einst fuhr er den Po entlang, wo sich zwei feindliche Armeen gegenüberstanden, und sie senkten die Waffen, um ihn passieren zu lassen. In Venedig saß er zur Rechten des Dogen. Eine Kaiserin zeigte ihm eigenhändig ein Familienereignis an; vier Päpste und zwei Könige wollten ihn an ihren Hof fesseln; der römische Senat und die Universität von Paris stritten sich um die Ehre, ihm den Dichterlorbeer zu erteilen. Die Legende selbst bemächtigte sich seiner vom Augenblick seines Todes an, denn man wollte seinen Lippen entschwebend eine weiße Wolke zum Himmel aufsteigen gesehen haben.

Schon zu seinen Lebzeiten hatte sich eine Schule um ihn

[1]) A. Mezières, Petrarque d'après de nouveaux documents (1867).

gebildet. Er beklagte sich bitter darüber, indem er trostlos den Vers von Horaz wiederholte:

Scribimus indocti doctique poemata passim.

„Es ist", so schrieb er einmal, „ein schlimmer Trost, seinesgleichen zu haben, ich möchte lieber ganz allein krank sein." Man ließ ihn nie aufatmen, täglich regneten Episteln auf ihn nieder: sie kamen von Frankreich, Deutschland, England, Griechenland. Man bat ihn um Rat, und er wußte nicht, was antworten: „Tadle ich, so bin ich ein widerwärtiger Zensor; lobe ich, ein fader Lobhudler." Jedermann begann Verse zu machen, die Rechtsgelehrten und Ärzte, selbst die Ackerbauer, Zimmerleute und Maurer. Es war eine Pest, welche noch grassierte, als Petrarca gestorben war, eine Epidemie, welche auch die kleinen Fürsten und die Frauen ergriff und fortdauerte, bis man wieder anfing lateinisch zu schreiben. Doch fand sich auch damals noch, am Anfang des 15. Jahrhunderts, ein Guisto de Conti, welcher die schönen Augen, die blonden Flechten und die schöne Hand, la bella mano, seiner Dame besang.

Petrarca blieb bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst in gleichem Ansehen: in Italien allein sind von seinen Werken 419 Manuskripte aufbewahrt. Im Jahre 1470 wurden seine Gedichte zum erstenmale gedruckt, also 11 Jahre vor Dante's Werken, welchem er vorgezogen wurde. Auch im 16. Jahrhundert wurde er noch nachgeahmt, vor allen von Membo. Man zergliederte bewundernd seine Verse, fiel vor jeder Silbe andächtig auf die Knie; mindestens ein Dutzend Erklärer seiner Lieder traten zugleich auf.[1]) Man petrarkisierte überall, selbst in Spanien, wo der Marquis von Santillane das Sonett schon eingeführt hatte. Boscan[2]) und Garcilaso[3]) durften nur den von diesem vorgezeichneten Weg ver-

[1]) I codici petrarcheschi delle biblioteche governantive del Regno indicati per cura del ministero dell' Istruzione publica. 1874. — [2]) Almogaver Boscan, ein spanischer Dichter, geb. in Barcelona um 1500. — [3]) Garcilaso de la Viga, spanischer Dichter, geb. 1503 in Toledo, Offizier

folgen: Garcilaso ging nach Italien, um auf dem Boden zu sterben, wo Petrarca's schönes Feuer gelodert hatte; Boscan setzte seine ganze Thätigkeit darein, die Italiener abzuschreiben. Der berühmte Hurtado de Mendoza [1]) verschmähte es nicht, sich nach ihnen zu bilden. Auch Frankreich legte sich der italienischen Dichterschule zu Füßen. Marot hatte von dort das Sonett eingeführt, welches Joachim von Bellay zuerst an den Ufern von Anjou erklingen ließ. Auch Frankreich hatte also seine Sonettdichter und Enthusiasten für Petrarca, über welch letztere sich der gleiche du Bellay mit Unrecht lustig machte, gehörte er doch selbst darunter. Hatte nicht gerade er dem Meister zugerufen: „Kann je, Petrarca, ein Winter so rauh sein, daß er Deinen Ruhm und Deine grünen Lorbeeren welk machte?"

Durch Chaucer waren die Lieder Petrarca's längst über den Kanal gekommen. Die beiden hatten sich in Padua begegnet, und Chaucer rühmte seinen Freund nicht nur als einen würdigen Mann der Kirche, sondern als den lorbeergekrönten Dichter, dessen süße Beredtsamkeit ganz Italien in Poesie verkläre. Im 16. Jahrhundert nahm Surrey Petrarca an Bord und führte dadurch das Sonett aufs neue in England ein, wo es selbst unter Shakespeare's nerviger Hand nicht verstummte. In Frankreich verschwand es für ziemlich lange Zeit unter dem Einfluß von Malherbe, der es nicht leiden mochte. Damals durfte die Liebe nur nach der Sackpfeife der Galanterie und der Scherze tanzen. Da hörte man plötzlich im Jahre 1818 in einem Salon Verse, die damals kühn erschienen:

> Que me font ces vallons, ces îles, ces chaumières
> Froids objets dont pour moi le charme est envolé?

---

und Diplomat im Dienste Karl's V. Führte die Schäferdichtung in Spanien ein, schrieb auch treffliche Elegien, Canzonen, Sonette ꝛc.

[1]) Mendoza Don Diego Hurtado, spanischer Staatsmann, Feldherr und Schriftsteller, geb. 1503 † 1575. Schrieb außer Gedichten und Romanen auch den Krieg von Granada.

Fleuves, coteaux, forêts, ombres jadis si chères,
Un seul être vous manque, et tout est dépeuplé.

Que le tour du soleil ou commence, ou s'achève,
D'un oeil insoucieux je le suis dans son cours;
Qu'en un ciel pur ou sombre il se couche ou se lève,
Qu' importe le soleil? Je n'attends rien des jours....

Mais peut-être ou delà des bornes de sa sphère,
Lieux où d'autres soleils éclairent d'autres cieux,
Si je pouvais donner ma dépouille à la terre,
Ce que j'ai tant pleuré s'offrirait à mes yeux!

Là je m'enivrerais à la source où j'aspire,
Là je retrouverais et l'éspoir et l'amour....

Es entstand ein Murmeln des Erstaunens. Ein geistreicher Mann eilte auf den neuen Dichter zu und frug: Junger Mann, woher kommen Sie und woher bringen Sie solche Verse? — Es war Lamartine, der aus Italien kam, wo er Petrarca studiert hatte, und der nun den ersten Entwurf seiner Isolement (Vereinsamung) vortrug.

V.

Auch Giovanni Boccaccio pflegte nach dem Beispiel seines Freundes die französische Ritterpoesie, um einer Frau zu gefallen, welche er liebte. Es war aber keine Laura, sondern eine buhlerische Fürstin, der er allerdings auch in der Kirche begegnet war. In weniger als 10 Jahren schrieb er für sie 3 Romane und 4 Gedichte, ungerechnet die Novellen, die er später sammelte und woraus der Dekameron entstand. Was sind diese Romane und Gedichte? Die, welche damals gefallen konnten, bieten nur der Form nach etwas neues. Boccaccio erfand die Oktave oder importierte wenigstens „dieses so musikalische, wechselvolle Metrum, welches durch die Verschlingung der sechs ersten Verse in zwei Reime gleichsam mehrere Tasten zugleich anschlägt, um am Schluß in der Einheit der Schlußstrophen in einem harmonischen Rhythmus zu enden, welcher dem Übergang von einer Strophe zur andern Aufschwung und zugleich einer jeglichen Ruhe verleiht; ein Metrum, das kein

Instrument, sondern ein Orchester ist, Flöte und Laute, Trompete und Violine". [1]) Die von Poliziano vervollkommnete Oktave wurde die Strophe der Heldengedichte der Renaissance. Die Themata von Boccaccio, selbst die antiken, gehören noch dem Mittelalter an: in dem Filostrato jagt Troilus in den Wäldern mit einem Falken auf der Faust. In Filocopo leuchtet der Wunsch hindurch, Christentum und Heidentum zu vereinigen; die Gottheiten des Olymps spielen darin eine so wesentliche Rolle, daß der Papst der Statthalter Juno's genannt wird und Gott selbst der sommo Giove:

Der für uns gekreuzigte Juppiter.

So hatte schon der Dichter der Göttlichen Komödie ihn genannt. In dem Roman Filocopo, worin sich die Abenteuer von Flora und Weißblume abspielen, ist alles Wunderbare der Mythologie und des Mittelalters beisammen; man glaubt darin an die Venus wie an den heiligen Jakobus von Compostella; die Kämpfe der Ritter sind mit Anklängen an Virgil beschrieben; man findet darin die Spitzfindigkeiten der Liebeshöfe nach dem gefeierten Buch Ovid's dargestellt, worin gelehrt wird, durch welche Mittel man in den kältesten Herzen die heilige Flamme der Liebe entzünden könne. Altertum und Mittelalter stoßen überall aufeinander und gehen in dem Dekameron des Boccaccio ineinander über. An diesem Werke haben wir zuerst den griechischen Titel in das Auge zu fassen. Das Wort bedeutet: Zehn Tage. Während dieser zehn Tage erzählen sich zehn junge Leute Geschichten. Zehn Geschichten in zehn Tagen macht hundert. Das ist das in die Litteratur eingeführte Dezimalsystem. Lächle, wer will, über diese kleinliche Bemerkung, sie ist wahr, so gewiß wahr ist, daß Anordnung, Verhältnis, Symmetrie der Anfang der Kunst sind. Hier aber handelt es sich nur um eine Sache der Zusammenstellung. Boccaccio wollte seine zu verschiedenen Zeiten entstandenen

[1]) Giosuè Carducci, Ai parentali di Giovanni Boccaccio in Certaldo. 1876.

Novellen vereinigen (das ist wenigstens die sehr annehmbare Meinung von Ugo Foscolo). Zu diesem Zwecke fand er in der Pest zu Florenz ein sinnreiches, interessantes Motiv. Sieben Damen und drei Kavaliere gehen auf das Land, um der Pest zu entfliehen, und vertreiben sich die Zeit mit Erzählungen. Das ist aber nicht alles, diese Erzählungen hängen nicht lose zusammen wie in dem Novellino; Boccaccio ordnet als erfahrener Hauptmann seine Kompagnie, rangiert seine Leute zu je zehn und zehn und läßt sie im Schritt aufmarschieren. Jede Dekurie hat ihren Dekurionen (einen König oder eine Königin), welche den Gang und die Losung des Tages angeben; gestern erzählte man Geschichten von Unglücklichen, welchen es nach allen Arten von Trübsal schließlich noch über Erwarten gut ging; heute spricht man von Einfällen geschickter Leute, welche durch Fleiß und Geschicklichkeit erlangten, was sie wünschten, oder wiederfanden, was sie verloren hatten. Morgen spricht man von glücklich, übermorgen von unglücklich Liebenden; darauf sammelt man Witzworte, dann Schelmenstückchen von Frauen, — und so fort bis zum zehnten Tage, wo nur noch edle Handlungen erzählt werden. So zieht die Centurie in bester Ordnung vorüber, nicht von dem Häuptling einer Bande, sondern von einem regulären Offizier geführt, welcher die Militärschule besucht hat und die Gesetze der Kunst kennt. Das ist nicht alles: die Musik ist so gut im voraus angeordnet als die Marschroute der Truppe: im Anfang ein Trauermarsch (die Pest), dann verschiedene bald traurige, bald spaßhafte Melodien; am Schluß eine heldenhafte Fanfare; das Finale entspricht den ernsten Noten der Ouverture und stellt die Symphonie her, in welcher das Allegro als der Ausdruck der Hoheit und Majestät vorherrscht. Durch diesen Kunstgriff wird der Gesamteindruck ernsthafter und das Buch konnte mit weniger Schwierigkeit vor den strengen Augen Petrarca's erscheinen.

„Ich habe", schreibt Petrarca darüber an seinen Freund, „den Anfang und das Ende mit mehr Aufmerksamkeit gelesen, als das übrige. Im Anfang habt Ihr den jammervollen Zu-

stand unsres Vaterlandes während der Pest, der traurigen, unheilvollen Epoche unsres Jahrhunderts, meiner Ansicht nach richtig beschrieben und beredt beklagt. Die Geschichte von Griseldis gegen den Schluß des Buches sticht wohlthuend ab gegen viele andere. Sie hat mir wohlgefallen und mich so gerührt, daß ich trotz der Unruhe, in der ich lebe und mich oft selbst vergesse, versuchte, sie meinem Gedächtnis einzuprägen, um mir, so oft ich will, die Freude zu bereiten, mich daran zu erinnern und sie im Freundeskreise zu erzählen, wenn sich Gelegenheit dazu bietet. Als ich dies das erste Mal that und bemerkte, daß man mir mit Freude zuhörte, kam mir der Gedanke, die angenehme Erzählung würde wohl auch solchen gefallen, die unsere Sprache nicht verstehen. So unternahm ich denn, sie in das Lateinische zu übersetzen, wozu ich mich, wie Ihr wißt, nur entschließen kann, wenn es sich um eine Arbeit von Euch handelt."

Die Pest von 1348, welche die Einleitung in den Dekameron bildet, ist eine geschichtliche Begebenheit. Der Chronist Villani erlag ihr, ebenso Laura, die von Petrarca so heißgeliebte Frau. Wir verdanken also diesem Jammer die schönste Poesie des Dichters und die erste Probe großer Beredsamkeit, die ein Italiener in Prosa entwickelt hat. Boccaccio zeigt uns in seiner Einleitung, daß er die Alten gelesen hat und daß er es versteht, durch die Nachahmung ihrer Schriften die Litteratur zu verjüngen und zu veredeln. Er beschreibt eine ähnliche Katastrophe aus der Zeit von Thukydides und geht in seiner Vorliebe für das Altertum so weit, zu vergessen, daß er einer andern Religion angehört.

„O wie viele, viele große Paläste", so ruft er aus, „wie viele schöne Häuser und adelige Wohnungen, welche zuvor voll zahlreicher Familien gewesen, waren leer von Herren und Frauen und hatten selbst den geringsten Diener verloren. O wie viele berühmte Geschlechter, wie viele reiche Erbschaften, wie viele unermeßliche Reichtümer blieben ohne Nachfolger und Erben! Wie viele verdienstvolle Männer, schöne Frauen, liebenswürdige junge Leute, welche nicht nur die Ihrigen, welche selbst ein Hippokrates

und Äskulap für vollkommen gesund erklärt hätten, frühstückten am Morgen mit ihren Verwandten, Genossen und Freunden und speisten am Abend in der andern Welt mit ihren Ahnen!"

Die Novellen, welche der Einleitung folgen, sind so ziemlich überallher genommen: aus dem Volk und aus den Büchern, wie es gerade in der Mode und im Schwange war: eine eigentümliche Sorglosigkeit, in welcher man abwechselnd das Ehrwürdige übertrieb oder verhöhnte, heute schonte, was morgen geschmäht und am dritten Tag verlacht ward. Weder Religion noch Sittlichkeit geben den Ausschlag; Laster und Tugend, sagt sehr treffend de Sanctis, sind hier bloße Begebenheiten. Und doch — welch ein Unterschied zwischen dem Novellino, der Sammlung des 13. Jahrhunderts, und dem Dekameron: welch ein Riesenschritt vom einen zum andern! Das kam so, weil die Kunst hinzutrat und weil bei Werken der Einbildungskraft alles in der Kunst beruht. Boccaccio hält zuerst strenge Auswahl und läßt unbedeutende, mittelmäßige Anekdoten beiseite. Dann, und das ist wesentlich, führt er in die Geschichten, welche er aufnimmt, Handlung und Leben ein. Aus den Puppen, welche er in mündlichen oder schriftlichen Überlieferungen vorfand, macht er lebende, ausdrucksvolle Wesen, welche eine Physiognomie haben und welche man nicht wieder vergißt: Gevatter Peter, Meister Simon, Bruder Pucci, Base Belcolore, und Tofano und zwanzig andere, den guten Calandrin nicht zu vergessen, der ein rechter Schelm seines Zeichens ist. Das ist nicht alles; — die geringste Geschichte ist entworfen, dargestellt, maßvoll entwickelt, in gleichem Schritt vom Anfang bis zum Ende durchgeführt, ohne daß jemals der Erzähler nach rechts oder links abweicht oder sich erlaubt, rückwärts zu gehen und schon Gesagtes zu wiederholen. In dem Novellino war die Sprache nur ein magerer Dialekt, der unsicher nach Worten tastete und sie doch nicht fand; im Dekameron ist die Sprache fertig, und so ganz fertig, daß man noch nach zwei Jahrhunderten nach keiner andern verlangt.

Freilich geht man hierin zu weit. „Boccaccio hatte nicht

umsonst Cicero, Virgil, Horaz, Terenz und beinahe alle großen Schriftsteller des Altertums studiert und mit außerordentlicher Sorgfalt nachgeahmt. Er schöpfte aus diesem Studium den feinen Geschmack für die eleganten, natürlichen Redewendungen einer treffenden, zarten Kunst. Und weil diese Kunst sich mit den ersten, lebhaften Äußerungen eines entstehenden Idioms vermischte, welchem der Verfasser keinen Zwang aufzuerlegen hatte, um es originell zu machen, bildete sich der gelehrteste, naivste, anmutigste Stil, dessen unsere modernen Sprachen sich rühmen. Wißt Ihr, was Boccaccio mit Cicero, was der große Redner mit einem Märchenerzähler gemein hat? Es sind beim einen wie beim andern die gleichen Perioden, die gleichen geschickt verlängerten Sätze, die gleiche Kunst, eine Menge nebensächlicher Gedanken zu vereinigen und zu gruppieren, die gleichen gelehrten Wendungen des Stils, die gleiche Eleganz und Harmonie. Das ist Boccaccio's natürliche Sprache, sobald er nicht zügellos oder komisch ist. Die sich rächende Liebe, der Kampf der Freundschaft, die Resignation der Tugend haben ihm diese Beredsamkeit eingegeben. Über das Weitere sage ich nichts."

So urteilt der Franzose Villemain, welchen selbst die Italiener als den besten Beurteiler der Sprache von Boccaccio anerkennen. Sein Urteil ist richtig, außer dem Schluß. Boccaccio entwickelt in den ersten Teilen seines Werkes die ciceronianischen Perioden nicht gerade mit der größten Geschicklichkeit und Schönheit. Die Form ist zu monoton, zu ruhig; die Perioden schleppen sich breiten Wellen gleich dahin, welche in einem matten, schläfrigen Meer mühsam entstehen. „Die Eingebung fehlt", sagt de Sanctis, „darum suchen Rhetorik und Logik sie zu ersetzen; dadurch aber verliert der Verfasser den Boden, stürzt ins Leere, wo er keinen Grund findet und untergeht". Gerade in den komischen Partien des Dekameron erscheinen solche Perioden an ihrem Platz, die Italiener sagen „Boccaccevole". Und warum das? Weil hier der Verfasser er selbst ist, sich auf eignem Grund und Boden fühlt und festen Fuß fassen kann. Wo Boccaccio sich zu

weinen anstrengt, muß er seine Rührung aus der zweiten Hand, von den Liebesdichtern und Troubadours nehmen; sobald er lacht, ist er wieder er selbst; dann ist er der Toskaner, welcher in Neapel gelebt hat und in Paris geboren ist, der vollkommene, zum Künstler gewordene Erzähler, welcher, wenn er seinen Gegenstand auch aus den Büchern nimmt, doch seine Persönlichkeiten in der Welt und im Leben findet und die Typen für einen La Fontaine, Molière und alle andern Darsteller der Zukunft geschaffen hat. Daher kam es, daß Settembrini, de Sanctis, Carducci u. a. Boccaccio's Werk den Titel gaben „die menschliche Komödie". — Es mag sie dazu die Leichtigkeit des Stils und der Perioden veranlaßt haben. Wer des Italienischen mächtig ist, der mag mit Settembrini übereinstimmen, welcher sagt: „Die Umschreibungen gefallen, die Paraphrasen locken, die Häufung der Worte verursacht ein süßes Schwelgen. Dieses grammatikalische Wonnegefühl reizt die Aufmerksamkeit, der Rhythmus der Prosa schmeichelt dem Ohr; die Sätze tanzen langsam, immer einer in den andern verschlungen, in Wellenbewegungen und Schwankungen, welche in Lust erschauern lassen. Die höchste Vollkommenheit aber, das muß offen eingestanden werden, ist noch nicht erreicht. Die Sprache hat noch nicht ihren vollen Reichtum, die gleichen Ausdrücke kehren zu oft wieder, folgen zu bald aufeinander; die Häufung der Partizipien bringt Eintönigkeit hervor, und die vergleichenden Worte (welche nur da sind, um gezählt zu werden) hindern die Rede. Die Sprachdüftler liebten das Wörtlein „denn" nicht; was hätten sie von dem conciossiafossecosache des Boccaccio gesagt? Solche unendliche Pflöcke versperren nur den Platz, wo sich eine Idee, ein Bild, ein Geistesblitz viel besser ausnehmen würde."

Man fragte einst Settembrini: „Was hat denn aber dieses Teufelswort in dem Satz zu thun?" „Gerade", antwortete dieser, „was das Wort Teufel in dem Ihrigen".

Das sind aber Spielereien, deren größtes Unrecht darin besteht, daß sie sich später den akademischen Schriftstellern auf-

drängten und in den Jahrhunderten der Erschlaffung und des Verfalls Gedankenleere und Gefühllosigkeit majestätisch verhüllten. Was für alle Zeiten der Ruhm von Boccaccio bleibt, ist, daß er für die italienische Prosa das Gleiche gethan hat, was Dante für die Verskunst, indem er sie durch ein einziges Buch mit Einem Stoß von der Kindheit in die Jugend versetzte, dermaßen, daß sie Dank ihm mit einem Sprunge die ausgebildetste der europäischen Sprachen wurde, nachdem sie bisher die am weitesten zurückgebliebene gewesen war; ihr folgten nun bis Montaigne und weiter von da an alle andern. Man hat Boccaccio vorgeworfen, er habe der Sprache Gewalt angethan, indem er sie geknetet, gewendet, gruppiert und verrückt habe. Aber durch diese gewaltsame Gymnastik verlieh er ihr eine Geschmeidigkeit und Grazie, welche sie seit dem 14. Jahrhundert nie wieder verlor. Um eine solche Reife zu erlangen, mußte die französische Prosa bis ins siebzehnte, die deutsche Prosa bis ins achtzehnte Jahrhundert und länger warten.

Alles das sollte durch Zitate bewiesen werden, aber die Wahl wäre schwer; die romantischen oder tragischen Erzählungen würden von Boccaccio eine falsche Vorstellung geben, bei den heiteren wäre Gefahr, daß sie den einen zu wenig, den andern zu viel gefallen würden. Eines der kleinen Geschichtchen sei indes hier mitgeteilt: Es ist das zweite des 6. Tages. Sieben Damen und drei Kavaliere haben unter dem Präsidium Elisa's Witze und Streiche erzählt, durch welche sich gescheite Leute aus Verlegenheiten zogen. Frau Pampineta, an welcher nun die Reihe ist, leitet, der Sitte gemäß, mit einem moralischen Eingang ihre Erzählung ein.

Cisti der Backofenbesitzer.[1])

Schöne Damen, ich kann nicht selbst darüber entscheiden, welches von beiden das größere Übel sei, ob der Fall, daß die

[1]) Wörtlich übersetzt, um die Umrisse der Perioden anschaulich zu machen. Die Musik und Lieblichkeit, die Frische eines noch jugendlichen, der Rhythmus eines schon gereiften Stils läßt sich nicht wiedergeben.

Natur einer edeln Seele einen elenden Körper verliehen hat, oder der andere, daß Fortuna einem Körper, in welchem eine edle Seele wohnt, ein elendes Handwerk auferlegt hat, wie es Cisti unserem Mitbürger und vielen andern widerfuhr. Aus diesem Cisti, welcher mit einer sehr hohen Seele begabt war, machte Fortuna einen Backofenbesitzer. Ich würde die Natur und Fortuna gleicherweise schmähen, wüßte ich nicht, daß die Natur sehr klug ist und daß Fortuna tausend Augen hat, obwohl Dummköpfe sie sich blind vorstellen. Ich achte, daß die eine und die andere, da sie viel Urteilskraft haben, gerade so handeln wie die Sterblichen oft thun, welche in der Ungewißheit, was kommen könne, zur gewissen Zeit Dinge, die ihnen die liebsten sind, an den erbärmlichsten Orten des Hauses aufbewahren, und wenn sie ihrer bedürfen, sie hervorholen; es zeigt sich dann, daß der erbärmliche Ort sie besser behütet hat, als das schönste Zimmer es vermocht hätte. Und so verbergen die beiden Minister der Welt (immer die Natur und Fortuna) oft ihre liebsten Dinge im Schatten der als erbärmlich angesehenen Berufsarten, damit, wenn man ihrer bedarf, ihr Glanz desto mehr hervortrete. Ich will Ihnen in einer sehr kurzen Geschichte darlegen, wie dies durch Cisti den Backofenbesitzer in einer Sache von geringer Bedeutung bewiesen ward, als er Messire Geri Spina die Augen des Verständnisses öffnete.

Ich sage also, daß Papst Bonifazius, bei welchem dieser Messire Geri Spina in hohem Ansehen stand, eine Gesandtschaft von edeln Herren in einer wichtigen Angelegenheit nach Florenz geschickt hatte. Da diese in dem Haus von Messire Geri abgestiegen waren, welcher mit ihnen die Geschäfte des Papstes verhandelte, geschah es, daß aus irgend einem Grund Messire Geri und diese Gesandten des Papstes beinahe jeden Morgen zu Fuß vor der Kirche Santa Maria Ughi vorübergingen, wo Cisti der Backofenbesitzer seinen Ofen hatte und persönlich sein Handwerk ausübte. Fortuna hatte ihm, trotz seines niedern Standes, soviel Gunst erzeigt, daß er sehr reich geworden war, und obgleich er

niemals seinen Stand mit einem andern vertauschen wollte, lebte er aufs Prächtigste, und hatte unter anderem die besten weißen und roten Weine, welche sich in Florenz und im Lande fanden. Indem nun Cisti jeden Morgen Messire Geri und die Gesandten des Papstes vorübergehen sah, dachte er, da die Hitze sehr groß war, es wäre eine wohlangebrachte Höflichkeit, ihnen von seinem guten weißen Wein zu trinken zu geben; aber in Betracht des Unterschiedes seiner Stellung und der von Messire Geri schien es ihm nicht passend, sich zu erlauben ihn einzuladen, sondern er dachte auf ein Mittel, Messire Geri zu veranlassen, daß er sich selbst einlüde. Er trug eine sehr weiße Jacke und einen stets frischgewaschenen Schurz, was ihm mehr das Aussehen eines Müllers als eines Backofenbesitzers verlieh. Jeden Morgen nun, wenn er dachte, Messire Geri werde mit den Gesandten vorübergehen, ließ er vor seine Thüre einen neuen mit Wasser gefüllten Eimer setzen, daneben ein ganz neues Bologneser Krüglein voll seines guten Weins, und zwei Gläser, welche wie Silber glänzten. Dann, nachdem er ein- oder zweimal ausgespuckt hatte, fing er an so behaglich seinen Wein zu schlürfen, daß die Toten darnach gelüsten konnte.

Nachdem Messire Geri das einen oder zwei Morgen gesehen hatte, sagte er am dritten:

„Was ist das Cisti? Ist's gut?"

Cisti hatte sich flink erhoben und antwortete:

„Ja, Messire, und das so sehr, daß Sie es sich nicht vorstellen können, wenn Sie nicht davon versuchen."

Messire, welchem entweder die Qualität des Weines, oder eine ungewöhnliche Müdigkeit, oder vielleicht das Behagen, mit dem Cisti trank, Durst erregt hatte, wandte sich gegen die Gesandten und sagte lächelnd:

„Signori, es däucht mir gut, den Wein dieses braven Mannes zu versuchen. Vielleicht ist er so, daß wir es nicht bereuen."

So ging er mit ihnen auf Cisti zu. Dieser ließ eine schöne

Bank vor den Ofen bringen, bat die Herren sich zu setzen und sagte den Dienern, welche sich näherten, um die Gläser zu schwenken:

„Kameraden, geht weg und lasset mich diesen Dienst thun, denn ich verstehe ebensogut Wein einzuschenken, als den Ofen zu füllen. Lasset nur die Hoffnung fahren, einen Tropfen zu erhaschen."

So sprach er, dann spülte er vier neue schöne Gläser und bot darin Messire Geri und seiner Gesellschaft von dem köstlichen Wein, den er in einem Krüglein hatte bringen lassen. Der Wein schien den Gästen der beste, den sie je getrunken. Nachdem sie ihn sehr gelobt hatten, kam Messire Geri beinahe alle Morgen, solange der Aufenthalt der Gäste währte. Als deren Geschäft beendigt war, bereitete ihnen Geri ein üppiges Gastmahl, zu welchem er einen Teil der geachtetsten Bürger einlud; auch Cisti war unter den Geladenen, aber er wollte um keinen Preis kommen.

Dann gab Messire einem seiner Diener den Befehl, eine Flasche von Cisti's Wein zu holen, um jedem Mann der höheren Dienerschaft ein halbes Glas einzuschenken. Der Diener, welcher vielleicht ärgerlich war, daß er kein einziges Mal diesen Wein hatte kosten dürfen, nahm eine große Flasche; Cisti sagte, als er ihn sah:

„Schöner Knabe, zu mir schickt Dich Messire Geri nicht."

Der Diener versicherte mehrere Male das Gegenteil, aber da er keine andere Antwort bekam, kehrte er zu Messire Geri zurück und sagte ihm, was geschehen war. Messire Geri sprach zu ihm:

„Kehre zurück und sage ihm, ich habe es gethan, und wenn er Dir wieder das Gleiche antwortet, so frage ihn, an wen ich Dich denn sonst geschickt hätte?"

Der Diener ging und sprach:

„Cisti, ganz gewiß, Messire Geri schickt mich wieder zu Dir."

Worauf Cisti antwortete:

„Ganz gewiß, schöner Knabe, er thut es nicht."

„Dann sage, Cisti, zu wem schickt er mich?

Cisti antwortete:

„Zu dem Arno (dem Fluß)."

Das wurde Messire Geri hinterbracht, alsbald gingen ihm die Augen auf und er sagte zu dem Knecht:

„Laß mich sehen, welche Flasche Du zu ihm mitnahmst."

Und als er sie gesehen hatte, sagte er:

„Cisti hat wahr gesagt."

Und als er den Diener darob gescholten hatte, ließ er ihn eine passendere Flasche mitnehmen.

Cisti sagte, als er sie sah:

„Jetzt weiß ich, daß er Dich zu mir schickt."

Und willig füllte er ihm die Flasche. Dann ließ er am gleichen Tag ein kleines Fäßchen vom gleichen Wein füllen und es sachte in die Wohnung von Messire Geri tragen; er selbst ging hintennach. Als er Geri gefunden, sagte er:

„Messire, ich möchte nicht, daß Sie glauben, die große Flasche habe mich erschreckt. Aber da es mir schien, Sie haben vergessen, was ich Ihnen dieser Tage in meinen kleinen Krüglein gezeigt, d. h. daß das kein Wein für Bediente ist, wollte ich Sie diesen Morgen daran erinnern. Jetzt, da ich ihn nicht länger für Sie aufheben will (der Italiener sagt mit noch größerer Höflichkeit „nicht länger für Sie Hüter sein will"), ließ ich Ihnen den ganzen Vorrat bringen; thun Sie damit künftig, was Ihnen gut dünkt."

Messire Geri wußte das Geschenk von Cisti wohl zu würdigen und erzeigte ihm solche Gnaden, wie es ihm in diesem Fall am angemessensten schien; und immer seitdem ehrte er ihn als Mann von großen Verdiensten und als Freund.

Es ist das nur eine Anekdote, fast weniger, — nur ein gescheites Wort. Aber wenn man die Erzählung aufmerksam liest und auf die Einzelheiten achtet, findet man darin die Vorzüge, wie die Fehler des Meisters; ein schwulstiger Anfang, denn er scheut sich nicht, monumentale Façaden vor kleinen Häusern

aufzubauen und eine Sammlung leichter Erzählungen mit der epischen Beschreibung der Pest einzuleiten, wie später Alfred de Musset, einer seiner Schüler, hinter einer griechischen Säulenhalle den Vorhof eines Domes errichtet, um uns in das kleine Zimmer zu führen, in welches sein Rola ging. Nach diesem unverhältnismäßigen Prolog beginnt die Erzählung, und der Ton wechselt stufenweise; wir steigen von Papst Bonifazius zu den Gesandten und zu Messire Gerî Spini, einem reichen aber so einfachen Bürger herab, daß er mit seinen Gästen zu Fuß spazieren geht. Nun kommen wir vor Santa Maria Ughi, eine kleine Kirche, welche vielleicht heute noch neben dem Palast Strozzi steht; Cisti der Backofenbesitzer ist vor seiner Thüre, und erst von da an bleibt die Erzählung in dem Ton, welcher nach Form und Inhalt dem Besitzer so wohl ansteht. Die Persönlichkeiten sind in bestimmten, treffenden Zügen gezeichnet; und wenn darin die menschliche Natur nicht ergründet ist, so ist sie wenigstens aus dem Leben gegriffen und anmutig dargestellt. Der Rahmen hat die den Einzelheiten angemessenen Verhältnisse, Überschwenglichkeit und Trockenheit des Tones ist gleich ferne gehalten, und der Künstler hat so aus einer großen Kleinigkeit ein Kunstwerk gemacht.

VI.

Boccaccio war nicht in so glücklichen Verhältnissen wie Petrarca; an seiner Armut, über welche er so oft klagte, trug er aber teilweise selbst Schuld. Als Schriftsteller hatte er dagegen außerordentlichen Erfolg. Die Abschriften des Dekameron wurden ins Unendliche vervielfältigt und fanden sich in allen Bibliotheken. Schon 1470 bemächtigte sich sodann die Buchdruckerkunst des Werkes, und die Auflagen folgten rasch aufeinander. Wohl beklagten sich die Mönche bitter über ein Buch, worin sie so übel behandelt wurden; wohl verbrannte es 1497 Savonarola, der strenge Richter über alles Zweideutige; — aber 25 Päpste lasen es, ohne sich daran zu stoßen und ohne es andern zu verbieten. Dann kam das Konzil zu Trient, und dieses beschäftigte sich mit

Boccaccio. Paul IV. und Pius IV. setzten ihn auf den Index; und erst auf die Bitte des toskanischen Großherzogs Cosimo I., welcher um der Sprache und des schönen italienischen Stiles willen Fürsprache einlegte, wurde das Interdikt aufgehoben. Es wurden darüber sehr lange und sehr ernsthafte Verhandlungen gepflogen. Der Papst wollte, daß das Buch ausgemerzt würde. Zu diesem Zwecke verbanden sich der Haushofmeister des päpstlichen Palastes, sein Beichtvater und ein Bischof vom Orden der Dominikaner. Die drei Zensoren nahmen ein schönes Exemplar des Dekameron, eine Ausgabe von Aldinus; sie lasen es zusammen und wählten verdächtige Stellen aus. Ein sonderbares Kolloquium! Der mit Anmerkungen versehene, vielfach durchstrichene Band wurde nach Florenz geschickt, wo vier Kommissarien oder Deputierte, welche der Großherzog ernannt hatte, „zwei Jahre damit zubrachten, die angefochtenen oder unterdrückten Stellen zu prüfen und zu verteidigen".[1]) Pius V. starb und die Revision wurde unter Gregor XIII. fortgesetzt. Endlich im J. 1573 verließ die von den „Deputierten" so mühsam hergestellte Ausgabe die Druckerei. Jedermann beklagte sich darüber in Prosa wie in Versen, die einen weil zu viel, die andern weil zu wenig ausgemerzt worden sei. Eine zweite Revision ward nötig, aber auch diese befriedigte niemanden. Endlich bekümmerte sich kein Mensch mehr darum, weil außerhalb Italiens das Buch allerorten unbeschnitten zu bekommen war.

Schon im 14. Jahrhundert war der Dekameron nach England gekommen, wo Chaucer „Griselda" unter seine „Geschichten von Canterbury" einführte. Bald nahmen auch andere daraus Stoff, besonders Shakespeare und Dryden, welche düsteren, romanhaften Geschichten den Vorzug gaben, z. B. „Ghismonde und Guiscard" (Sigismunde und Guiscard), sowie der Erzählung von der Tochter des Messire Paul Traversaro „Theodora und Honoria", sowie der moralischen Erzählungen von Griseldis.

[1]) Guiguené: Histoire litt. d'Italie III, 132.

Zu gleicher Zeit beeinflußte Boccaccio die Spanier und hielt in Frankreich seinen Einzug, wo schon 1432 die cent Nouvelles nouvelles (hundert neue Erzählungen) erschienen, von denen man weiß, daß die „meisten der erzählten Fälle" fertig von Italien herüberkamen. Im darauf folgenden Jahrhundert erschienen die „nouvelles recréations et joyeux devis" (neue Unterhaltungen und lustige Sprichwörter) von Bonaventura Despériers und der Heptameron der Königin von Navarra. Schon der Titel des letzteren Buchs beweist, wie sehr Boccaccio in Frankreich akklimatisiert war. Und bald darauf treten Molière und La Fontaine auf; Molière, der Sittenprediger und moralische Schriftsteller, nimmt seine Gegenstände aus italienischen Erzählungen, gibt sich aber Mühe, sie in geordnete Verhältnisse zu bringen: in der „Schule der Frauen" und in der „Schule der Ehemänner" z. B. gibt er statt des betrogenen Ehemanns eine Persönlichkeit seiner Erfindung, einen alten Vormund, welcher seine Pflegetochter gegen ihren Willen heiraten will; so wird der Pfleger nicht durch seine Frau, sondern durch ein junges Mädchen betrogen, welche über sich und ihre Treue frei verfügen kann. Georg Dandin allerdings, den Molière gleichfalls von Boccaccio entlehnte, ist verheiratet; aber in der toskanischen Erzählung ist der Mann lächerlich, in der französischen Komödie ist der Gefoppte ein Mann, der sich durch Betrug in große Familien eingeschlichen hatte. Würde er dafür nicht bestraft, so würde das Theater billigen, daß ein „eitler Bauer ein edles Fräulein ungestraft heiraten könne. Das wäre falsch, folglich unsittlich".

So hat Molière Boccaccio ausgelegt; La Fontaine hat gerade das Gegenteil gethan. Durch ihn hauptsächlich kam der italienische Erzähler in so schlechten Ruf. Nicht nur wählte der Fabeldichter gerade die leichtfertigsten Dinge aus dem Dekameron, sondern er gefiel sich darin, dies Gemeine noch gemeiner zu machen. Ein einziges Mal übersetzte und verlängerte er in untadelhafter Art eine der Novellen; es ist die neunte des fünften Tages, wo es sich um Federigo degli Alberighi und den Falken handelt,

welchen dieser seiner Dame als Gastessen darbot, weil er ihr sonst nichts bieten konnte. Vergleicht und bemißt man den Anfang der beiderseitigen Darstellungen, so sieht man, um wie viel besser die Arbeit von La Fontaine als die von Boccaccio ist. Statt 30 Linien des italienischen Textes hat die französische an hundert Verse. La Fontaine machte es immer am längsten. Er verlängert den Weg, aber beeilt den Schritt; sein Satz ist kürzer als der von Boccaccio, er füllt ihn nicht mit breiten, erklärenden Worten aus, er läßt ihn laufen und läuft mit, aber er belustigt sich unterwegs, dreht und wendet den Gegenstand, sieht eine Menge Sachen, vermehrt die Züge, die Beobachtungen, die lustigen wie die boshaften Einfälle; er trottet, hüpft und springt wie ein Schüler neben dem langsam einhergehenden Lehrer, der ganz geradeaus geht. Darum schon sind bei La Fontaine der leichtfertigen Stellen viel mehr als bei Boccaccio.

Das Ansehen Boccaccio's dauert bis in unsere Zeit. Alfred de Musset entlehnte dem Dekameron die siebente Novelle des 10. Tags für sein Lustspiel Carmosine.[1] ... Zwei weitere Geschichten hat er gleichfalls dort hergenommen: Simon und Silvia. Simon ist frei wiedergegeben, wobei Musset vieles hinzuthat und besserte, während Silvia eine beinahe wörtliche Übersetzung mit geschickten Ausmerzungen ist. Wir müßten sehr irren, oder es ist das allein Richtige, Boccaccio in dieser Weise Nichtitalienern vorzuführen. Einige Kritiker der Jetztzeit behandeln den Verfasser des „Dekameron" als einen Romantiker; die Gelehrten studieren ihn gründlich, veröffentlichen und kommentieren seine lateinischen Werke und bestreiten mit Recht, daß er zu viel von französischen Erzählern soll entlehnt haben. Wieder andere, die Enthusiasten, gehen viel weiter: nicht zufrieden damit, ihn zu

[1] Die Vergleichungen von La Fontaine, Alfred de Musset und andern französischen Schriftstellern mit Boccaccio haben im Deutschen keinen Wert. Wer sich dafür interessiert, lese den französischen Text: Kap. II S. 134—144.

preisen, suchen sie ihn zu überbieten; sie sagen, er sei es, der durch die Bekämpfung des französischen und provençalischen Einflusses die Ära des Mittelalters abgeschlossen habe, er habe den Zauber des Rittertums und der Burgfrauen getilgt, den Mystizismus zerstreut, die Ascetik hinweggethan, indem er das Fleisch wieder in seine Rechte einsetzte. Alles das ist geistreich, aber von den Thatsachen widerlegt. Ascetik und Mystizismus waren im 14. Jahrhundert nicht mehr zu fürchten; die Päpste von Avignon quälten sich nicht mit Kasteiungen. Was die Sitten jener Zeit an den Höfen wie im Volk waren, davon reden Dante und Petrarca mit Entrüstung, Boccaccio selbst mit dem Ausdruck des Bedauerns. Hätte letzterer auf seine Zeit einwirken wollen, so hätte er Fasten gepredigt, nicht Fastnacht. Er war weder in Religion noch in Moral ein Neuerer, sondern ein lustiger Maler, welcher sich hin und wieder über das betrübte, was er sah.

Griff er den Katholizismus an? Keineswegs! Seine drei ersten Erzählungen haben mit dem Dogma gar nichts zu thun; die eine geißelt die Heuchelei; die zweite bietet ein geistreiches Argument; die dritte, die von den Ringen, predigt Lehren der Toleranz, welche darum in jener Zeit nicht zu kühn erschienen, weil sie im Volke verbreitet waren. Die gleiche Geschichte fand sich schon in früheren seiner Sammlungen. Allerdings schonte Boccaccio weder die Saufgelage der Mönche noch die Reliquien von Bruder Zwiebel; aber was er heiter von solchen Betrügereien und Lastern der Kleriker ausschwatzte, war von Päpsten und Konzilien längst vor ihm gebrandmarkt worden. Er galt auch als guter Katholik und hatte die Ehre, von dem Patriarchen von Jerusalem öffentlich umarmt zu werden.

Die Religion des Mittelalters griff er also nicht an; bekämpfte er das Rittertum? In keinerlei Weise; er feierte sogar dessen Macht, und wenn er überhaupt ein sittliches Ideal hatte, so war es die Gerechtigkeit, die Güte und Höflichkeit der großen Herren, für welche er schrieb. In einer seiner rührendsten Erzählungen verliebt sich die Tochter eines Apothekers (die, welche

Alfred de Musset Carmosine nannte) in einen König von Sizilien, und jedermann belobt sie, daß sie „das Herz hoch trage". In allen diesen Dingen war Boccaccio ganz das Kind seiner Zeit. Ist es wahr, daß er den französischen Einfluß bekämpfen wollte? Von einer Pariserin in Paris geboren, wurde er von seiner Amme mit französischen Märchen eingewiegt, — hat er darum allen Stoff für sein Buch aus Frankreich genommen? Weit entfernt! — er gehörte den Franzosen so wenig als irgend jemand zu eigen; dieser Stoff kam aus dem Orient und war jedermann bekannt. Allerdings war Boccaccio französischer als irgend ein anderer Italiener; wo er ernsthaft war, war er es in der Art der Franzosen, und seinen Helden verlieh er diejenige Großmut, Galanterie und Tapferkeit, welche zu jeder Zeit in Frankreich entzückte; nicht minder französisch war er in seinen Scherzen und Satiren: lustige Anekdoten, Schelmenstreiche und Leichtfertigkeiten von Frauen, die ihre Männer betrügen, Schlechtigkeiten der Klöster, das ist die ihm angedichtete hohe Aufgabe, welche man ihm hinterher zuweist, welche aber nur in der Einbildungskraft der modernen Kritik besteht. Wozu es leugnen? Boccaccio war selbst für seine Zeit sehr unsittlich; die novelle antiche, welche den seinigen vorhergingen, wie die Erzählungen von Sacchetti, die ihnen nachfolgten, versetzen dem Anstand und der Sittlichkeit viel weniger Nadelstiche als seine Erzählungen. Bedarf es dafür der Zeugnisse, so berufen wir uns auf Boccaccio selbst. Er war etwa 40 Jahre alt, als er den Dekameron veröffentlichte, und er sagt, es geschehe nicht ohne Scham über Jugendsünden, aber er sei gezwungen durch Befehle, welchen er sich unterwerfe. Mit Zittern bot er die Sammlung seinem ernsten Freunde Petrarca, in dessen Dank- und Glückwunsch sich offenbare Verlegenheit bemerklich macht. „Was darin zu leichtfertig erscheinen mag", schrieb Petrarca, „ist zu entschuldigen durch das Alter, in welchem Ihr standet, als Ihr es schriebt, und auch durch den Stil, die Sprache, den Leichtsinn des Stoffes und der Personen (Prinzessin Marie und ihr Hof), welche ein solches Buch lesen wollten. Unter einer Menge

scherzhafter, tändelnder Dinge fand ich einige fromme, ernste Sachen; ich kann jedoch kein bestimmtes Urteil darüber fällen".

Boccaccio fühlte so sehr, was Petrarca in diesen Worten zwischen den Zeilen andeutete, daß er einem Ehemann nicht erlauben wollte, seine Frau den Dekameron lesen zu lassen. „Hüten Sie sich wohl davor", schrieb er seinem Freunde Mainardo . . . ., „wenn die Gedanken Ihrer Frauen daran haften blieben, wäre es Ihr Fehler, nicht der Ihrer Damen. Ich wiederhole es, — hüten Sie sich davor. Ich bitte Sie darum, ich rate es Ihnen, wenn nicht aus Achtung für Ihre Ehre, doch um meiner Bitte willen."

Boccaccio war ein Mann seines Jahrhunderts, und wenn er ein Vorläufer der Renaissance wurde, so war er es wahrlich nicht durch die Kühnheit seines Gedankens, noch durch das Auflehnen des Geistes. Er kehrte an der Seite von Petrarca zu den alten Meistern zurück, wandelte als Schüler Cicero's und in den Fußstapfen Dante's, welcher Virgil zu seinem Führer gemacht hatte. Dadurch wurde er für die Prosa, was Dante und Petrarca für die Poesie geworden. Was er an Neuem in die Wissenschaft einführte, das waren nicht Stoffe, noch Ideen, noch Bestrebungen, sondern die Formen, welche er bei Titus Livius vorgefunden und welche er als Meister selbst hinzufügen wollte. Die Materialien seines Werkes gehören dem Mittelalter an; Architektur und Dekoration sind antik und folglich eine neue Form der zur Kunst gewordenen Gelehrsamkeit: mit diesem Einen Begriff läßt sich die italienische Renaissance bezeichnen, welche sich im Keime vollständig in dem Werk des unsterblich jungen alten Erzählers vorfindet.

Drittes Kapitel.

Das vierzehnte Jahrhundert.

I. Italien: Die „Trecentisten". Die Dichter, Geschichtsschreiber, Erzähler, Mystiker. — II. Frankreich: Die Italiener für und gegen die französischen Schriftsteller. Jean Froissart. — III. Spanien: Die ausgewanderten Troubadours. Die Katalonier. „Graf Lucanor." Der Erzbischof von Hita. Der Jude von Carion. „Der Totentanz." Kanzler Peter von Ayala. — IV. Deutschland: Ende der Minnesänger. Die Dominikaner. Die Universitäten. — V. England: Die alten Doktoren. Die ersten Ketzer, Lollard, Wiklef. Die Dichter. — VI. Geoffrey Chaucer.

I.

Drei Männer wie Dante, Petrarca, Boccaccio erscheinen selten zugleich im selben Winkel der Erde. Alle drei waren Toskaner und sie waren nicht die einzigen, die sich dieser Heimat rühmen durften. Neben Dante sehen wir seinen ältern Freund Guido Cavalcanti, welcher wie sein Freund Patriot, Philosoph, Liebender und Dichter war, ein Denker, welcher sich gern in die Wolken verstieg und sich darein verhüllte. Ein wenig entfernter steht Cino von Pistoja und Cecco von Ascoli: der erstere Professor der Rechte, der Lehrer Bartolo's, der Kommentator der Codices, der glühende Sänger Selvaggia's, welcher nach seiner Meinung Dante das große Unrecht angethan, daß er im Paradiese sie Beatrice nicht zur Seite gestellt hatte. Außer den Liebesliedern, welche immer die gleiche Saite anschlagen, hat man Verse von Cino, welche seinen Hochsinn bezeugen. In einem an Rom gerichteten Gedicht sagt er:

A Roma.

A che, Roma superba, tante leggi
Di Senator, di plebe, a che gli scritti
Di prudenti, gli placiti, e gli editti,
Se 'l mondo come pria più non correggi?

Leggi (misera te!) misera, leggi
Gli antichi fatti de tuoi figli invitti,
Che ti fer già mill' Affriche ed Egitti
Reggere, ed or sei retta e nulla reggi.

Che ti giova ora aver mille paesi
Domato e posto 'l freno a genti strane,
S'oggi con teco ogni tua gloria è morta?

Mercè Dio! che miei giorni ho male spesi
In trattar leggi tutte ingiuste e vane
Senza la tua, che scritta in cor si porta.[1])

Der andere, Cecco von Ascoli, gleichfalls Professor, ergab sich Geheimlehren und wurde im 80. Jahre seines Lebens wegen Irrglauben zu Florenz lebendig verbrannt. Er war der Verfasser einer Acerba, worin er es gewagt hatte, über die „Göttliche Komödie" zu spotten.

Qui non si canta al modo de le rane,
Qui non si canta al modo del poeta,
Che finge imaginando cose vane;

[1]) „Was helfen Dir, herrliches Rom, so viele Gesetze von Senatoren und Volk, was so viele Schriften von Gelehrten, so viele Verteidigungsreden und Erlasse, da Du nicht mehr wie früher über die Welt Recht sprechen darfst? Wehe Dir, Unglückliche! Lies die Heldenthaten Deiner unbesiegbaren Söhne, durch welche Du einst über Tausende von Afrikanern und über Tausende von Ägyptern geherrscht hast, während Du jetzt beherrscht wirst und über nichts mehr zu herrschen hast! Was hilft es Dir jetzt, einst Tausende von Ländern unterworfen und fremde Völker gezügelt zu haben, da heutzutage all' Deine Ehre mit Dir gestorben ist? Erbarme Dich meiner, o Gott! der ich meine Tage verschleudert habe, indem ich ganz ungerechte und eitle Gesetze vortrug, statt des Gesetzes, das in unser Herz geschrieben ist."

Ma qui risplende e luce ogni natura
Che, a chi intende, fa la mente lieta.
Qui non si sognia per la selva scura . . .
Qui non vego Pauolo ne Francesca . . .
Non vego 'l conte che per ira ed asto
Ten forte l'arciuescouo Rugiero,
Prendendo del suo cieffo el fiero pasto . . .
Lascio le ciancie e torno su nel vero,
Le favole mi son sempre nemiche.[1])

Man wollte behaupten, dieſe Unarten haben zu dem tragiſchen Ende des armen Mannes beigetragen; ein fanatiſcher Verehrer Dante's äußerte jedenfalls, es geſchehe ihm recht.

Ein anderer Rechtsgelehrter, Jacopone von Todi, war nach dem Tod ſeiner Frau geiſteskrank geworden. Er trat in den Orden der Franziskaner, — man nannte ihn dort den Dichter des Wahnſinns. In ſeinen lichten Stunden beſang er traulich die Jungfrau Maria und das Kind Jeſu.

Quando un poco talora il di dormiva,
E tu, destar volendo il paradiso,
Pian piano andavi che non ti sentiva,
E la tua bocca ponevi al suo viso,
E poi dicevi con materno riso:
Non dormir più, che ti sarebbe rio.[2])

---

[1]) „Hier quakt man nicht nach Art der Fröſche, hier ſingt man nicht nach Art des Dichters, deſſen Einbildungskraft eitle Dinge vorſpiegelt, ſondern hier erglänzt die ganze Natur in ihrer Klarheit und ſtimmt das Herz deſſen, der ſie zu verſtehen vermag, zur Freude. Hier träumt man nicht vom finſtern Wald; hier ſehe ich weder Paul noch Francesca (von Rimini); hier ſehe ich nicht den Grafen (Ugolino), der in Haß und Rache den Erzbiſchof Roger feſthält und von ſeinem Muffelgeſicht ein grauſes Mahl hält. Ich laſſe die Schwätzereien und halte mich an die Wahrheit. Den Fabeln war ich immer feind!"

[2]) „Wenn er manchmal während des Tages ein wenig ſchlief und Du ihn an das Paradies erinnern wollteſt, dann kamſt Du leiſe, ganz leiſe, damit er Dich nicht höre, und Dein Mund berührte ſein Geſicht, und mit mütterlichem Lächeln ſprachſt Du: ſchlafe nicht länger, das ſchadet Dir! . . ."

Alle dieſe Schriftſteller, ob ſie Gelehrte, zuweilen Pedanten waren, oder wie Cecco Angiolieri mit ihren Liedern und ihrer Liebe „dem Volke angehörten", wollten nichts mit dem Myſtizismus zu thun haben. Ein Paduaner ferner, namens Albertino Muſſato, ein wenig beiſeite ſtehend, ſchrieb lateiniſch eine Weltgeſchichte und zwei wertvolle Tragödien „Eccerinis und Achilles". Zwei weitere Schriftſteller endlich gegen das Ende des Jahrhunderts ſuchten in den Fußſtapfen Dante's zu wandeln und hinterließen zwei Bücher, Dittamondo und Quadrinegio; aber man lieſt ſie nicht mehr.

Um Petrarca ſammelte ſich die Menge; er wurde mit Verſen überſchwemmt und konnte es kaum verſchmerzen, daß noch zu ſeinen Lebzeiten ein gewiſſer Zanobi da Strada gleichfalls den Dichterlorbeer zu Rom erhielt. Als dieſer Zanobi ſtarb, beſchloſſen die Florentiner (es blieb aber bei der Abſicht), für Dante, Accurſius, Petrarca, Boccaccio und Zanobi prachtvolle Denkmäler zu errichten. Der gelehrte Coluccio Salutato, ein Freund und Zeitgenoſſe Petrarca's, brachte ſie davon ab. Von dieſem Salutato ſagte Giovanni Galeazzo Visconti, als er Florenz bekriegte, „ein Brief von Coluccio ſchade ihm mehr, als tauſend florentiniſche Reiter". Auch Salutato erhielt die Dichterkrone, aber erſt nach ſeinem Tod; „der verſpätete Lorbeer beſchattete nur ſein Grab".

Vor und nach Boccaccio traten zahlreiche Proſaiker auf, welche um ihres reinen Toskaniſch willen alle noch heutzutage ſtudiert werden. Darunter gehören beſonders zwei Geſchichtsſchreiber, die Zeitgenoſſen von Dante: Dino Compagni und Giovanni Villani. Erſterer war Florentiner, zweimal Bürgermeiſter, einmal Gonfaloniere geweſen und als Dichter und Geſchichtsſchreiber geachtet, bis die Kritiker unſerer Zeit ihm nicht nur die Vaterſchaft des Gedichtes „Intelligenza" ſtreitig zu machen anfingen, ſondern ſogar die ſeiner Chronik; man will behaupten, das Werk ſei erſt im ſechzehnten Jahrhundert fabriziert worden.[1])

[1]) Hier ſei kurz die Geſchichte dieſes Streites mitgeteilt, welche[r] noch

Man bewundert jedoch darin den Stil des 14. Jahrhunderts, naive Leichtgläubigkeiten und hin und wieder aufs Geratewohl

---

immer fortdauert: Ein französischer Linguist, namens Fanfani, sprach die ersten Zweifel über die Authentizität der Chronik aus. Man achtete nicht darauf, denn Fanfani galt zwar als achtungswerter Bibliothekar und erfahrener Reiniger der Sprache, aber als ein unruhiger Kopf. Nun hatte Karl Hillebrand, welcher eben an einer Studie über Dino Compagni schrieb, die Aufmerksamkeit Deutschlands auf die Zweifel von Fanfani gelenkt, und alsbald schrieb Professor Boehmer an seinen italienischen Freund Grion: „Suchen Sie doch der Sache auf den Grund zu kommen." Einstweilen hatte Professor Scheffer-Boichorst bewiesen, daß die florentinische Geschichte von Malaspin, aus welcher, wie man glaubt, Villani geschöpft habe, eine reine Fälschung sei. Am Schluß seines Werkes sprach der geistreiche Kritiker Zweifel aus über die Authentizität der Chronik von Dino Compagni und gab zu verstehen, daß er im stande wäre, dieselbe zu vernichten. Durch die Drohung erregt, beeilte Grion seine Forschungen und ließ 1871 zu Verona eine Petarde los, betitelt: Le cronaca di Dino Compagni, opera di Antonio Francesco Doni. Dieser Doni war ein Possenreißer des 16. Jahrhunderts; Grion aber begnügte sich nicht damit, die angebliche Fälschung bekannt zu machen, sondern nannte auch den Fälscher. Begeisterung und Wissen war immerhin in dieser Arbeit, aber unglücklicherweise befanden sich gar zu viele Luftsprünge darin. Gabriel Monod sagt nicht mit Unrecht von Grion: „Er hat in die historische Kritik eine ganz neue Art, die Possenreißerei, eingeführt. Seine Broschüre ist eine Serie von Flausen und Scherzen zweifelhaften Geschmacks über Peter und Paul, über Dino, Doni, Din, Din Dino ꝛc. Es ist eine von Polichinelle verfaßte historische Kritik." Scheffer faßte in seinen Florentiner Studien 1874 die Sache ernst auf und wies in der dem Dino zugeschriebenen Chronik soviele Irrtümer, Widersprüche und Unrichtigkeiten nach, daß sie unmöglich das Werk eines Zeitgenossen, geschweige denn eines Bürgermeisters von Florenz hätte sein können; nie hätte der wahre Dino Compagni daran denken können, bald in der ersten, bald in der dritten Person von sich zu reden und sich Handlungen zuzuschreiben, die ihm fremd sein mußten. Scheffer dagegen behauptete, gestützt auf die eigentümliche Übereinstimmung der Sätze und Worte zwischen dieser Chronik und Villani's Geschichte von Florenz, der Fälscher sei niemand anders als der Abschreiber, welcher ganz treuherzig Villani und seine Dokumente abgeschrieben, dann sich von Zeit zu Zeit gegen das Original aufgelehnt und sich unterstanden habe, ihm zu widersprechen, um zu beweisen, daß er ihn nicht abgeschrieben. Das ist sehr

hingeworfene Ansichten: man nannte Dino den italienischen Sallust.

---

möglich, aber läßt sich nicht erweisen. Man möchte Scheffer fragen: Waren Sie dabei? Der deutsche Gelehrte hatte indes in seine Beweisführung soviel Gelehrsamkeit und Kenntnis gelegt, daß der Boden unter der Chronik wankte. Die Widerlegung, welche der treffliche Gino Capponi schrieb, war nicht die eines nach Art der Neuzeit bewaffneten Polemikers, sondern eher die eines betrübten Greises, der in seinen Ansichten und seinem Glauben gestört worden ist. Die Antwort von Professor C. Hegel erschien den Deutschen mächtiger; sie ist betitelt: „Die Chronik von Dino Compagni. Versuch einer Rettung, 1875." Der Titel schon zeigt, daß in den Augen der germanischen Kritiker Dino Compagni ins Wasser gefallen sei. Hier die Zusammenstellung der Folgerungen Hegel's: „Die Chronik ist kein authentisches Werk, aber sie ist auch keine Fälschung; man erkennt aus dem Stoff, dem Plan, der Komposition und der Anordnung des Ganzen, daß das Werk die Originalarbeit von Dino Compagni ist, welche wahrscheinlich ein unvollendeter Entwurf blieb, dessen Teile er selbst nicht mehr ordnen konnte. Alles das kam später in die Hände eines unachtsamen oder gewissenlosen oder geflissentlich ungenauen Abschreibers. Es handelt sich also nicht um eine apokryphe Erfindung, sondern ganz einfach um eine nachteilige Veränderung."

Diese These konnte aufrechterhalten werden und wurde unterstützt durch den hierin sehr kompetenten Wüstenfeld. Scheffer antwortete auf den „Versuch einer Rettung" und nahm mehrere seiner Behauptungen zurück, im allgemeinen aber blieb er bei seinen Ansichten. Andere Deutsche traten in den Kampf ein, in Italien setzte Fanfani seine heftige Polemik fort und veröffentlichte mehr Artikel und Broschüren, als irgend jemand, selbst wenn er sich noch so sehr für die Sache interessierte, zu lesen im stande war. Einer seiner Bände trug den Titel: „Dino Compagni gerettet von der Verleumdung, die Chronik geschrieben zu haben." Die Italiener haben zu allen Zeiten den Superlativ geliebt.

Soweit war die Sache im J. 1877 gediehen, als plötzlich den Antidinisten, wie man sie nannte, eine neue Schwierigkeit entgegentrat. Bis dahin stammte das älteste bekannte Manuskript der Chronik aus dem 16. Jahrhundert, und das war eines der stärksten Argumente für die Anklage der Fälschung; der Fälscher war von Grion und Fanfani mit Beschlag belegt. Grion bezeichnete als solchen Anton Francesco Doni, der andere Giovanni Mazzuoli mit dem Beinamen Stradino. Plötzlich fand man ein neues oder vielmehr älteres Manuskript der Chronik, das ein Engländer

Der andere Geschichtsschreiber Johann Villani wurde bis jetzt noch nicht angefochten. Dieser war ein Florentiner Handelsherr, welcher Frankreich und Flandern bereist hatte und Bürgermeister der Republik, Direktor der Münze und Inspektor der Befestigungen gewesen war.

Wir haben schon gesehen, daß er im Jubeljahr, wo er zu Rom mit Dante zusammentraf, unter den gleichen Eindrücken, denen wir die „Göttliche Komödie" verdanken, seine „Florentinische Geschichte" begann. Er machte sich an das Werk und erzählte zuerst die Ammenmärchen, welche dem Kindlein Florenz an der Wiege gesungen worden waren; als er aber bis zu seinem Zeitalter gekommen war, behandelte er die Geschichte als Geschäftsmann,

---

von Libri gekauft hatte. Dieses Manuskript war aus dem 15. Jahrhundert. Überdies fand man in einem Kommentar über Dante, dem von Anonimo fiorentino (zwischen 1374 und 1378 geschrieben), eine Anzahl Stellen, welche soviel Beziehungen zu der Chronik boten, daß man daraus nach Belieben Schlüsse ziehen konnte. Scheffer glaubt, der Fälscher habe den Kommentar abgeschrieben, Hegel sagt, beide Verfasser haben aus der gleichen Quelle geschöpft; man hätte auch behaupten können (vielleicht ist es geschehen), der Ausleger habe Dino abgeschrieben.

So ist denn alles aufs neue in Frage gestellt. Man hatte mit Spannung das Buch von Isidoro del Lungo über Dino Compagni und seine Chronik erwartet; es ging das Gerücht, dieses große Werk werde eine definitive Lösung des so lange verhandelten Problems bringen; es scheint aber, daß die Erwartung wenigstens für Deutschland sich nicht erfüllte. Del Lungo hat auf das Zeitalter Dante's viel Licht geworfen, aber keine neuen Beweise zu Gunsten des Chronisten, dessen Authentizität bewiesen werden sollte, beigebracht.

Schluß von Hartwig (Revue historique von 1881, tome XVII): „Das Dokument, welches für die Chronik als Grundlage gedient, kann bis zu Dino Compagni zurückgeführt werden, obwohl sich nicht genau beweisen läßt, in welchem Grad und Maß.... Wenn man nicht einen ganz unverhofften Fund macht, ist es unmöglich, zu ganz genügenden Beweisen zu gelangen...."

So mag denn bis auf weiteres Dino Compagni unter den Geschichtsschreibern des 14. Jahrhunderts aufgezählt werden. Dies zur Nachricht für diejenigen Lehrer der Litteratur, welche nicht sicher sind, ob sie ihn beibehalten oder streichen sollen.

pünktlich bis ins Kleinste, gab Einzelheiten über die Einkünfte, die Tücher, die Münzen, bis auf den Wert des tunesischen Guldens. Er führte seine Geschichte fort bis zur Pest von 1348, an welcher auch er starb; sein Bruder und sein Neffe setzten das Werk fort. Johann Villani, wiewohl Welfe, war ein ernster, wahrer, offener Mann, sein Stil ist ein wenig weichlich, aber rein. Man höre, was er von Dante, seinem politischen Gegner, sagt:

„Im Jahr 1321 im Monat Juli starb Dante in der Stadt Ravenna in der Romagna. . . . Das war ein großer Gelehrter in beinahe allen Wissenschaften, obwohl er ein Laie war; er war ein ausgezeichneter Dichter und Philosoph, ein vollkommener Redner, sowohl wenn er schrieb und Verse machte, als wenn er öffentlich sprach. Was er sagte, sagte er in edler, vollendeter Sprachweise; in der Poesie hatte er einen schöneren, feineren Stil, als er in unserer Sprache je vor oder nach ihm gehört worden war. Und er dichtete die „Komödie",[1]) in welcher er in eleganten Reimen die größten, subtilsten sittlichen, naturwissenschaftlichen, astrologischen, philosophischen und theologischen Fragen in herrlicher Inspiration und schönster Dichtung in hundert Kapiteln oder Gesängen über die Existenz und den Zustand in der Hölle, dem Fegefeuer und dem Paradies schilderte, und das in so erhabener Weise, als man überhaupt davon zu sprechen vermag, wie sich jeder selbst davon überzeugen kann, der den besagten Traktat lesen und verstehen kann. . . . Dieser Dante war durch sein Wissen ein wenig anspruchsvoll, träumerisch und hochmütig und als quasi Philosoph wenig angenehm; mit Laien (nicht Gelehrten wie Villani) wußte er nicht gut zu verkehren. Aber Dank den andern Tugenden, dem Wissen und dem Wert eines großen Bürgers, scheint es uns angemessen, ihm auch in dieser Chronik ein eigenes Denkmal zu stiften, außer den herrlichen Werken, durch die er sich selbst unsterblich gemacht und welche ihm in unserer Stadt für ewige Zeiten seinen Ruhm sichern. . . ."

[1]) Dante hatte sein Werk nur Komödie genannt, das Prädikat „Göttlich" fügte erst die bewundernde Nachwelt bei.

Nach Boccaccio kamen andere Erzähler: Franco Sacchetti erlangte dauernden Ruf, wiewohl er nie Ansprüche darauf erhoben hat. Er war ein echter Florentiner, wurde 1330 oder etwas später geboren, war Kaufmann, dann Bürgermeister, Gesandter, endlich Podestá in verschiedenen Städten Italiens. Er hatte sich mit den Gesetzen gegen den Luxus zu beschäftigen und dem Ehrgeiz von Galeazzo Visconti gegenüberzutreten. In diesem bewegten Leben sah er viele Dinge und viele Menschen; er hörte eine Menge Anekdoten und schrieb, vielleicht zu Bibbiana, wo er Podestá war, in seinen Musestunden 300 derselben nieder. Diese Novellen haben nichts Romantisches. Sie erzählen sonderbare Begebenheiten, bringen Schilderungen von Volkssitten, Witzworte und Wortspiele; sie führen aufs Land, in die Stadt, an den Hof und in die Kirche; sie plaudern von Königen, lachen über die Priester und erzählen von Malern und Dichtern, besonders von Dante, der Erinnerung werte Züge. Der muntere Ton ist gleichfalls darin angeschlagen, doch seltener und ungesuchter als bei Boccaccio. Sacchetti ist lesenswert: er gibt uns die gleiche Scheidemünze der Geschichte wie Villani und fügt dessen Werken vieles hinzu. Man lebt bei ihm das toskanische Alltagsleben am Schlusse des 14. Jahrhunderts. Er erzählt gut, leichthin und gibt sich keine Mühe Cicero nachzuahmen. Ein Nichts genügt ihm, das Publikum von damals, das so gerne lachte, zum Lachen zu bringen, die kleinste Posse des Harlekin Gonella oder des Weinwirts Basso della Penna von Ferrara genügt ihm. Dieser Basso war es einst müde, die Gastfreundschaft zu verkaufen, und wollte sie anbieten. Darum lud er auf einen Abend viele Freunde zu sich zum Essen. Die Freunde kommen, das Tischtuch ist aufgelegt, die Gläser sind aufgestellt, aber es mangelt an Wein. Die Gäste sind durstig und beklagen sich beim Gastgeber. Basso tritt vor und sagt: Meine Herren, ich denke, Sie erinnern sich des Wortlauts meiner Einladung. Ich lud sie ein, mit mir zu speisen, nicht zu trinken, weil ich Ihnen keinen Wein bieten kann, der gut genug für sie wäre. Die, welche trinken wollen, mögen denn

nur von zu Hause oder sonstwoher Wein holen lassen." Das ist die ganze Geschichte, die zwanzigste der Sammlung, und der Verfasser fügt hinzu: „Auch darin hat sich Basso als guter Logiker gezeigt; aber es war keine profitable Logik, abgesehen davon, daß er seinen Wein sparte. Wollte er überhaupt sparen, so wäre es eine bessere Logik gewesen, niemanden einzuladen, wodurch ihm auch die Speisen erspart worden wären. Er war aber ein so heiterer Mann, daß er gerne sein Geld verschleuderte, nur um diesen Streich zu spielen." Was braucht es mehr für Sacchetti? Ein „Allerlei", verziert mit einem Epigramm, das keinen Humor hat, aber als Nutzanwendung dient, ist flüchtig hingeschrieben, in einer viel weniger durchdachten, aber aufrichtigeren Sprache als der des Boccaccio. Es ist kein feiner Liqueur, aber ein guter Hausstrunk, welcher erheitert, ohne aufzuregen.

Franco Sacchetti warf seine Erzählungen in ziemlichem Durcheinander, in augenblicklicher Laune dem Publikum hin und gab sich keinerlei Mühe, sie zusammenzustellen, um ein Monument daraus zu errichten. Ein anderer Zeitgenosse, welcher um das Jahr 1380 lebte, Johann von Florenz (Giovanni Fiorentino), war vielleicht ehrgeiziger und strebte mehr Boccaccio zu gleichen. Er sammelte unter dem rätselhaften Titel Pecorone fünfzig Novellen; ein Mönch und eine Nonne, die ineinander verliebt sind und miteinander im Sprechzimmer des Klosters sitzen, erzählen sich diese Geschichten in fünfundzwanzig Tagen. Es sind zum Teil gar wunderliche Dinge, die hier aufgetischt werden, z. B. der phantastische Ursprung von Rom und Florenz, die theologischen Händel jener Zeit, der berüchtigte Streit zwischen Meister Alliaco und Meister Peter. Die Frische und Reinheit ihres Toskanisch, das an Quellwasser erinnert, ist es, was diese Schriftsteller so auszeichnet, daß man selbst heutzutage immer wieder auf sie zurückkommt, wenn man die eigene Sprache reinigen und stählen, den fremden Bodensatz und Strohgeschmack wegnehmen und die naive Lieblichkeit besserer Zeiten darstellen will. Das 14. Jahrhundert wird als das goldene Zeitalter des Italienischen angesehen, seine

Schriftsteller heißt man die Trecentisten (trecentisti). Sie galten für die Meister einer freien, bestimmten Ausdrucksweise, so daß ihre Schriften zu eigentlichen Urtexten geworden sind und denen als die Evangelien gelten, welche Reinheit ihrer Sprache suchen. Worte und Wendungen, die man in ihnen nicht findet, sind der Ketzerei verdächtig und werden als Apokryphen behandelt. Der Dialekt dieses guten Zeitalters hat sich im Volke bis auf die Gegenwart in einzelnen Vorstädten und Vierteln von Florenz erhalten und strömt als lebendiges Wasser fort, statt in faulen Sümpfen zu verdunsten. Die Schriftsteller von Neapel und Mailand, Manzoni an der Spitze, haben dort geschöpft, um ihre provinzialen Lippen zu reinigen und zu erfrischen. Welch schönes Land, wo Märkte und Bahnmeilen ahnungslos für die Bedürfnisse der Akademiker Sorge tragen!

Das ist denn der Grund, warum die Bücher der Trecentisten, selbst die der Asceten, ja das so außerordentlich strenge Buch „Der Spiegel der wahren Buße" von Jacopo Passavanti, wie die Briefe von Katharina von Siena, immer und immer wieder so gerne gelesen werden. Das kurze Leben dieses heiligen Mädchens (1347—1380) war eine beständige Verzückung. Die Legende sagt, daß ihr Sprache, Stil, Gedanke und Theologie plötzlich in einer Vision zuteil geworden sei. Da sie nicht selbst schreiben konnte, so diktierte sie ihre Briefe an Fürsten und Päpste; sie redet darin in keuschem Schmeichelton, naiver Salbung und jenem Reiz der Reinheit, der uns in den frommen Bildern von Beato Angelico so hinreißt. Dadurch wurde diese Johanna d'Arc die Vermittlerin zwischen Florenz und Rom, zwischen Rom und Venedig ohne einen einzigen Schwertstreich; ihr gelang, was Petrarca mit all seinem Genius und aller Macht seiner Worte nicht gelungen war: sie zwang den Papst, Avignon zu verlassen. „Kommt nicht mit bewaffneten Truppen nach Rom", so bat sie. „Durch das Messer, durch den Krieg wird die Schönheit der Kirche nicht hergestellt, sondern durch den Frieden. Haltet die Rute der Gerechtigkeit fest

in der Hand der Liebe!" Statt „Vater" nannte sie den Papst mit dem zärtlicheren, kindlicheren „Babbo".

II.

So trat Italien in allen Arten des Wissens zugleich auf und errang alsbald Erfolg. Aber mit ihrem Latein fanden die großen Schriftsteller, welche aus dem Lande hervorgingen, nur langsam in Europa Eingang. Das Italienische war ein neuer Dialekt, den man so wenig kannte, daß Petrarca die Erzählung von Griseldis ins Lateinische übersetzen mußte, um dieser Geschichte von Boccaccio Eingang zu verschaffen. Laurens de Premierfaict, der erste französische Übersetzer des Dekameron, führte seine Arbeit nach einer lateinischen Version aus, welche ein Laienbruder von Arezzo ausdrücklich für ihn gefertigt hatte. Frankreich herrschte noch immer und zehrte von seinem Ruf: noch hatte der Roman von der Rose großen Erfolg; Petrarca ahmte ihn nach, obwohl er darüber spottete. Der italienische Lyriker liebte die kalte, eitle Allegorie nicht, durch welche man den Eindruck hat, der Verfasser träume noch, während er seinen Traum erzählt.[1]) Gleichwohl wurde „Schönheit", „Höflichkeit", „Wohlwollen" in dem Trionfo della Castità nicht weniger personifiziert, als im Romane von der Rose. Man schrie gegen die Mode und folgte ihr doch. Paris blieb die große Schule (nutrix studiorum, sagt Petrarca), wo die Italiener hinströmten, um sich weiter auszubilden, und selbst Leute wie Marsilius von Padua und Robert de Bardi von Florenz waren in Paris, der erstere als Rektor, der letztere als Kanzler der französischen Universität. 1333 gründeten die Lombarden daselbst „das Haus der armen Italiener" als ihr Kollegium. Jacopone de Todi beklagt sich in seinen krankhaften religiösen Dichtungen, daß Paris „die liebe Schule des heiligen Franziskus" (von Assisi) zerstört habe; Cecco von Ascoli soll am Hof eines Papstes Arzt zu Avignon gewesen sein, Guido Caval-

[1]) Somniat iste tamen dum somnia visa renarrat.

canti und Cino von Pistoja lebten in Toulouse; letzterer hatte auch in Paris studiert; der Geschichtsschreiber Giovanni Villani brachte einen Teil seiner Jugend in Frankreich zu und soll unter Philipp dem Schönen den Feldzug gegen Flandern mitgemacht haben. Alle haben das Wasser der Seine getrunken. Bei allen diesen Schriftstellern finden sich denn auch Gallizismen. Mehr als jemals wurde also Frankreich aufgesucht und verführte es die Fremden, welche verführt sein wollten.

Und doch hatten die Italiener soviel Grund, gegen Frankreich aufgebracht zu sein; Frankreich hatte nach Florenz und Neapel Truppen geschickt und hielt das Papsttum gefangen. Dante vergaß es ihm nie, daß es schuld an seiner Verbannung war; gerne erinnerte er an das Mißgeschick, das Frankreich bei Roncevaux betroffen, an die sizilianische Vesper, und betonte sarkastisch, daß Hugo Capet der Sohn eines Fleischers gewesen. Für ihn waren die Franzosen „raubgierige Löwen, apokalyptische Streiter, Gecken, die an Eitelkeit beinahe den Sienesen gleichkommen"; Franzosen hatten Konradin enthauptet, den heiligen Thomas vergiftet und die Eingeweide von Florenz mit Judaswaffen durchbohrt! Nicht weniger laut mahnte Petrarca daran, daß die Gallier auf dem Kapitol von Camillus, in Gallien von Julius Cäsar geschlagen worden seien. „Was waren die Franzosen gegenüber den Italienern? Wen hatten sie einem Cicero, Horaz, Virgil gegenüberzustellen? (Dante ward von Petrarca nicht genannt.) Gar nichts als den Lärm der Straße Fouarra (fragosus Straminum vicus). Nicht Einen Gelehrten hat Frankreich aufzuweisen. Paris ist ein Obstkorb, in welchem man die schönen Früchte aller Länder sammelt, die besten Schüler der dortigen Universität sind Fremde: Petrus Lombardus, Thomas von Aquino, Bonaventura und so viele andere. Aber welcher berühmte Mann ist aus Paris? Was ist das ganze ränkevolle, unruhig knisternde, spottsüchtige Völklein, diese gens argutula, promptula, facetula, welchem wahrer Ernst, wirkliche Sittlichkeit gänzlich fremd sind? Rom ist gefallen, das ist seine Ehre, denn nur Großes kann dem Verfall

entgegeneilen. Aber Avignon wird nicht fallen, — wovon sollte es fallen? Wie kann abnehmen, was nichts ist?"

So sprach Petrarca. Der Dichter wurde gerechter gegen Frankreich, als dasselbe vom Unglück heimgesucht ward. Als die Engländer das Land überschwemmten, rief er aus: „Was ist aus Paris geworden? Es war doch etwas Großes darum. Wo ist jetzt die Menge der Schüler, wo die Begeisterung für das Studium? Wo ist die Pracht der Einwohner und der Feste? An den Stätten der Beredsamkeit und der Philosophie stehen Schildwachen und Mauerbrecher. . . ." An Johann den Guten schrieb der Dichter: „Du hast Dein Unglück mit so königlicher Unbeugsamkeit getragen, daß das Glück darob erröten mußte", und er fügte hinzu: „Frankreich wird wieder erhöhet werden und nach solch' schwerem Schiffbruch sich wieder zum höchsten Ruhm aufschwingen". (Proinde neminem tam obtusi pectoris esse reor, qui non intelligat, vos ad huc summum obtinere locum, regnumque primum omnium et maximum, licet fessum, e tanto naufragio enatasse.)

Frankreich war aber wirklich in litterarischer Beziehung erschöpft; es wiederholte sich, es schlief ein. In diesem Jahrhundert konnte es einem Dante und Petrarca nur gegenüberstellen: Jean de Meung, Guillaume de Machault, Eustachius Deschamps und Christina de Pisa, „die letzte Italienerin". Dagegen besaß Frankreich in Jean Froissart einen der glänzendsten, anziehendsten, unterhaltendsten, heitersten Geschichtsschreiber, einen Mann, der es ebensogut verstand zu fragen, als zuzuhören und das Gehörte im Gedächtnis zu behalten, einen Mann, welcher in dieser Weise die Materialien „für seine hohe, edle Geschichte" sammelte, an welcher er „durch Gottes Gnade fortarbeitete, solange er lebte". „Je mehr ich daran bin und daran arbeite, um so mehr gefällt sie mir; ganz wie es dem jungen Ritter und Schildknappen geht, welcher seine Waffen liebt und sich darin ausbildet, so wurde ich, indem ich an diesem Stoff arbeitete und ihn handhabte, geschickter und freudiger". War er wirklich zu

jung und zu naiv für die wirkliche Geschichte, d. h. für die strenge Prüfung der Thatsachen? Er war etwas parteiisch, etwas leichtgläubig, „immer am Fenster", und beachtete darum nicht genug, was hinter, unter und zwischen den Thatsachen stand. Das mag sein; aber was thut es? Es ist schade, wenn diese schönen Geschichten nicht vor der Kritik bestehen können, denn sie würden es sehr verdienen. Er erzählt z. B.: „Als nach der Schlacht von Poitiers der König von Frankreich gefangen genommen worden war, wurde er dem Prinzen von Wales ausgehändigt, welcher sich sehr tief vor seinem Gefangenen verbeugte und ihm „als Zeichen sehr großer Liebe" mit eigener Hand Wein und Gewürze darbot. Am Abend war großes Fest; der Prinz ließ den König von Frankreich und seinen Sohn an einem sehr hohen, schön gedeckten Tische sitzen, alle die andern Barone und Ritter saßen an andern Tischen. Und der Prinz bediente den Tisch des Königs ganz allein, wie auch die andern Tische, so demütig wie möglich und wollte sich nicht an den Tisch des Königs setzen, wie sehr dieser auch bitten mochte; denn er sagte, er sei es noch nicht würdig, mit einem so hohen Fürsten und tapfern Helden, als welchen der König sich heute erzeigt habe, an Einem Tische zu sitzen. Er kniete vor ihm nieder und sprach: „Lieber Herr! Fastet nicht zu sehr, weil es heute nach Gottes „Willen nicht ging, wie Ihr wolltet. Ganz gewiß wird mein „Herr Vater Euch alle nur mögliche Freundschaft und Liebe er„zeigen und mit Euch ein solches Übereinkommen treffen, daß „Ihr Beide für allezeit gute Freunde bleibet. Und ich glaube, „daß Ihr alle Ursache habet, Euch zu freuen, obwohl die Sache „nicht nach Eurem Wunsche ging, denn Ihr habt heute den höch„sten Ruf der Tapferkeit erlangt und mehr gethan als wir alle. „Ich sage das, hoher Herr, nicht um Euch zu verspotten; alle „auf unserer Seite, welche beide Parteien kämpfen sahen, sind „darüber eins, und alle erkennen Euch das Ehrenkreuz zu, wenn „Ihr es tragen wollt." Ein Murmeln der Zustimmung ging ringsum im Kreise. Franzosen und Engländer sagten einstimmig,

wie edel der Prinz gesprochen habe, und rühmten ihn und sprachen: „aus ihm werde in der Zukunft ein großer Mann werden, wenn er lange lebe und in diesen Gesinnungen verharre".

Das ist so schön, als hätte Dante es geschrieben. In jener Zeit war in allem Poesie, nicht nur in den Werken der Kunst. Es genügte ganz einfach zu wiederholen, was in Poitiers gesprochen worden war, um die höchste Beredsamkeit zu entfalten. Die Versemacher allerdings hatten nichts mehr zu besingen und bemühten sich durch verspätete Nachbildungen die Liebeshöfe und Blumenspiele wieder aufzubringen. Aber das waren eitle Versuche! Die Troubadours waren ausgewandert; selbst für Dante, der darin heller sah als seine Zeitgenossen, gab es diese Dichter nur noch in Spanien.

III.

Seit dem 12. Jahrhundert war am Hofe von Barcelona in Spanien diese Kunst in Blüte gekommen, als die Albigenser dort eine Zufluchtsstätte gesucht hatten; Peter II. von Aragonien hatte für sie gekämpft und war für sie gestorben. Ihre Nachkommen verbreiteten sich über Katalonien und Aragonien, ja bis Saragossa, wo sie aber bald nicht mehr in Sicherheit waren, denn ihre limousinische Bibel wurde dort verboten. In jenen Gegenden fanden die Troubadours einen Dialekt, welcher dem ihrigen ähnlich, nur gedrängter und rauher war, nämlich den katalonischen, welcher im vierzehnten Jahrhundert in Aufschwung gekommen war. Als die Idee auftauchte, in Toulouse wieder die Blumenspiele einzuführen, gingen die Spanier freudig darauf ein, und einer der Ihrigen, Raymond Vidal, ein Doktor der „heiteren Wissenschaften", trug das goldene Veilchen davon. 1390 wurde in Barcelona ein „Konsistorium der heitern Wissenschaften" errichtet, und 1428 fand die „Göttliche Komödie" einen katalonischen Übersetzer. Darauf traten in dem provençalischen Spanien Dichter auf, welche darauf bestanden, die Italiener in ihrem Dialekt nachzuahmen. Ausias Marchs besonders

war ein talent- und gefühlvoller, sittlich strenger Petrarcist; aber diese künstliche Blütezeit konnte nicht von Dauer sein, der Dialekt ging auf im kastilischen gleichwie das Land in Kastilien.

In Kastilien bildete sich das jetzige Spanien. Die Sarazenen, welche damals ganz Spanien beherrschten, hatten mit ihrer überlegenen Zivilisation ihre alles unterjochende Religion eingeführt, eine Macht so furchtbar, daß Karl der Große sie nicht brechen konnte. Aus dem Haufen von Völkerschaften nun, welche in der zwanzigmal unterworfenen Halbinsel sich aufeinandergelagert hatten, Iberer, Kelten, Phönizier, Karthager, Römer, Franken, Vandalen, Alanen, Sueven, Westgoten und Araber, erstand in diesen Winkel der Erde eine Nation, gehärtet wie keine dazumal. Hier wurde in dem gemeinsamen Unglück vergessen, daß der eine einst ein Gote, der andere ein Römer, der eine einst Sieger, der andere Besiegter gewesen; hier vergaßen Herren und Sklaven ihren alten Haß, ihre alte Entfremdung, ihre alten Unterschiede. Nun gab es nur noch Einen Namen, Ein Gesetz, Einen Staat, Eine Sprache: in der Verbannung waren sich alle gleich geworden. In 900jährigem Kriege eroberten die so vereinigten Männer von Eisen wieder ihr Vaterland, ihren Gott, indem sie Tag für Tag, Schritt für Schritt vorwärts drangen, ohne je die Waffen ganz niederzulegen. Darum war für sie Gott und das Vaterland ein und dasselbe, ihre Vaterlandsliebe wurde zur Religion, ihre Religion zur Vaterlandsliebe; sie hatten ihr Heldengedicht durchlebt, ehe sie es niederschrieben; das Volk hatte es in naiven Romanzen, losen Originalen gedichtet, und Denker wie Dichter brauchten diese Volkslieder nur zu sammeln und zu ordnen.

Außer solchen Romanzen besaß Spanien beim Beginn des 14. Jahrhunderts bereits das Heldengedicht des Cid und das von Alexander, sowie die religiösen Gedichte von Berceo; es besaß Werke der Wissenschaft, der Gesetzgebung und die christlichen Dichtungen des Königssohnes Alphons des Weisen. Überdies besaß es die ausgezeichneten Chroniken, welche von Regierung zu Regierung fortgesetzt wurden, worin die Poesie sich

mit der Prosa vermischte, so daß man „sie singen konnte, ohne sich eines Mißtons schuldig zu machen".

In Don Juan Manuel, dem Nachkommen der Könige von Leon und Kastilien, hatte Spanien noch vor Italien seinen Boccaccio. Er war der Enkel des heiligen Ferdinand, der Neffe von Alphons dem Weisen; er heiratete die Schwestern von zwei Königen, hatte zwei Könige zu Schwiegersöhnen und führte dreißig Jahre lang Krieg, ohne je geschlagen zu werden. In aller Unruhe eines Lebens voller Abenteuer und Aufstände (1282—1347) fand er Zeit, zwölf Werke zu schreiben und die spanische Prosa zu begründen. Sein „Graf Lucanor" ist ein Edelmann, welchen sittliche und politische Fragen beunruhigen; er unterbreitet sie seinem Rat Patronio, welcher ihm durch Erzählungen oder Apologien in Prosa antwortet, deren sittliche Betrachtung am Schluß in einen Vers zusammengefaßt ist. Man nannte das „Beispiele"; die Geschichten des italienischen Novellino sind nach dem gleichen Muster zugeschnitten. Das spanische Buch bietet historische Anekdoten, Beschreibung der Sitten, Gebräuche und Fabeln, wie „der Müller, sein Sohn und der Esel, der Rabe und der Fuchs 2c." Juan Manuel sagt uns, warum er seine Werke sorgfältig abschreiben ließ; eine in Perpignan gemachte Erfahrung war die Ursache davon. Ein Kavalier und Troubadour hatte ein treffliches Gedicht gemacht, welches er eines Tages von einem Schuhmacher radebrechen hörte; — nun nahm er eine Scheere und zerschnitt alle Schuhe, welche sich in der Bude vorfanden. Die Sache kam vor den König, welcher die Klage des Schuhflickers annahm. „Er hat mein Werk zerschnipfelt", sagte der Troubadour, „ich das seine, so sind wir quitt." Die gleiche Geschichte wurde von Sacchetti ein volles dreiviertel Jahrhundert später erzählt, nur setzte dieser an die Stelle des Schuhflickers einen Schmied und an die Stelle des Troubadours Dante Alighieri.

Don Juan Manuel starb 1347, im gleichen Jahre, in welchem Katharina von Siena geboren war, ein Jahr ehe die

Pest Laura und Villani hinwegraffte. Der Dekameron, in welchem diese Pest beschrieben ist, konnte vor 1353 nicht vollendet noch veröffentlicht sein, während in Spanien schon 1350 eine Sammlung von ähnlichen Erzählungen herausgekommen war, welche Juan Ruiz, den Erzbischof von Hita, zum Verfasser hatte. Was man von diesem sonderbaren Schriftsteller weiß, ist, daß er unter König Alphons XI., dem fürstlichen Dichter, lebte und zwischen den Jahren 1337—1350 auf Befehl des Erzbischofs von Toledo ins Gefängnis geworfen wurde; aber selbst das ist unverbürgt. Wäre er um seiner Bücher willen gefangen gesetzt worden? Möglich wäre das wohl; denn es gibt nichts Unzusammenhängenderes, als diese Sammlung, welche 7000 Verse von sechzehnerlei Versmaßen zählt, unter denen aber die vierzeiligen Verse (die Strophe von Berco) vorherrschen. Das Buch ist ein Roman von Abenteuern, untermengt mit Galanterien und Allegorien, sittlichen und unsittlichen Erzählungen und Apologien, welche an Rabelais mahnen. Eine Bötin namens Trota conventos (Klosterläuferin) spielt darin die Hauptrolle, indem sie zwischen Mönchen und Nonnen die Vermittlerin macht. In dieser oft mehr als zweideutigen Zusammenstellung findet sich von allem etwas: von Donna Venus und Don Amor, von Reisen, Schäferspielen, Homilien; dann folgt ein Krieg zwischen Don Carneval und Don Amor. Damit untermischt sind Fabeln wie von der Stadtmaus und Feldmaus, von dem Berg, der eine Maus gebürt, den Fröschen, welche einen König wollen, und eine Diskussion in Geberdensprache zwischen Panurgos und einem Engländer. Wirklich schön sind einige Verse über den Tod und Hymnen an die Jungfrau Maria, originell manche Abhandlungen über die Waffen, welche einem Christen nötig sind, um dem Teufel, der Welt und dem Fleische zu widerstehen. . . . Über jedem Gedicht, auch dem leichtfertigsten, steht ein Gebet zu Gott. Verkennen darf man aber nicht, daß sich unter all dem Gemenge überall Leichtigkeit, Natürlichkeit, Sorgfalt für den richtigen Ton und die rechte Note Bahn bricht. Der spanische Fabeldichter

hat viel gemein mit dem französischen, ja er übertrifft letztern. Ein Beispiel zeige es:

„Eine Maus von Guadalaxar ging eines Montags in der Frühe nach Montferrat auf den Markt. Ein Grünschnabel von Feldmaus empfing sie in ihrem Loche, lud sie zum Mittagessen ein und bot ihr eine Erbsenschote.

Es war ein mageres Fest, aber ein freundlicher Empfang und gutes Lager; wo es an Fleisch fehlt, muß guter Wille herhalten; wo die Kost ärmlich ist, muß gute Unterhaltung dafür eintreten. Sie machte es glänzend wett, die Maus von Guadalaxar. . . ."

Bald nach dem Bischof von Hita veröffentlichte Rabbi Santos von Carion ein Buch, worin er Peter dem Grausamen in 4, 7 und 6 vierzeiligen kleinen Versen Ratschläge erteilt. Ein Jude, warum denn nicht?

„Die Ros' von Dornen rings umgeben,
Erfüllt mit Zauberduft den Hain,
Am Boden kriechen hin die Reben,
Doch trefflich schmeckt der edle Wein.

Es steigt mit prangendem Gefieder
Aus schmutzigem Nest der edle Aar:
Nicht schlechter tönen darum Lieder,
Weil nur ein Jude sie gebar."

Man versichert, daß dieser Jude sich nicht erst bekehren mußte, um Ruhm und Kredit zu haben, und so irren sich diejenigen wohl sehr, welche ihm das berühmteste und christlichste der spanischen Gedichte jener Zeit, den „Totentanz" zuschreiben. Derselbe führt uns ins volle Mittelalter zurück.

„Thut bald, was ich Euch sage, denn der Tod ist da, welcher einen fürchterlichen Tanz befiehlt: Vorwärts denn! Keiner von Euch kann unter irgend einem Vorwand sich ihm entziehen.

Zum schrecklichen Tanz ladet er uns ein und wirft seine Netze rings um uns alle. Höret darauf: seine Klarinette stimmt einen traurigen Ton an.

Und der Tod ruft einen nach dem andern: den Papst, die Könige, die Prälaten, und steigt stufenweise herab bis zum geringsten Handarbeiter. Alle widerstreben, alle kämpfen dawider vergeblich an — man muß tanzen, man muß sterben.

Ich führe auf meinen Ball die zwei schönen Mädchen; seht sie wohl an, wie schön sie sind; sehr ungern kamen sie, meinen Gesang zu hören — er ist so traurig.

Nichts nützen sie die Blumen und Rosen, nichts der Schmuck, der sie ziert; sie wollten mir entfliehen, aber sie vermögen es nicht, ich habe sie mir vermählt. . . ."

Andere Dichter besangen die christliche Lehre oder die Vision eines Einsiedlers oder die Unternehmungen des Grafen Fernandez von Gonzalez; die Geschichte Joseph's wurde von einem Unbekannten in spanischen Versen, aber mit arabischen Buchstaben und nach der Version des Koran geschrieben; Pedro Lopez von Ayala gab in seinem Rimado de Palacio einen in Verse gebrachten Traktat über die Pflichten der Fürsten und Edelleute gegenüber dem Staat, ein ernst didaktisches Werk voll Weisheit und Hoheit.

Dieser Pedro von Ayala war einer der bedeutendsten Männer seiner Zeit. 1332 geboren, ein Jahr vor Froissart, wurde er das Opfer der Begebenheiten, welche Froissart erzählt. Nachdem er Peter den Grausamen verlassen und sich Heinrich von Trastamara angeschlossen hatte, trug er das Banner dieses Fürsten in der Schlacht bei Najero; der schwarze Prinz brachte ihn als Gefangenen nach England. Nach dem Sturze Peter's kehrte Ayala nach Spanien zurück und war sowohl unter Heinrich II. als unter Johann I. und Heinrich III. Kanzler. 1385 fiel er in der Schlacht von Aljubarota abermals in die Hände des Feindes, doch war die zweite Gefangenschaft weniger lang und weniger hart als die erste. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er ruhig in Spanien und starb 1407 im fünfundsiebenzigsten Lebensjahr. Er war, sagt sein Neffe, ein sanfter, liebenswürdiger, durchaus gerader, gottesfürchtiger Mann, er las viel und

vielerlei Bücher, selbst den „Dekameron". Durch Titus Livius, welchen er übersetzte und ebensosehr liebte als Petrarca und Boccaccio ihn geliebt hatten, erlangte er Vorzüge, wie sie damals bei Erzählern und Geschichtsschreibern selten waren. In seiner Chronik, in welcher er die Geschichte seiner Zeit erzählt, verzichtet er auf alles Romanhafte und alle Romanzen; er erzählt, statt sich zu erhitzen, sucht uns aufzuklären, nicht zu blenden, er faßt, gleich seinem Meister, in den Gesprächen die Ansichten, die Gefühle der Persönlichkeiten zusammen, wenn auch dadurch ihr Nimbus schwindet; er wirft lebhafte Streiflichter auf die Begebenheiten, ihre Ursachen und Wirkungen; er hat bereits die Weisheit und Ruhe eines Mannes, der zum Politiker geworden ist. Dadurch, daß er Greuelthaten mit kaltem Blut, aber in fester, bestimmter Darlegung erzählt, bringt er einen größeren Eindruck des Abscheus hervor, als durch viele Empfindungswörter. Wir haben hier einen Zeugen, dessen klarer Blick sich nicht durch Rührung verdüstern läßt; es ist bei ihm etwas anderes als bei einem Troubadour wie Froissart, oder bei einem einfachen Geschäftsmann wie Villani; bei Ayala ist die Geschichte reif geworden.

IV.

So schritt die Litteratur im Süden vorwärts, während sie im Norden abnahm. In Deutschland war die aristokratische Poesie der Minnesänger verfallen und die bürgerliche Poesie der Meistersänger ließ noch auf sich warten: es war ein Interregnum der Ermattung und des Schweigens. Der letzte der ritterlichen Minnesänger, Ulrich von Lichtenstein, war 1276 gestorben, nach einem Leben voll von Abenteuern, die aber nicht ernst zu nehmen sind; in ihm wurde der Roland zum Don Quixote. Heinrich von Meißen, zubenannt Frauenlob, wurde 1317 von den Damen zu Mainz in das Grab getragen, das im Dome daselbst für ihn bereitet worden war, weil er sie sein ganzes Leben in Weihrauch gehüllt hatte. Um jene Zeit

schloß sich eine Epoche ab, in welcher das Epos wie die Lyrik, wenn auch unter viel Übertreibung und Nichtigkeit, erblüht war. Die Höfe wurden grob, Hofnarren wurden dort den Dichtern vorgezogen; der Adel wurde ungeschliffen, — die Söhne der großen Barone verdienten Barbarossa's herbes Wort: „Eure Väter waren die Tapfersten der Tapfern, waren groß unter den Besten, sie waren Eroberer, Ihr seid nur Diebe." Der Klerus wurde unwissend: es ist nachgewiesen, daß im 13. Jahrhundert im Kloster St. Gallen nicht Einer der Mönche, nicht einmal der Prior, schreiben konnte. Doch waren die noch bekannten Trecentisten Deutschlands immer Mönche, beinahe alle Dominikaner. Ein Dominikaner war Meister Ekkhard, „welchem Gott nichts verborgen hatte", ein Mystiker, welcher zu Paris im Kloster St. Jakob erzogen worden, ein zu früh erstandener Schelling, der einen anmutigen Pantheismus aufstellte. Er mußte seine Irrtümer abschwören, als die Kirche darob erschrak. Auch der Straßburger Tauler war ein Dominikaner; er hatte auf alle theologischen Spitzfindigkeiten verzichtet und angefangen, in der Sprache des Volks mit einer Weihe zu predigen, welche noch von Luther bewundert wurde. Das Kind Jesu und die heilige Jungfrau wurde von ihm ebenso traulich besungen als von Jacopone von Todi.

Maria hat geboren
Aus ihrem Fleisch und Blut
Das Kindlein auszerkoren
Wahr Mensch und wahren Gott.

Es liegt hie in der Wiegen
Das liebe Kindelein,
Sein Gesicht leucht wie ein Spiegel
Gelobet mustu sein!

Maria Gottesmutter
Gelobet mustu sein:
Jesus ist unser Bruder
Das liebe Kindelein.

Mögt ich das Kindlein küßen
An sein lieblichen Mundt,
Und wär' ich krank vor gewisse,
Ich würd darvon gesundt!

Maria, Gottes Mutter,
Dein Lob ist also breit!
Jesus ist unser Bruder,
Gibt Dir groß Würdigkeit. Amen.

Tauler starb 1361 zu Straßburg. Auch Heinrich Suso und Ulrich Boner waren Dominikaner. Suso verehrte alle Frauen, weil sie sein Herz an die Mutter Gottes mahnten; Ulrich Boner war ein Berner, der Verfasser des Buches „Edelstein", welches er 1330 dem Magistrat seiner Vaterstadt widmete. Es war das eine Sammlung von Fabeln, die damals überall im Schwange waren, die aber Boner wie Juan Manuel und Juan Ruiz „Bispel" (Beispiele) nannte. Er schöpfte aus den gleichen Quellen wie später La Fontaine, wie sich aus mancher der Fabeln ergibt, z. B. „Der Hund und der Wolf". „Freund", frägt das Tier des Waldes das Tier der Stadt, „warum ist Dein Hals ganz kahl und abgerieben? Wie hast Du Deine Haare verloren?" Der Hund antwortet: „Das will ich Dir erklären. Ich muß dies Halsband tragen und an die Säule gebunden sein, ohne mich entfernen zu können, das leid' ich um der guten Kost willen."

„Nein (erwidert der Wolf), trût geselle min,
Dur niut vill ich gevangen sin.
Als liep ist mir noch nicht min bûch
Daz ich dur in well geben ûf
Min vrîheit. Das geloube mir ...
Ich will den vrigen Willen min
Nicht geben um die spise din."
Sus lief der wolf ze walde.

Manchmal gab dem guten Boner ein einzig Witzwort Stoff zu einem langen Gedicht, wie er z. B. volle sechzig Verse aufwandte, um den Scherz von einem Pfaffen und einem Esel zu erzählen, den uns zwei Jahrhunderte später Mellin de St. Gelais, welcher jedoch nicht deutsch konnte, in kurzen Worten zum Besten gab: „Unser Vikar sang an einem Festtage ein trillerndes Agnus, so gut er nur konnte, und hoffte vor Ännchen damit Gnade zu finden. Weinend stand Ännchen auf der Seite und lauschte dem Gesang. Der Vikar näherte sich ihr und frug: ‚Warum weinen Sie, Schönste?' ‚Ach Messire Jean', erwiderte sie, ‚ich beweine

meinen verstorbenen Esel; dessen Stimme war gerade wie die Ihrige, als Sie so laut schrieen.'"

1322 stellten Dominikaner zu Eisenach die „Mysterien" der klugen und thörichten Jungfrauen dar, wie überhaupt zu jener Zeit zu Köln und anderwärts sich Schulen bildeten, welche bestrebt waren, dem deutschen Volke zu geben, was zu gleicher Zeit Passavanti und Katharina von Siena dem italienischen darboten. Nach und nach verdrängte die Bürgerschaft die Aristokratie, die Städte verdrängten die Schlösser, die Universitäten verdrängten die Klöster. 1348 wurde die Universität Prag gegründet, 1365 die von Wien, 1386 die von Heidelberg, 1388 die von Köln, 1392 die von Erfurt, während die Gründung der Universitäten von Leipzig, Rostock, Greifswald, Freiburg, Basel, Ingolstadt, Trier, Tübingen, Mainz erst im darauffolgenden Jahrhundert erfolgte. Außerdem hatten sich Vereine gebildet, um das Volk durch Förderung des Unterrichts aufzuklären, wie die „Brüder vom gemeinschaftlichen Leben"; — auch unter den Laien verbreitete sich die Wissenschaft, — — es war in der geistigen Luft etwas von dem Frühlingsodem der Reformation.

V.

Dieses Wehen des Frühlings einer neuen Zeit war in England noch fühlbarer als in Deutschland. Dort leuchtete nach den Zeiten der Unwissenheit zuerst das Licht des neuen Tages auf. Die fern gelegene Insel hatte schon im 8. Jahrhundert einen Beda venerabilis gehabt, welcher seine Zeit beherrschte; dort war die Schule von York gegründet worden, die älteste aller Schulen; von dort stammte Alkuin, der Lehrer Karl's des Großen, welcher aus diesem Barbaren einen Lateiner gemacht hatte. Im 12. Jahrhundert besaß England bereits die Schulen von Oxford und Cambridge; im 13. den unbeugsamen Doktor Alexander von Hales und Duns Scotus, den feinen Professor; seine Landsleute waren Matthäus Paris, welcher in seiner großen Chronik (Historia major) so offen über die römische Kirche sprach,

und Roger Bacon, der alle Wissenschaft seiner Zeit in sich vereinigte und vielfach in die Zukunft vorausgriff. Im 14. Jahrhundert vollends war der Wissenschaft breite Bahn gemacht: Wilhelm von Occam, der Zeitgenosse von Petrarca, verteidigte kühn die Macht des Staats gegen die Gewalt der Kirche und wurde der Ketzerei angeklagt, weil er Nominalist war. Bald durcheilten die Lollarden die Welt und bereiteten den Weg für Wiklef und Johannes Hus.

Damit begann die Auflehnung. Nun ward die Kirche nicht mehr nur bekämpft wegen ihrer Fäulniß und ihres Falls, wie es durch Anhänger des Papstes, einen Dante, Petrarca, Boccaccio, den Erzbischof von Hita, den Dominikaner Ulrich Boner, ja selbst durch Heilige wie Katharina von Siena geschehen war; nun wurde der Katholizismus in seinen Grundfesten angegriffen; man rührte nicht mehr an ihn, um ihn in die Höhe zu heben, wollte nicht mehr die toten Zweige hinwegnehmen, nein, man wollte ihn entwurzeln.

Wiklef (oder Wycliffe) ging an der Spitze des Kollegiums von Oxford weiser und eingreifender vor; er griff zuerst nur die Unsittlichkeit und Unwissenheit der Bettelmönche an; seine Stimme ward in immer weiteren Kreisen gehört, die Arena erweiterte sich. Bald wagte er sich nicht mehr allein an die Fehler, sondern an die Kirche selbst, und bestand auf der Unabhängigkeit der Staatsgewalt; das war der Ausgangspunkt aller Schismen. Wiklef stützte sich auf das Nationalbewußtsein. Warum soll Rom in der Religion den Vortritt haben? Nach dem Nationalbewußtsein regte er das Gemeindebewußtsein auf: warum soll der einfache Priester weniger gelten, als der große Prälat? Der Klerus soll keine zeitlichen Güter mehr besitzen: erst nach dem Verkauf der geistlichen Ländereien sollen wieder Steuern erhoben werden. Noch Ein Schritt weiter, und er wagte an den heiligen Stuhl selbst zu rühren: die Glaubenssätze und Sakramente wurden besprochen. Zu gleicher Zeit führte Wiklef gegen Rom den allergefährlichsten Angriff: er übersetzte die Bibel und machte sie volkstümlich. Er

starb nicht wie Lollard auf dem Scheiterhaufen. Er wurde mehr geplagt als verfolgt. Von einem Fürsten beschützt, verlor er in dem Kampfe nur seine Stellung an der Universität Oxford und starb von einem Schlagfluß betroffen am letzten Dezember 1384, am Fest des heiligen Silvester, an welchen er nicht glaubte. Nur gegen seine Anhänger verfuhr man strenge, sein Leichnam wurde nicht verbrannt.

Zu gleicher Zeit schwang sich das dem Volke überlassengebliebene englische Idiom wieder mehr empor. Bis dahin hatte das Französische am Hof, selbst an der Schule von Oxford und in der Kirche regiert; noch 1317 verstand Lewins Beaumont, Bischof von Durham, kein Wort englisch oder lateinisch. Eduard III., welcher von 1327 bis 1377 regierte, war der Sohn einer Französin und schrieb alle seine Depeschen französisch. Der Geheimschreiber der Königin war Froissart. Als zu jener Zeit die Engländer Frankreich überschwemmten, stieß der Adel Einer Sprache und Eines Blutes aufeinander: zu Crécy, zu Poitiers und Azincourt war der Krieg nach außen ein Bürgerkrieg. Das ursprüngliche Idiom selbst war latinisiert worden, nicht durch römische, sondern durch normännische Eroberung; es war kein verdorbenes Latein, sondern französiertes Sächsisch. Im 14. Jahrhundert, besonders nach der großen Pest, welche in England 1349 wütete, ward es gleichsam beschlossene Sache, zu jener alten Sprache zurückzukehren. Eine Parlamentsakte befahl im Jahr 1362, daß bei den Gerichten englisch gesprochen werde. Die Dichter folgten der Bewegung, ja einige hatten dazu den Anstoß gegeben: der Priester Robert Langland schrieb in englischer Sprache seine Vision des Peter Ploughman, eine etwas konfuse aber von energischem Gefühl durchdrungene Allegorie, welche die Laster der Zeit, besonders des Klerus, geißelte. In englischer Sprache reimte, obwohl er ihnen den lateinischen Titel Confessio amantis gab, John Gower seine Verslein, das Bekenntnis eines Liebenden an einen Priester der Venus. In englischer Sprache gab 1356 Sir John Mandeville die Beschreibung seiner Reisen heraus, die sich bis China erstreckten, nachdem er sie zuerst französisch und lateinisch

geschrieben. In schottischer Sprache sang John Barbour ein erzählendes Gedicht von 12- bis 1300 Versen voll Kraft, Gefühl und dichterischer Erfindung. Es ist die Geschichte von König Robert Bruce. Das Schottische dieses Gedichtes ist ein Nordenglisch von stark sächsischer Färbung und naiver Kraft. — Ein Zeitgenosse von Barbour und Gower aber war es, welcher der Sprache eine so mächtige Anregung gab, daß sie einen Riesenschritt vorwärts machte: das war Geoffrey Chaucer.

VI.

Chaucer wurde 1328 geboren und starb 1400. In ihm war seine ganze Zeit zusammengefaßt, er folgte allen ihren Neigungen, nahm ihren Geschmack an, ahmte ihre Schriftwerke nach und machte den Übergang aus dem Mittelalter in die Renaissance, ja vielleicht zur Reformation mit, überall den Weg des gelehrigen Schülers wandelnd. Franzose von Herkunft, wurde er in England geboren, lebte am Hofe, wurde dort der Schwager eines königlichen Prinzen, machte den Krieg gegen Frankreich mit, wo er als Gefangener blieb und wohin er als Gesandter zurückkehrte; hatte Missionen in Italien, kam ins Parlament, wurde Kontrolleur des Zollwesens, ging durch Tiefen und Höhen und starb glücklich. Er hatte Rechtswissenschaft studiert, unter Wiklef vielleicht Theologie, jedenfalls auch Mathematik und Naturwissenschaften; hatte Boëtius gelesen (welchen er elegant übersetzte), ebenso die damals bekannten lateinischen Schriftsteller: Juvenal, Statius, Lucian, Virgil und Ovid. Homer war ihm nur durch Dritte bekannt geworden. 1367 war er unter den Offizieren König Eduard's, welcher ihn dilectus vallettus noster nannte. Im gleichen Jahr wurde der Spanier Ayala als Gefangener nach England gebracht. Chaucer konnte ihn dort kennen lernen und kannte sicherlich auch Froissart, den Sekretär der Königin Philippine von Hainaut. In Padua sah er „den würdigen Kleriker Francesco Petrarca", in Frankreich den damals berühmten Eustachius Deschamps, dessen Ballade an Chaucer zeigt, wie der englische Gelehrte mit den berühmtesten

Gesellschaft des Mittelalters; es fehlen darin weder die höchsten noch die niedersten Klassen, weder die Fürsten noch die Verbrecher. Da ist der Ritter, als Kriegsmann wohl beritten, aber schlecht gekleidet, seine Jacke von Barchent ist rostig-gefärbt durch das Panzerhemd. Da ist sein Sohn, der junge Stallmeister, dessen Gewandtheit und Kraft in Erstaunen setzt: „den ganzen Tag sang er und spielte er die Flöte; seine Gesichtsfarbe war ein Maimonat. Seine kurze Tunika hatte lange weite Ärmel. . . . Sein Herz voll Liebe, schlief er in der Nacht nicht länger als die Nachtigall. . . .“ Hinter ihm kommt der Bogenschütze, der Yeoman, mit abrasierten Haaren, braunem Gesicht; er trägt Kasacke und Wehrgehäng, „so grün wie der Wald, der ihn wohl kennt“, unter dem Wehrgehäng war ein mit Pfauenfedern verziertes Bündel spitzer, glänzender Pfeile. Fügt Ihr dazu die Armschienen, das Jagdhorn, Säbel und Schild auf einer, den Dolch auf der andern Seite, am Hals die Medaille eines heiligen Christoph, so habt Ihr den ganzen Mann. Ihm folgt der Landedelmann, „der franklin“, mit weißem Bart und sanguinischem Temperament, der zum Frühstück seine Weinsuppe ißt und mit jedem, der kommt, Bier und Brot teilt. Unveränderlich steht in seinem Haus der stets gedeckte Tisch in der Mitte des Saals; — wehe dem Koch, wenn die Sauce nicht pikant und auf den Schlag bereit ist.

Dann kommen die Leute der Kirche, und sie sind mit einer Lebhaftigkeit geschildert, welche den Verfasser wo nicht als Sektierer, so doch als Schüler Wiklef's unverkennbar verraten: Da ist der in seinen Pelz gewickelte weichliche Mönch, dort der listige, raubgierige Almosensammler, den der Geruch der Sterbenden herbeizieht; dort als mitleidsloser Schurke der kirchliche Kerkermeister, wie der freche, gotteslästernde Ablaßverkäufer. Aus dieser klerikalen Gruppe, in welcher selbst ein lollardischer Pfarrer aus Yverdon auftritt, hebt sich die Gestalt der Dame Eglantine fein ab. Sie ist die Äbtissin eines Klosters, hat ein bescheidenes Lächeln, — ihr gröbster Fluch ist „beim heiligen Eloi!“ „Sie singt in den Gottesdiensten mit gar lieblichem Näseln

und spricht das Französisch, das sich in Stratford am Bow lernen läßt, mit Leichtigkeit; Pariser Französisch ist ihr unbekannt. Bei Tische weiß sie sich sehr gut zu benehmen, sie läßt nichts von den Lippen fallen, taucht die Finger nicht in die Sauce und versteht die Kunst, die Stücke zu berühren und auszuwählen, ohne sich zu beschmutzen. Ihre stets sorgfältig gereinigte obere Lippe bringt nie einen Flecken an den Rand des Bechers. Obgleich sie natürliche Munterkeit und Grazie besitzt, gibt sie sich doch Mühe, sich den Ton des Hofs und edle Manieren anzueignen, damit sie Achtung einflöße. Was ihr Gewissen betrifft, so hat sie soviel Liebe und Barmherzigkeit, daß eine in der Falle gefangene tote oder verwundete Maus sie zu Thränen rührt. Sie erzieht kleine Hunde, welche sie mit Milch, Kuchen und Fleisch ernährt. Wenn einer stirbt oder auch nur geschlagen wird, weint sie bitterlich! Alles in ihr ist Gewissen und Weichherzigkeit. Sie hat einen künstlich gefältelten Nonnenschleier, eine lange, wohlgeformte Nase, graue Augen, die glänzen wie Glas, einen kleinen, süßen, roten Mund, eine sehr schöne, spannenbreite Stirne. Ihre Gestalt ist meiner Treu keineswegs untersetzt. Ihr Anzug ist untadelhaft; am Arm trägt sie zwei Rosenkränze von Korallen, an denen eine goldene Busennadel hängt, darin unter einer Krone ein A eingraviert ist mit der Devise: Amor vincit omnia."

Auch der geringste Zug ist immer bestimmt und richtig. Da ist der Geistliche der Universität Oxford, der lange Logik studiert hat; sein Pferd ist so mager wie eine Harke und er selbst nicht fetter; sein Überrock ist fadenscheinig. Obgleich Philosoph, hat er wenig Gold in seinem Koffer, er verschwendet für Bücher und Unterricht sogar das Geld seiner Freunde. An Geldgewinn denkt er nicht. Von dem Sergeanten mit der Mütze dagegen kann man letzteres gerade nicht sagen. Dieser sucht alles zusammenzuscharren: „Alles wurde sein Eigentum, aber in rechtlicher Weise." Der Doktor, welchen Chaucer in die Gesellschaft bringt, ist das Kind seiner Zeit; er ist ein geschickter Astrolog, welcher den bösen Einfluß der Gestirne aufheben und für seine Kranken den auf-

steigenden Gang der Konstellationen günstig ordnen will. Und doch reicht er auch in unsere Zeit herein: er hat Apotheker an der Hand, die ihm ergeben sind und ihm Droguen schicken: „Diese Leute halfen sich gegenseitig mit Geld und Gewinn. Ihre Freundschaft datierte sich von lange her. Der Arzt studierte die Bibel wenig, er liebte es nicht Ausgaben zu machen und scharrte die Thaler, die er während der Epidemien gewann, zusammen, denn er wußte, daß Gold in der Medizin eine Herzensstärkung ist, und so hielt er, als guter Arzt, sein Gold fest."

So gehen alle Klassen und Berufsarten an uns vorüber: der spaßhafte Kaufmann, die Handwerker, welche sich gerne groß machen möchten; der Seefahrer, welcher sich keiner zu großen Ehrlichkeit befleißigt; wenn er im Kriege Sieger bleibt, wirft er die Besiegten ins Wasser und erlaubt ihnen schwimmend ans Land zu gelangen; daheim ist er ein guter Kamerad. Der Müller besonders ist mit Meisterhand gezeichnet: reich an Fleisch, reich an Knochen, überragt er seine Reisegefährten um eine Handbreite. Und welche Schulterbreite hat der „Champion", ein wahrer Eichknorren. Kein Thor ist so fest, das er nicht aus den Angeln heben oder mit einem Stoß seines Kopfes wieder einfügen könnte. Sein rauher Bart könnte den bestbeschwanzten Fuchs neidisch machen. Die Nasenwurzel ist auf der rechten Seite mit einer Warze geziert, aus welcher rötliche Haare sprossen, gleich den Borsten, welche die Ohren des Eber einrahmen. Seine Nasenflügel sind schwarz und tief; an seiner Seite hängt Degen und Wehrgehäng; sein Mund gleicht einem Backofen. Er ist ein großer Schwätzer und Liebhaber von Zoten und leichtfertigen Geschichten, ist geschickt im Korn- und Mehlstehlen. Aber er gilt soviel als andere und hat, wie man sagt, einen Scheffel Gold. Er spielt die Maultrommel.

Eine letzte Skizze ist die der „Bürgerin von Bath", die ein wenig taub war, und das war schade. Sie hatte einen Handel mit Tüchern und mißtraute den Kaufleuten von Ypern und Gent. Sie war die Witwe von fünf Männern, der sechste wäre willkommen.

Welcome the sixthe whan that ever he shall....
An husband woll I have I woll not lette....
I swore that all my walking out by night
Was for to espy wenchis that he dight....
By God, on earth I was his Purgatory,
For wich I hope his soule is now in glory.
And Jenkin eke our clerk was one of tho:
As help me God, when hat I saw him go
After the bere, methougt he had a paire
Of leggis and of fete so clene, so faire,
That all my heart I gave unto his hold.
He was, I trow, but twenty winter old,
And I was forty, if I shall say sothe....
And help me God, I was a lusty one
And faire, and rich, and yong and wel begone etc.[1])

In dieſer Weiſe preiſt die Bürgerin von Bath in 850 Verſen den Eheſtand, worauf der Ablaßkrämer ſich beſiegt erklärt und ſagt: „Ich wollte eben heiraten, jetzt verſchiebe ichs auf ein ander Jahr.“ Alle dieſe Geſtalten ſtrotzen von Leben; alle dieſe ſo fein ausgeprägten Charaktere zeigen nicht nur ſehr fein ausgeprägte Geſichtszüge, ſondern die Worte, die Unterhaltungen, die Reiſeabenteuer, ſelbſt die Wahl der Geſchichten ſind ſehr fein durchdacht. Der Gaſtwirt Henry Bailly, der Führer und Vorſitzende der Geſellſchaft, iſt ein wahrer Sancho Panſo, der ſich ſchon als König ſeiner Inſel dünkt, eine luſtige, ehrliche Haut, einem Volke entſtammt, das Herz hat und gerne lacht.

---

[1]) „Willkommen der Sechſte, ſagt ſie, wenn ich ihn finde.‘ Einen Mann will ich haben, ich laſſe nicht nach.... Ich ſchwöre, daß alle meine nächtlichen Gänge nur gemacht wurden, um ihre Streiche auszuſpionieren.... Bei Gott (für den vorletzten) war ich das Fegefeuer, und hoffe, daß ſeine Seele nun in der Herrlichkeit ſei. Der letzte war der Handlungsgehilfe Jenkins; er war beim Begräbnis des vierten. Helf mir Gott! als er hinter der Bahre ging, ſchien mir ſein Fuß ſo hübſch, ſein Bein ſo wohlgeſtaltet, daß ich ihm mein ganzes Herz in die Hand gab. Er war, glaub' ich, erſt zwanzig Jahre alt, und ich war vierzig, wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, und helf mir Gott, ich war eine Luſtige und Schöne und Reiche und jung und wohl begabt!...“

Was schadet es, daß diese Pilgergeschichten überall zusammengeklaubt sind und der alten Zeit angehören? Die Erzähler sind lebendiger, natürlicher, deutlicher und wahrer nach dem Leben geschildert, als man bisher es irgendwo, selbst bei Boccaccio, gefunden. Die Sprache ist noch alt, das Versmaß hat, obwohl durch italienisches Metrum bereichert, noch nicht die volle Geschmeidigkeit erlangt; aber die englische Kunst hat einen gewaltigen Schritt vorwärts gethan, einen so großen, daß sie mehr als 150 Jahre bedurfte, um neben Chaucer einen Meister stellen zu können.

So neigt sich mit dem vierzehnten Jahrhundert die Kirche, das Kaisertum, das Rittertum, die Scholastik, die Poesie der Liebessänger, der Troubadours und der Minnesänger, das ganze Mittelalter dem Ende zu. Die Religion wird Sache des Volks und spricht die Sprache der Geringen; die Wissenschaft wird Sache der Laien und eröffnet überall Schulen; Gedanke und Kunst werden wieder antik und kehren zu Cicero und Virgil zurück, öffnen sich Homer und greifen nach Plato. In England hat die Ketzerei mit dem Angriff auf die Dogmen die erste Herausforderung hingeworfen; Dante, Petrarca, Boccaccio, Chaucer und Wiklef, sie sind der Anfang der Renaissance und der Reformation.

Viertes Kapitel.

Das fünfzehnte Jahrhundert.

I. Der Latinismus in Italien. Die Fürsten Beschützer der Wissenschaften. Die italienischen Humanisten: Poggio, Filelfo, Laurentius Valla. — II. Die „Nachfolge Christi". Frankreich und Spanien: Robin Hood, der Held von Alt-England. — III. Johannes Hus. — IV. Die Erfindung der Buchdruckerkunst. — V. Die Türken in Konstantinopel; die Griechen in Florenz. Die platonische Akademie: Marsilius Ficinus, Lorenzo von Medici, Pico von Mirandola. Rückkehr zum Italienischen, Leon Battista Alberti, Politianus, Pulci. — VI. Hieronymus Savonarola. — VII. Philipp von Commines und Franz Villon. Die englischen und schottischen Dichter. Der deutsche Theuerdank; die Meistersänger; die schweizerischen Balladen. Die Priameln. Eulenspiegel. Sebastian Brant und sein Narrenschiff.

I.

Man könnte lange darüber streiten, ob es Zufall oder notwendiger Zusammenhang der Verhältnisse war, daß Dante, Petrarca und Boccaccio ihre Meisterwerke schrieben, während die Päpste ferne von Italien in Avignon lebten, und daß es vom Jahre 1377 an, wo der heilige Vater wieder in Rom residierte, bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts beinahe keine italienische Sprache noch Litteratur mehr gab und jedermann zum Lateinischen zurückkehrte. Man hat es energisch ausgesprochen, Italien scheint ein Sammelplatz für Krieg, Aufstand, Verrat, Räuberei, Mordthat zu sein; man hört nur von erwürgten Fürstinnen, vergifteten Herrschern, enthaupteten Kardinälen, von Räubern, die den Krieg um des Krieges willen anfangen und heute diejenigen bekämpfen,

welche sie gestern verteidigten. Man denkt, man liest, wie es scheint, nichts anderes; die Sprache Italien's ist verstummt, man findet keinen Dichter mehr, weiß nicht einmal mehr, wer der wahre Stellvertreter Christi ist, denn die Konzilien exkommunizieren die Päpste, die Päpste verdammen die Konzilien.[1]) ... Und doch hatte Italien im zweiten Drittel des 15. Jahrhunderts (1429—1468) seine intelligentesten Fürsten: in Florenz war Cosimo der Ältere, in Neapel Alphons der Großmütige, in Rom Papst Nikolaus V. Cosimo von Medici, „der Vater des Vaterlandes", ernährte während einer Hungersnot sein ganzes Volk; während seiner Verbannung gründete er in Venedig die St. Georg-Bibliothek; nach Florenz zurückberufen, gründete er dort die Laurentiana, kaufte eine Menge kostbarer Manuskripte, erbaute Monumente und schuf die platonische Akademie. Er ließ sich beständig von Marsilius Ficinus begleiten und schrieb an ihn als der zärtlichste Freund: „Komm zu mir nach Careggi, mein lieber Marsilius, komm sobald Du kannst und vergiß nicht die Abhandlung des göttlichen Plato mitzubringen. Dein wohlgewogener Fürst." „Würdest Du mir glauben, so hättest Du ihn schon ins Lateinische übersetzt. Es gibt keine Forschung, der ich mich mit soviel Leidenschaft hingäbe als dem Erforschen der Wahrheit. Komm also und bringe Orpheus' Leier mit Dir."

Alphonso von Aragonien, welcher 1423 Neapel erobert, dann verloren und wiedererobert hatte, bat die Venetianer, ihm von den Paduanern einen Knochen vom Arm des Titus Livius zu erlangen; er wollte ihn als Reliquie aufbewahren. Als er mit seiner Armee an Sulmone, der Heimat Ovid's, vorüberzog, brach er in Freudenrufe aus. Als Facio, welchem er eine Pension von 500 Dukaten verabreichte, seine Historia Alphonsi vollendet hatte, gab er ihm alsbald das Dreifache der Summe und sagte: „Ich bin nicht gemeint, daß ich damit Euer Werk bezahle, es

[1]) Settembrini, Lezione de letteratura italiana. 1866.

ist unbezahlbar." Als er Manetti zu sich berief, der aus Florenz geflohen war, schrieb er oder ließ er ihm schreiben: „Mein letztes Stücklein Brot werde ich mit Euch teilen." Er wollte, daß man ihm jeden Tag einen der alten Schriftsteller vorlese: jedermann, selbst die Kinder, wohnten der Vorlesung bei. Damit er von Titus Livius kein Wort verlöre, mußten seine Musiker schweigen. Als er zu Capua krank war, wurde er durch ein Buch von Curtius Rufus gesund. Im Krieg studierte er die Kommentare von Cäsar. Niemand verstand besser zuzuhören als er: als er eines Tages den Worten eines Vorlesers lauschte, fühlte er nicht, daß ihn ein Insekt stach und erhob keine Hand es zu verjagen; seine Biographen verschmähten nicht, diesen Zug zu berichten. Alphonso lebte in seiner Bücherſammlung, er hatte kein anderes Wappen als ein offenes Buch und machte mit Cosimo von Medici Frieden für ein Manuskript von Titus Livius. Man sagte, das Manuskript sei vergiftet, aber er wollte es nicht glauben und verschlang es.

Nikolaus V. war ein ebenso eifriger Freund der Wissenschaften; ehe er Papst wurde, war er unter seinem wahren Namen, Thomas von Sarzano, berühmt geworden; er zog die Humanisten an seinen Hof und ließ durch sie die griechischen Schriftsteller ins Lateinische übersetzen. Laurentius Valla überreichte er 500 Goldthaler für eine Übersetzung des Thucydides; Filelfo bot er für eine lateinische Übersetzung der „Ilias und Odyssee" ein schönes Haus zu Rom, ein Landgut und 10000 Goldthaler. Nikolaus V. war es, welcher die vatikanische Bibliothek gründete. Sein nur zu kurzes Pontifikat von acht Jahren verdiente es, von Casaubonus gepriesen zu werden.

Andere Fürsten, wie die Visconti und die Sforza, rechneten es sich zur Ehre, die Gelehrten zu beschützen; es entstand daraus für Italien eine eigentümliche Bewegung, welche man den „Latinismus" zu nennen pflegte. Dante, Petrarca, Boccaccio hatten dazu den Anstoß gegeben, obwohl sie ihre Meisterwerke italienisch geschrieben hatten. Ihre Nachfolger im 15. Jahr-

hundert schienen nicht darauf zu achten. Die Sprache des Volks wurde gleich einem zu groben Kleide verworfen, man griff wieder zur Toga und behielt von allem, was das Triumvirat eingeführt hatte, nur die archäologischen Arbeiten. Von dem wiederaufgefundenen Altertum verlangte man weder große Beispiele noch begeisternde Erinnerung, man dachte nicht daran, Cäsar oder Scipio zu beleben; an Politik dachten die von den Päpsten beschützten neuen Humanisten nicht. Was man von den Alten wollte, das waren nur die Formen, „Eleganzen", man wollte sie nur als Vorbilder, um sich gut ausdrücken, prachtvoll drapieren zu können. Je weiter die Gelehrsamkeit vorwärts schritt, desto mehr ging der Gedanke rückwärts, bis er schließlich ganz verschwand. Das Lateinische dagegen, lingua nostra, wie Laurentius Valla sagte, „wird nichts verderben, weil nichts mehr zu verderben ist. Wir leben in einer Zeit, wo es in Italien weder religiöses Gefühl, noch Volksbewußtsein, noch sittliches Leben mehr gibt.[1])

Soweit war man gekommen, als durch die Eroberung von Konstantinopel und durch die Erfindung der Buchdruckerkunst die Anstrengungen der Humanisten mächtig gefördert wurden. Wir sagen „gefördert", nicht „in Bewegung gesetzt". Der Manuskriptensucher waren es zu jener Zeit nicht zwei, wie zur Zeit von Petrarca und Boccaccio, sondern bei hundert solcher Schatzgräber öffneten die Gräber, um die begrabenen Schätze zu heben. Der älteste, Poggio Bracciolini, war 70 Jahre alt, als Gutenberg im Jahre 1450 sich mit Johannes Fust verband. Er war von Geburt ein Toskaner und war, nachdem er bei Johann von Ravenna lateinisch und bei Chrysoloras griechisch gelernt hatte, nach Rom gegangen, um dort sein Glück zu machen. Mit 22 Jahren war er Redakteur der päpstlichen Briefe geworden und blieb 50 Jahre lang in dieser Stellung. 1414 war er auf dem Konzil zu Konstanz, nicht um Johannes Hus verbrennen zu lassen, sondern um nach Manuskripten zu forschen.

---

[1]) Pasquale Villari, Nicolò Machiavelli e i suoi tempi 1877—82.

In der Abtei zu St. Gallen fand er den ersten vollständigen Quintilian, aber das Manuskript war ganz mit Schmutz bedeckt; andere kostbare Bücher lagen vergessen „im feuchten Loch eines tiefen Turmes, wohin man nicht einmal mehr die zum Tode verurteilten Verbrecher werfen mochte". Poggio setzte in Frankreich wie in Deutschland, „in den gallischen wie in den germanischen Sklavenlöchern", seine Forschungen fort. Zu Langres bei den Mönchen von Clugny rettete er die Rede Cicero's für Cäcina, sonstwo andere Fragmente des großen Redners, sowie eine große Partie von Lucretius, ein Buch von Petronius und von Columella, zwölf Lustspiele des Plautus und zwanzig andere Bücher, die wir übergehen. Er sah zu jener Zeit Hieronymus von Prag sterben, und wenn er auch dem Ketzer Unrecht gab, so bewunderte er doch den antiken Heldenmut des Märtyrers, der an Mucius Scävola erinnere. Darauf begab sich der Gelehrte nach England, langweilte sich aber dort und kehrte nach Toscana zurück, wo er den Mut hatte, die Verteidigung des damals verbannten Cosimo zu übernehmen. Daraus erhob sich ein heftiger Streit mit Filelfo, dem Todfeind der Medici, ein Gelehrtenduell voll grober Angriffe und Verleumdungen. Als Cosimo zurückkehren durfte, kaufte dieser für seinen Freund eine mit Statuen geschmückte Villa voll von Büchern. Dort lebte Poggio fortan in Ruhe, — die Dankbarkeit der Florentiner erließ ihm die Steuern. Im 55. Lebensjahre heiratete er ein Mädchen, das erst 18 Jahre zählte und ihm 600 Gulden mitbrachte. Es war das kein unüberlegter Schritt; lange hatte der gelehrte Mann das Für und Wider abgewogen, bis endlich die Neigung den Sieg über die Weisheit davontrug; die Ehe war eine vollkommen glückliche. Poggio schrieb viele lateinische Dialoge (besonders einen sehr kühnen über „die Heuchelei"). Aus dem Griechischen übersetzte er Diodor von Sizilien und Xenophon, später „den Esel" von Lukian. Er begann eine Geschichte von Florenz, sammelte seine nur zu berühmten „Schwänke", und nachdem er der Sekretär von acht Päpsten, Kanzler der florentinischen Re-

fliehend, kehrte er nach Florenz zurück, wo die Medici, mit denen er sich wieder ausgesöhnt hatte, ihm einen Lehrstuhl für das Griechische anboten. Aber es war zu spät, die Reise hatte seine Kräfte erschöpft, er starb 14 Tage nach seiner Ankunft in Florenz im Alter von 83 Jahren. Als rastloser Arbeiter hatte er nie aufgehört zu unterrichten und zu schreiben: er hinterließ ein außerordentlich großes Werk, bestehend aus Übersetzungen, Dialogen, Episteln, Satiren (von letztern allein hundert von je hundert Versen), worin er jedermann, selbst Petrarca, mit anmaßender Unverschämtheit beschimpfte. Filelfo war selbstbewußt und erklärte sich für den ersten Mann aller Jahrhunderte. Er schrieb nur lateinisch, weniger gut, aber kräftiger als Poggio.

Diese Humanisten waren also leidenschaftliche, kriegerische Männer, welche die ganze Kampflust, ja Wut ihres Jahrhunderts auf die alten Manuskripte übertrugen. Laurentius Valla war für Quintilian begeistert wie der Cid für Don Diego und kämpfte gegen einen Rechtsgelehrten von Bologna über Lucius und Aruntius, die Enkel oder Urenkel von Tarquinius Priscus. Valla stammte aus Piacenza, rühmte sich aber, ein Römer zu sein, weil er 1406 zu Rom geboren war. Er wagte es als Professor zu Pavia, dem Juristen Bartoli einen barbarischen Stil vorzuwerfen und bestritt ihm darum selbst in Dingen der Rechtsgelehrsamkeit die Urteilsfähigkeit. Valla glaubte, man könne die Gesetze der Römer nicht verstehen noch erklären, ohne ein guter Latinist zu sein. Infolge dieses gefährlichen Wortes mußte der Zensor Pavia verlassen, die Studierenden hätten ihn getötet. Er war ein unbändiger, herausfordernder Charakter, welcher sich darin gefiel, die im Schwange gehenden Meinungen umzustoßen. So erklärte er Freudenmädchen für nützlicher als die Nonnen und schrieb darüber in der unverschämtesten Weise. Er nannte sich einen Epikuräer, verteidigte die Sinnlichkeit, behauptete, die Wissenschaft gründe sich auf die Vernunft, welche mit der Realität übereinstimme, und „auf die Natur, welche Gott selbst sei". Weisere Kühnheit bewies er in dem Satz, „die Wahrheit offenbare sich in

einer einfachen, bestimmten, freien Form; Logik und Rhetorik seien beinahe ein und dasselbe: ein wirrer inkorrekter Stil verrate immer schlecht begriffene Wahrheiten, ein mangelhaftes, falsches Wissen". Unter dem Schutz von König Alphonso wagte er die Schenkungsurkunde Konstantins, ja selbst die Glaubensartikel anzugreifen, sogar Hand an das Credo zu legen, welches nach ihm nicht von den Aposteln stamme. Noch mehr, — er deckte Fehler der Vulgata auf, eine Keckheit, über welche Erasmus ihn beglückwünschte. Darüber vor das kirchliche Gericht zu Neapel berufen, erklärte er, er achte die Dogmen der Kirche, aber die Kirche habe mit der Geschichte, der Philosophie und Gelehrsamkeit nichts zu thun. Unglücklicherweise versöhnte sich der Hof von Neapel mit dem Hofe zu Rom, und Valla mußte auf seine Rettung denken; — die Fürsten, auch jener Zeit, hatten für ihre Sicherheit zu sorgen und opferten gerne ihre Leute, um beim Spiel zu gewinnen. Der Humanist mußte seine Ketzereien widerrufen und fand schließlich bei Nikolaus V. Gnade. Er wurde Sekretär der Kurie, sogar Kanonikus von S. Giovanni in Laterano, bis er 1457 in Frieden starb. Man thut Unrecht, wenn man ihn einen Reformator nannte; er war höchstens ein kühner, sehr bissiger Kritiker, solange er nichts zu fürchten hatte, wußte aber, sobald Gefahr drohte, den Mund zu halten. Reformator ist keiner, der an die eigene Sicherheit und Erhaltung denkt.

Laurentius Valla kann also für uns nur als Humanist gelten. Seine sechs Bücher über „lateinische Eleganz" (Elegantiarum linguae latinae lib. VI) wurden oft wieder gedruckt. Pomponius Lätus, der Bastard eines hohen Hauses, war tapferer; er verließ seine Familie, um sich ganz den Wissenschaften zu weihen; er lebte in Armut, gründete eine Akademie, wegen welcher er die Folter und lange Gefangenschaft erlitt. Der Palermitaner Anton Beccadelli, welcher seine Ländereien losschlug, um einen Titus Livius kaufen zu können, schrieb zu Neapel eine Geschichte von König Alphonso, welche ihm tausend Goldthaler und den Adelstitel eintrug; ihm wurden die heikelsten,

ehrenvollsten Gesandtschaften anvertraut; gleichwohl widmete er Cosimo von Medici eine Sammlung so skandalöser Epigramme, daß selbst Poggio darüber errötete. Pontanus, ein Schüler des Palermitaners, war der Begründer einer neapolitanischen Akademie, welche noch seinen Namen trägt; er war Sekretär der Könige Alphonso II. und Ferdinand II., welche er auf ihren Feldzügen begleitete, dabei wurde er mehrmals Gefangener, aber man ließ ihn frei und bückte sich sehr tief vor ihm, sobald er seinen Namen nannte. Als er zu Innocenz VIII. als Gesandter kam, sagte jemand zum Papst: „Hütet Euch vor König Ferdinand." Innocenz erwiderte: „Pontanus wird mich nicht betrügen, der noch niemanden betrogen." Alphonso erhob sich, sobald der Humanist zu ihm kam, und sagte zu seinen Generalen: „Das ist der Herr." Was auch der Papst sagen mochte, — Pontanus war des Betrugs, ja des Verrats sehr fähig, aber er hinterließ eine Menge von Schriften in schöner Prosa und besonders schöne lateinische Verse; — möge die Erde ihm leicht sein! Ein anderer, Guarino von Verona, der gleiche, welcher Catull wieder auffand, war nach Konstantinopel gegangen, um Manuskripte zu suchen; aber bei der Rückkehr ging sein Schiff mit allen gefundenen Schätzen unter; sein Schmerz darob war so groß, daß seine Haare in einer Nacht weiß wurden.

Das waren einige der Männer, welcher Italien um die Mitte des 15. Jahrhunderts sich rühmen durfte; viele andere, die ihnen glichen, können wir nicht aufzählen. Die Namen der bedeutendsten Künstler, die sämtlich Toscana entstammten, waren: Donatello, Ghiberto, Fra Angelico, Masaccio, Brunelleschi; Florenz wie Ferrara, Mailand wie Mantua, Venedig, Urbino, Rom und Neapel zogen diese Männer an sich, und wenn es auch keine Zeit schöpferischer Gedanken war, so wurde doch das Studium und die Forschung eifrig gepflegt, und viele gruben nach Schätzen, welche in späteren Zeiten für die Wissenschaft nutzbringend wurden.

II.

In Frankreich war nichts ähnliches zu finden, denn die Franzosen standen nicht mehr an der Spitze der litterarischen Bewegung. Im Anfang des Jahrhunderts hatten sie allerdings noch verdienstvolle Theologen, wie Peter von Ailly, Nikolas von Clémangis oder Clamanges, Johann Gerson, aber diese starben zwischen 1421 und 1440. Ihr barbarisches Latein war das Zeichen einer Zeit, in welcher man die Silben nicht so genau zählte, wie es stets in Italien geschah. So hatte z. B. Clémangis in Hexametern ein Gedicht über das Schisma fabriziert und sich seine Grabschrift verfaßt mit den Worten:

„Qui lampas fuit Ecclesiae sub lampade jacet.“

Es waren aber Männer des Glaubens und des Kampfes, die glaubten Besseres zu thun zu haben, als sich eines eleganten Stils zu befleißigen, wie denn Johann Gerson viel besser in französischer Sprache für das Volk, als in lateinischer für den Klerus schrieb. Ist ihm — ist auch nur seiner Zeit die „Nachfolge Christi“ zuzuschreiben, dieses so christlichen, naiv kindlichen Meisterwerks? Vier Jahrhunderte und drei Länder streiten sich darum, und noch lange wird man den Namen des „friedlichen Müden“ suchen, welcher, nachdem er es geschrieben, Gott bat: „Gib, daß ich ungekannt bleibe!“ (da mihi nesciri). War es ein zusammenhängendes, kollektives Werk? Ist es wirklich „das schönste Buch außer dem Evangelium, welches von Menschenhand geschrieben worden?“ Zur Zeit von Fontenelle dachte man so, und viele aufrichtig fromme Menschen glauben es noch. Es ist das eine Frage des Glaubens und des Gefühls, daran die Kritik nicht rühren soll.

Es war damals eine üble Zeit für die Wissenschaften. Die Poesie war in Thätigkeit, aber der Brotkorb war ihr so hoch gehängt wie einem Chapelain, einem Schiller, Delavigne und so vielen andern. Sie wandte sich den Schlachtfeldern zu: Johanna der guten Lothringerin, welche die Engländer zu Rouen verbrannten.

In Alain Chartier (gestorben, sagt man, 1449) hatte Frankreich einen hohen, wissenschaftlich gebildeten Dichter,

in Thaten sanft, ein Meister der Rhetorik,
ein priesterliches Herz, als Redner strahlend,

einen Mann, den Stephan Pasquier mit Seneca verglichen hat. Er ward durch den Kuß berühmt, welchen ihm trotz seiner Häßlichkeit die Kronprinzessin Margareta gab. **Karl von Orleans** (gest. 1465) war ein besserer Dichter, er war gefällig, heiter, oft etwas melancholisch, und förderte die Sprache bedeutend. In das Neufranzösische übersetzt sei hier eines seiner Lieder wiedergegeben:

„Le temps a laissé son manteau
De vent, de froidure et de pluie,
Et s'est vêtu de broderie
De soleil luisant, claire et beau.

Il n'y a bête ne oiseau
Qu'en son jargon ne chante ou crie:
Le temps a laissé son manteau
De vent, de froidure et de pluie.

Rivière, fontaine et ruisseau
Portent en livrée jolie
Gouttes d'argent, d'orfèvrerie;

Chacun s'habille de nouveau.
Le temps a laissé son manteau
De vent, de froidure et de vent.“ [1])

Villon, der Vorläufer der modernen französischen Dichter, sollte erst kommen.

Spanien näherte sich Italien. Lange schon waren spanische

[1]) „Das Wetter hat seinen Mantel von Wind, Kälte und Regen abgelegt, Und hat sich in das Gewand der strahlenden, klaren, glänzenden Sonne gekleidet. Da ist kein Tierlein noch Vogel, das nicht in seiner Weise singt und ruft: Das Wetter hat seinen Mantel von Wind, Kälte und Regen abgelegt. Flüsse, Quellen und Bäche tragen auf hübscher Livree Tropfen von Silber und Gold. Jeder kleidet sich neu. Das Wetter hat seinen Mantel von Wind, Kälte und Regen abgelegt.“

Schüler und selbst spanische Professoren nach Bologna gekommen und hatten dort 1364 das Kollegium St. Clemens gegründet. Am Schluß des 13. Jahrhunderts waren die Aragonier nach Sizilien übergesiedelt, denn in der Zeit, von der wir reden, gehörte Neapel dem Könige Alphons von Aragonien und bestand schon länger zwischen beiden Ländern ein Zusammenhang der Sprache wie der Litteratur. Man weiß, daß der Kanzler Ayala Boccaccio kannte und daß die „Göttliche Komödie" schon 1428 in das Katalonische und im gleichen Jahr in das Spanische übertragen wurde. Johann II. tröstete sich im 15. Jahrhundert über das Unglück, lebenslänglich unter Vormundschaft stehen zu müssen, mit der Hingabe an die Dichtkunst und Wissenschaft, und große Herren führten unter ihm die Feder. Heinrich von Villena, ebenfalls Fürst und Dichter, entstammte zwei königlichen Häusern, väterlicherseits dem von Kastilien, mütterlicherseits dem von Aragonien. Er lebte am aragonischen Hof seines Verwandten, Ferdinand's des Gerechten, und trug sehr viel zur Wiederherstellung „der heitern Wissenschaften" bei, indem er der Schutzherr der vertriebenen Troubadours wurde. 1434 starb er zu Madrid, als er sich eben zum Könige begeben wollte. Seine aus hundert Manuskripten (damals eine enorme Zahl) bestehende Bibliothek wurde nach seinem Tode verbrannt, weil er beschuldigt ward, er habe sich dem Studium der Zauberkünste ergeben. Die wenigen Bücher, welche von ihm erhalten sind, führen den Titel: Arte cisoria (die Bildhauerkunst), Art de trobar (die Kunst zu finden) und Trabajos de Hercules (Herkulesarbeiten). In dem ersten dieser Bücher ging er bis zum Ursprung der Künste, ja bis zur Schöpfung der Welt zurück; „die Kunst zu finden" ist eine Art Handbuch des vollkommenen Troubadours; die „Arbeiten des Herkules" eine kurze Abhandlung in Prosa, welche so sehr in Vergessenheit geraten war, daß man glaubte, es sei ein großes Gedicht.

Dieser Graf von Villena hatte einen Stallmeister, welcher berühmter wurde als sein Herr. Der unglückliche Galizier, Macias hieß er, verliebte sich in eine junge Dame, welche auf Befehl einen Edelmann aus Porcuna heiraten mußte. Macias

ward angeklagt, daß er gleichwohl fortfahre, die Dame zu lieben, und Villena, welcher Großmeister von Calatrava war, ließ auf die Beschuldigung des Edelmanns hin den Liebenden in das Gefängnis werfen; aber der Eingekerkerte besang auch in dem Turme, der ihn einschloß, seine Geliebte. Der wütende Ehemann entsandte einen Pfeil durch das Gitter des Gefängnisses und Macias fiel, den teuren Namen stammelnd, tot nieder. Ganz Spanien fühlte sich von dem Pfeil getroffen und beweinte das Opfer. Macias wurde eine Art Volksheld, der Liebendste der Liebenden, und die Dichter des großen Jahrhunderts besangen ihn in Gedichten und Dramen, so daß der Name von Macias durch die ganze spanische Litteratur erklang.

Ein anderer großer Herr, Inigo Lopez de Mendoza, Marquis von Santillan, hatte Armeen gegen die Mauren geführt, dann nach unruhigem, reich bewegtem Leben und dem Verlust seiner Frau sich in die Stille zurückgezogen, wo er in Frömmelei versank; doch blieb er frisch genug, um sich wissenschaftlich zu beschäftigen. Von ihm stammt das Wort: „Der Stahl der Lanze rostet nicht durch Wissenschaft, noch wird durch sie der Degen in der Hand des Ritters krumm.“ (La sciencia no embota el hierro de la lança, ni hace floxa la espada en la man del caballero.) Er war der Freund von Villena, besaß eine Menge Bücher, beschäftigte sich mit der provençalischen Poesie, ahmte Boccaccio nach und verschmähte es nicht zu petrarcisieren. In seiner Comedieta de Ponza spielt Boccaccio eine Rolle; es ist das ein Gedicht von 120 Oktaven, dessen Stoff ein Kampf zur See ist, welcher 1435 bei der Insel Ponza ausgefochten ward. Die Geschichte ist als Vision behandelt, welche auf Dante's Autorität hin Komödie genannt ward, weil sie glücklich endet. Zwischen alle Visionen hinein kommen Nachahmungen des Horaz:

Benditos aquellos que con el açada
Sustentan sus vidas y viven contentos
Y de cuando en cuando conoscen morada,
Y sufren plazientes las lluvias y vientos.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Ca estos non temen los sus movimientos,
Nin saben las cosas del tiempo pasado.
Nin de las presentes se hacen cuidado,
Nin las venideras do an nascimiento. [1])

Der Marquis von Santillan hinterließ auch ein Centiloquio, eine Sammlung von 100 gereimten Sprichwörtern; überdies schrieb er eine Geschichte der Kunst (art poétique) und wurde dadurch 200 Jahre vor Boileau der „Gesetzgeber des Parnaß." Er starb 1458.

Jener Zeit gehört auch Juan de Mena an (1411—1446). Er war niedriger geboren als Villena und Santillan, aber es gelang ihm, sehr hoch emporzusteigen. Er stammte aus Cordova und hatte in Salamanka und Rom fleißig studiert; als er in seine Vaterstadt zurückkehrte, wurde er unter die „vierundzwanzig" Notabeln berufen, welche die Regierung bildeten. Juan II. wollte ihn als Historiographen an sich ziehen und belehrte ihn offen über die zu diesem Amte nötigen Eigenschaften. „Der König", ließ er ihm sagen, „ist ebenso begierig nach Ruhm, als nach kühnen Thaten." Juan de Mena erzählte denn auch die Begebenheiten „wie der König wollte, daß sie sich zugetragen hätten." Er machte auch ein Gedicht über „die sieben Todsünden" (Siete pecados mortales) und eine Coronacion, eine phantasiereiche Reise auf den Parnaß, um der Krönung des Marquis von Santillan beizuwohnen. Sein geringstes Werk war das „Labyrinth" (Laberinto), ein allegorisches Gedicht, das ebenso wirr ist, als der Titel es andeutet, und so bizarr, daß Dante darin mehr parodiert als nachgeahmt zu sein scheint. Die Vollendung ward ver-

[1]) „Glücklich diejenigen, welche sich daran genügen lassen, auf ihrer kleinen Hufe Landes zu leben, zufrieden zu leben und ohne Murren Regen und Wind zu ertragen, wenn sie nur von Zeit zu Zeit ein Obdach finden. Solche kümmern sich nicht um den Stein der Weisen, sie wissen nichts von den Dingen der Vergangenheit, sorgen nicht um die Gegenwart, noch um das was kommen wird." — Man sieht, daß das die alte Oktave von Boccaccio, noch nicht die von Polizian ist.

hindert, denn im Jahr 1446 tötete der Sturz von einem Maulesel gerade zu rechter Zeit den Verfasser.

Spanien ahmte also Italien nach. Nicht so England, welches, nachdem es Chaucer hervorgebracht, ein oder zwei Jahrhunderte lang erschöpft innehielt. Dort regierten damals nacheinander die Heinriche (IV., V. und VI. 1399—1461), und es war infolge von verheerenden Kriegen und Volksaufständen eine üble Zeit. Die Dichter jener Zeit waren John Lydgate, ein Mönch von Bury, welcher Mönch blieb, auch nachdem er in Padua und Paris studiert hatte. Er versuchte Chaucer zu folgen und Boccaccio nachzuahmen; zweihundertfünfzig Gedichte werden ihm zugeschrieben, fabrikmäßig hingeworfenes Machwerk, das Geld einbringen sollte. Aufrichtiger und besser inspiriert war ein schottischer Prinz Jakob I., der Karl von Orleans der englischen Poesie: beide waren von königlichem Geblüt, beide Gefangene, beide Liebende, beide besangen in der Gefangenschaft mit gerührter Grazie die Dame ihres Herzens. Das Gedicht von Jakob I., das „Buch des Königs" (King's quair oder quire) hat 400 siebensilbige Verse; es ist eine Allegorie im Geschmacke der Zeit, aber wahrer, zärtlicher, trauriger als die übrigen. Johanna Beaufort, welche Jakob von einem Fenster seines Gefängnisses aus zum erstenmal gesehen, hat wirklich existiert. Das King's quair ist ein Buch, in welchem man liebt. Aber alle diese Ritterpoesie ging dem Ende entgegen; das Volk fing an oder fuhr fort, seinen Robin Hood, den bewunderten Räuber, zu besingen, welcher, um der Übermacht des Adels zu entgehen, sich der Macht des Gesetzes entzog und ein freies Leben in den Wäldern führte. Er tötete niemanden als die Forstleute, die Sheriffs, die Richter und nötigenfalls die Thorwächter der Stadt, und das mit lustiger, wohlüberlegter Keckheit, welche ihm aller Herzen gewann. Er nahm den Reichen, um den Armen zu geben; die Niederen im Volke haben das allezeit bis auf unsere Tage gern gehabt. Wie viele Klagelieder und Balladen wurden auf Robin Hood gedichtet. Von den Klageliedern glich so ziemlich eins dem andern:

Lithe and lysten, gentylmen
That be of free-bore blode:
I shall you tell of a good yeman,
His name was Robyn hode.
Robyn was a proude out-lawe
Whiles he walked on grounde,
So corteyse an outlowe as, he was one
Was never none y founde.[1])

Die Balladen fingen oft mit Dorfscherzen an, gleich den alten Liedern der Troubadours.

When shaws beene sheene, and shradds full fayre,
And leaves both large and longue,
It is merrye walking in the fayre forrest
To heare the small birdes songe.[2])

Dieser Anfang leitet ein in Dolchstöße und Kolbenschläge. Um so besser, es lebe die Freude! Robin Hood schlägt tüchtig drein, trinkt aus und hat ein gutes Herz.

Zu gleicher Zeit begann in Deutschland der bürgerliche Gesang aufzublühen und bald sich zur höchsten Blüte zu entfalten, aber das Land, oder vielmehr Böhmen, welches damals Deutschland einverleibt war, sollte uns noch anderes bieten als den Meistergesang: wir verdanken ihm Johannes Hus.

III.

Es ist eine schöne Gestalt, welche, nachdem sie lange vergessen, in unsern Tagen wieder ans Licht gestellt wird. Eigentümlich steht sie uns gegenüber, wenn wir sie in ihrer Zeit und in ihrer Umgebung den Latinisten Italiens gegenüberstellen, welche

---

[1]) „Hört mich brave Leute, wenn Ihr aus freigebornem Blute stammt; ich will Euch erzählen von dem guten Yeman; sein Name war Robin Hood. Robin war ein tapferer Räuber, solange er auf Erden wandelte, ein Räuber so höflich, wie nie Einer gefunden ward."

[2]) „Wann die Felder schön sind, wann die Wiesen grün und das Laub groß und breit, dann läßt sich gut gehen im schönen Wald und dem Singen der Vögelein lauschen."

in dem reformatorischen Tschechen nichts zu sehen vermochten als einen alten Römer. Böhmen war ein slavisches, von deutschen Stämmen eingeschlossenes Land; es war für dasselbe ein großes Unglück, daß seine Grenzländer, Sachsen und Preußen, welche auch von Slaven bewohnt gewesen, so schnell germanisiert worden waren. Böhmen widerstand jedoch soviel als möglich der Umarmung. Als es der lateinischen Kirche unterworfen wurde, behielt es solange als möglich die alte in der Volkssprache geschriebene Liturgie. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts gründete der deutsche Kaiser Karl IV. aus dem luxemburgischen Hause, einer der besten Könige Böhmens, in der Hauptstadt seines Reiches das Kloster Emmaus, welches anderthalb Jahrhunderte bestand. Von dort kam das berühmte Manuskript: „Der heilige Text", auf welches die Könige von Frankreich bis zur Revolution den Eid abgelegt haben. Dieses slavische Manuskript war nach Konstantinopel gebracht, dann an den Kardinal von Lothringen verkauft worden, welcher es 1574 dem Dom zu Rheims schenkte. Da aber in Frankreich niemand war, der es zu entziffern vermochte, so hielt man es für ein syrisches Evangelium, welches dem heiligen Hieronymus gehört haben sollte, und man bewahrte es als eine heilige Reliquie, welche neben der heiligen Ampel bei der Salbung der französischen Könige figurierte. In Wirklichkeit aber war es ein im Jahr 1395 geschriebenes slavisches Evangelium, so daß also die allerchristlichsten Könige auf ein schismatisches Buch den Eid ablegten.

Bei den Tschechen bestand eine gewisse Abneigung gegen die römische Kirche, weil sie ihnen durch die Deutschen aufgedrängt worden war. Deutsche waren die Priester, welche das Priesterkleid verunehrten; man haßte sie nicht nur um ihres schlimmen Lebenswandels willen, sondern auch als Fremde. Alle Plagen sollten von Deutschland gekommen sein: verheerende Einfälle und die noch verhaßtere Einwanderung von Deutschen; die Tschechen fühlten sich dadurch „in ihrem eigenen Lande isoliert". Auf der Universität Prag waren die Fremden die Herren geworden; in der Kirche rissen sie alles an sich. Die Deutschen spielten

zuerst die Demütigen, aber sobald sie in der Mehrzahl waren, kümmerten sie sich nicht mehr um die, welche ihnen Gastfreundschaft gewährt hatten, und holten sich einen Fürsten aus ihrem Lande. Eine gereimte Chronik, die ein Jahrhundert vor Johannes Hus gefunden ward, sagt: „Wenn ich auch nur von einem Vogel hörte, daß Du Dich den Deutschen anschlössest, so ließe ich Dich in einen ledernen Sack binden und in die Moldau werfen. Lieber würde ich meine Freunde beweinen, als daß ich die Schande meiner Muttersprache beweinte."

Dem religiösen Aufstand der Tschechen lag also großenteils eine patriotische Bewegung zu Grunde. Für sie handelte es sich nicht allein um die Reformation der Kirche, sondern um Wiederherstellung der alten Sprache und das Wiederaufpflanzen des alten Banners. Wir sehen hier eine Nation, „welche sich selbst wiederfinden möchte". Das war bei dem Engländer Wiklef nicht so; als seine Bücher erschienen, fanden sie in seinem Lande überall offene Furchen. Eigentümlicherweise war jedoch der erste Reformator in Böhmen nicht ein Tscheche, sondern ein österreichischer Mönch, namens Konrad Waldhauser, welcher, durch Karl IV. nach Prag berufen, die religiösen Orden scharf geißelte. Er rief dadurch großen Zorn gegen sich hervor, konnte aber weder gestürzt noch erschüttert werden; 1369 starb er ruhig auf einer der besten Pfarreien von Prag. Zu gleicher Zeit erregte der Mähre Milicz das Volk; er predigte täglich dreimal und verkündigte das Ende der Welt, welches seiner Berechnung nach zwischen den Jahren 1365 und 1367 eintreten sollte. Er glaubte überall den Antichrist zu sehen und scheute sich gar nicht zu sagen, wo er ihn sähe. Einst predigte er vor Karl IV., da deutete er plötzlich auf den Kaiser und rief: „Da ist der Antichrist!" Selbst in Rom predigte er in solcher Weise, und doch wurde er weder gehängt noch verbrannt; er war ein Mann des Glaubens, welcher durch sein Wort und Beispiel viele erbaute. Einer seiner Jünger, Mathias von Janov, las fleißig in der Bibel; er nannte sie seine „Freundin, seine Braut, die Mutter seiner Liebe". Er

sagte ganz ruhig, freilich ohne zu ahnen, daß seine einfachen Worte die ganze Reformation enthalten:

„Ihr wollt gerechtfertigt werden und glaubt, in Kraft der Werke, in Kraft der Angst, durch Befolgung stets neuer Zeremonien und kleinliche Frömmigkeit das zu erlangen. Ist denn nicht Christus für Eure Sünden gestorben? Ihr habt nichts von seinem Geist, und Eure Augen taugen nicht zum Sehen. Ihr befolgt zitternd den Buchstaben des Gesetzes, aber wisset nichts von der Freiheit, welche der Geist des Herrn gibt. Und doch ruft uns die ganze heilige Schrift zu, daß Christus der Gekreuzigte der einzige Erlöser sei: daß, wer an Ihn glaube, selig werde; daß im Glauben an Ihn alle Weisheit des Christen beruhe."

So sprach man in Prag im 14. Jahrhundert. Ein Schüler von Mathias erlaubte sich zu erklären, ein Priester thue besser daran, wenn er studiere oder predige, als wenn er sein Brevier lese. Ein anderer Jünger von Milicz, Thomas von Stitny (gestorben gegen 1400), schrieb tschechisch und bestritt die Wirksamkeit der Werke gegenüber der Allgenugsamkeit des Glaubens. Soweit war man schon gekommen, als Johannes Hus 1373 geboren ward.

Seine Eltern waren Bauersleute, er begann frühzeitig auf der Prager Universität (damals nach Paris die erste Europas) ernstlich zu studieren. Er wurde Baccalaurius der Philosophie, dann Doktor der Künste, und gestattete sich Zerstreuungen, die er später mit naiver Zerknirschung bereute. „Leider habe ich in meiner Jugend an einer Maskerade teilgenommen. Man verkleidete einen liederlichen Studenten in einen Bischof, setzte ihn auf einen Esel, das Gesicht dem Schwanze zugekehrt; man führte ihn zur Messe; man trug vor ihm eine Schüssel Suppe und einen Krug Bier und ich sah, daß man es ihm in der Kirche unter die Nase hielt. Ich sah, daß er den Altar beräucherte, den Fuß in die Luft hob und hörte wie er rief: Bu! Statt der Kerzen trugen die Studenten große Krüge vor ihm her, und er ging von Altar zu Altar, beräucherte jeden, worauf die Stu-

denten ihre Kapuzen umkehrten und in der Kirche zu tanzen anfingen, und das Volk sah zu und lachte, und glaubte, das sei ein gesetzlicher heiliger Ritus. Welche Gottlosigkeit! Welche Gotteslästerung! Während meiner Jugend nahm ich an solchen Thorheiten teil, aber von dem Tage, da mir Gott sein Wort schenkte, bin ich davon abgekommen."

Der Büßer gefällt sich vielleicht ein wenig in der Geschichte dieses Maskenzugs; er war aber immer ein strenger, uneigennütziger Mann, welcher weder Präbenden noch Benefizien suchte. Äneas Sylvius, der spätere Papst Pius II., hat mehr als einmal die Beredsamkeit, Keuschheit, Rechtlichkeit des Ketzers gerühmt. Hus stieg schnell von Stufe zu Stufe und wurde Rektor der Prager Universität. Als Kaplan und Beichtvater des Hofes war er auch der des Königs. Aber nie ließ er sich zu weltlichen Vergnügungen noch zu Spielereien der Wissenschaft hinreißen. Er zog es vor, in der Volkssprache populäre Predigten zu halten, welche oft dreitausend Zuhörer in der Bethlehemskapelle versammelten. War er ein Anhänger Wiklef's? Alles was darüber verbürgt worden, ist, daß er für diesen Theologen eine glühende Verehrung hegte. Er schrieb mit eigener Hand einige Traktate dieses Meisters ab und setzte auf die Manuskripte Worte wie: „Gott gebe Wiklef das Himmelreich!" „O Wiklef, Wiklef, Du wirst mehr als einen Kopf verwirren!" Man hatte in den Werken dieses Vorläufers der Reformation eine Menge Ketzereien gefunden und verboten, dieselben in Predigten oder öffentlichen Vorträgen zu erwähnen. Johannes Hus hatte sich diesem Verbote widersetzt, obgleich er sich nicht von der römischen Kirche trennen wollte. Eine Reformation ohne Schisma, das war der Traum der Vorläufer Luther's, welche weder die Energie noch die Logik Luther's besaßen. Was der überzeugungstreue, inniggläubige Kämpfer Hus anstrebte, war, die falschen Wunder anzugreifen; die abergläubischen Wallfahrten zu hindern; den Reliquienbetrug aufzudecken; die Religion zum Evangelium und den Klerus zur Demut zurückzuführen; den Stolz der Priester zu vernichten, welche sich über

die Mutter Gottes erhaben glaubten, denn sie habe Gott nur einmal geboren, während sie ihn alle Tage von neuem geboren werden ließen; zu verkündigen, daß Gott allein die Sünden vergibt ohne Vermittlung eines Menschen, und daß keine Absolution gültig sei, wenn sie nicht durch wahre Reue verdient worden; endlich alle Käuflichkeit und alle Verderbnis anzugreifen, welche in jener Zeit den Stand der Priester verunehrte. Hus sprach auch gegen die Schenkung Konstantin's, doch das hatte schon Dante vor ihm gethan und darum doch nicht aufgehört, Katholik zu sein. — Er erklärte laut: „Durch den Reichtum ist die ganze christliche Kirche vergiftet und versunken. Woher anders kommen die Kriege, die Exkommunikationen, die Zänkereien zwischen den Päpsten, den Bischöfen und den andern Gliedern des Klerus? Die Hunde reißen sich um einen Knochen; sobald Ihr den Knochen wegnehmt, ist der Friede wieder hergestellt. Woher kommt die Simonie, die Frechheit, der Ehebruch der Priester? Alles kommt von diesem Gift." — Das waren die Ideen von Johannes Hus.

Diese Ideen mußten Rom und den Deutschen in Böhmen mißfallen; der Reformator hatte natürlich alle gegen sich, welche von dem Altar lebten; dagegen stand sein König Wenzel oder Vacslav für ihn ein. Derselbe war kein Tiger, wie man ihn solange verschrieen hat, sondern ein schlecht erzogenes, sehr faules und sehr launenhaftes Kind. Einst, als er zu viel getrunken hatte, ließ Wenzel einen Priester in das Wasser werfen. Dieser Priester hieß Johann von Pomuck und war völlig unbekannt; zwei Jahrhunderte später aber bemächtigte sich seiner die Legende und machte ihn unter dem Namen Johann Nepomuk zum Schutzpatron des Landes. Sein Fest versammelt noch immer Tausende, seine Statue steht auf allen Brücken von Böhmen. Da Johannes Hus einen so mächtigen Schutz genoß, so verließen die deutschen Studenten sämtlich Prag. Die einen gründeten die Universität Leipzig, die andern zerstreuten sich auf die Hochschulen von Köln, Erfurt und Heidelberg.

Daher kommt die Dezentralisation der Wissenschaft und des

Unterrichts, welche Deutschland so vorteilhaft auszeichnet. Die Flüchtigen aber verbreiteten überall Schmähungen über den Ketzer, und da sie seine reformatorischen Ideen nicht offen angreifen durften, schlugen sie Wiklef ins Angesicht. Man verbrannte 200 Bände des englischen Theologen, was selbst die Bürger, die sie nicht gelesen, ja das Volk, das gar nicht lesen konnte, empörte. Noch jetzt schützte König Wenzel „seinen Hus", aber von Rom ward nun die Frage wegen des Ablasses erhoben. Der Legat des Papstes war nach Prag gekommen, um Geld zu holen; er verkaufte Ablaß nicht nur an einzelne, sondern an ganze Gemeinden und Dekanate, „wie ein Familienvater sein Haus durch Unterhändler vermietet". Johannes Hus donnerte gegen solche Schändlichkeit und wurde vor den Erzbischof berufen. Man fragte ihn, ob er gewillt sei, den apostolischen Befehlen zu gehorchen, und er antwortete mit Ja. Der Legat sagte darauf zu dem Prälaten: „So ist er also bereit, den Befehlen unsres Herrn zu gehorchen." „Verstehen Sie mich recht", entgegnete der Reformator lebhaft, „was ich unter apostolischen Befehlen verstehe, sind die Lehren der Apostel Jesu Christi. Stimmen die Befehle des Papstes mit diesen Lehren überein, so bin ich bereit, ihnen zu gehorchen; sind sie ihnen entgegen, so verweigere ich den Gehorsam, auch wenn man vor meinen Augen das Feuer anzünden würde, das meinen Leib verzehren soll."

So sprach er ahnungsvoll. Sein Ende ist bekannt. Johannes Hus hatte damit Rom den Krieg erklärt; lange konnte und wollte ihn sein König nicht beschützen. Der Reformator wurde vor das Konzil von Konstanz beschieden, wo ihm das Wort abgeschnitten und er zum Scheiterhaufen verurteilt wurde. Alle Bücher, welche er geschrieben: Briefe, Predigten, dogmatische Abhandlungen, Kommentare über das Alte Testament mit tschechischen Übersetzungen, sollten verbrannt, sein Andenken verflucht, seine Seele der Hölle übergeben werden. Der Anfang wurde damit gemacht, daß seine Titel ihm genommen und er seines Priesterkleides entledigt wurde; dann setzte man ihm eine ellenhohe Mütze auf,

worauf Teufel gemalt waren, welche sich um die Seele des Verdammten stritten; überdies stand noch mit großen Buchstaben, die weithin gelesen werden konnten, das entehrende Wort: „Erzketzer" geschrieben. Darauf wurde Johannes Hus mit den Händen und dem Hals an den Pfahl gebunden, seine Füße standen auf einem Reisigbüschel. Als man dasselbe anzündete, stimmte er ein Loblied an, und verstummte erst, als die Flamme ihm ins Gesicht schlug; man sah noch eine Weile sein Haupt und seine Lippen sich bewegen, einen Augenblick später war er tot. Im Jahr darauf, 1416, starb sein Schüler Hieronymus von Prag, welchen Poggio mit Mucius Scävola verglich, des gleichen Todes. „Das Evangelium, das wir haben", rief Luther, „haben Hus und Hieronymus mit ihrem Blut bezahlt."

IV.

Deutschland hatte sich noch nicht an der Bewegung beteiligt. Ein deutscher Dichter aus Böhmen, der sich den Namen „Muskatblüt" beigelegt, besang in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts spöttisch „die von der in Konstanz gebratenen großen Gans geborenen Gänslein". (Hus heißt im Tschechischen Gans.) Aber über die Klöster lachte dieser Muskatblüt nichtsdestoweniger.

„Die münich wohl halb hailig sind,
Ordentlich statt ihr leben;
Die nunnen tragn nymer kind,
Ir keusch behaltens eben ...
Spricht Muscanpluot,
Wie serr hast Du gelogen!"

Deutschland hatte bald besseres zu thun, als solche Verslein zu machen. Die Buchdruckerkunst ward dort erfunden.

Die Wichtigkeit dieser Erfindung kann nicht wohl überschätzt werden. Wenn auch die Alten den trockenen und die Illuminatoren des Mittelalters den feuchten Druck kannten, wenn man sich auch für Gesangbücher und Spielkarten schon hölzerner Druckplatten

bedient hatte, so ist doch das Jahr 1450, in welchem Gutenberg sich zu Mainz mit Johann Fust associierte, für die Litteratur außerordentlich wichtig. Gutenberg's Erfindung war der Druck mit aus Metallguß gefertigten beweglichen Lettern, — diese Erfindung sollte eine Umwälzung auf geistigem Gebiete hervorrufen, wie sie seitdem nicht wieder erlebt wurde.

Die Buchdruckerkunst arbeitete zunächst für die Religion. Das erste Buch, welches mit beweglichen Buchstaben gedruckt ist, war eine Bibel von 640 Blättern, die zu Mainz 1453—1455 gedruckt wurde. Wo die Bibel ausgesät wurde, sproßte alsbald die Reformation. 1457 erschien ein Psalter mit schönen rot uud blau gemalten Anfangsbuchstaben. Darauf 1462 wieder eine Bibel in Straßburg, die schöne Eggestein'sche Bibel. Zwei Arbeiter von Fust verließen 1465 ihren Arbeitgeber und gingen nach Italien, wo sie selbständig zu drucken begannen; das erste von ihnen verlegte Buch war das Werk von Lactanz, einem klassisch gebildeten Christen der ersten Jahrhunderte, welchem die Kirche übrigens ziemlich viele Ketzereien vorwarf. 1467 hielt die Buchdruckerkunst ihren Einzug in Rom, und der erste, welcher sich die neue Erfindung zu Nutzen machte, war der Kardinal Johann von Torquemada, welcher sehr mit Unrecht oft mit dem Inquisitor Thomas von Torquemada verwechselt wird. 1475 standen in Rom schon einige zwanzig Druckerpressen, von denen in sieben Jahren mehr als 12000 Bände gedruckt worden sind. Von Mainz aus hatten sich die Druckereien nach Bamberg, Köln und Straßburg verbreitet, wo sie fast ausschließlich für religiöse Bücher nutzbar gemacht wurden. 1469 führte sie die Sorbonne in Paris ein, wo sie in den Dienst nicht der Erbauung, sondern der Gelehrsamkeit trat. Das erste 1470 in Paris gedruckte Buch war eine Sammlung von Briefen des gelehrten Gasparino, welcher aber mehr unter dem Namen seines Heimatdorfes Barzizza bekannt ist. Er gehörte zu den italienischen Latinisten, welche beim Beginn des 15. Jahrhunderts Quintilian retteten und Cicero predigten. Darauf wurden rhetorische Werke von Laurentius Valla, Quintilian und Fichet gedruckt.

In diesem Fall haben die Daten einen Sinn und zeigen die Lichtpunkte, die Kultur- und Freiheitsstufen der verschiedenen Völker. 1469 erschienen bereits in Venedig und Mailand die ersten griechischen Buchstaben in der Grammatik von Konstantin Lascaris. 1470 wurde eine Buchdruckerei in Luzern errichtet, 1471 in Bologna, Ferrara, Trevigni, Florenz und Neapel; 1472 zu Antwerpen; 1473 in Brügge, Utrecht, Parma, Messina, Lyon, Buda in Ungarn; 1474 in Basel, Brüssel, Barcelona, Sarragossa, Genua, Turin, zuletzt in Westminster. Ein englischer Kaufmann, Wilhelm Caxton, hatte Europa in Geschäften durchreist; dadurch war er veranlaßt worden, französische Schriftsteller zu studieren und die „histoires de Troyes" zu übersetzen. Diese Arbeit vollzog sich sehr mühesam in Köln, sie war das erste in englischer Sprache gedruckte Werk. In sein Vaterland zurückgekehrt, gründete er eine Druckerei in der Westminsterabtei, wo er zuerst eine von ihm übersetzte Abhandlung über das Schachspiel erscheinen ließ. In zwanzigjähriger Thätigkeit veröffentlichte er 64 englische Bücher, wodurch sein Name noch jetzt berühmt ist.

Von 1474 an bis zum Schlusse des Jahrhunderts wurden immer mehr Buchdruckereien errichtet, in Angers, Sevilla, Leyden, Stockholm, Krakau, Kopenhagen, Avignon, Madrid. Vorsichtiger als der Papst war der Großtürke, welcher bei Todesstrafe allen seinen Unterthanen verbot, gedruckte Bücher zu lesen. Berlin bekam erst 1578 eine Buchdruckerei, Peking 1603, Tlascala (Mexiko) 1650, Petersburg 1711, Konstantinopel 1727, — Athen ach! als die letzte! 1830.

V.

Im gleichen Jahr, in welchem Gutenberg sein erstes Buch druckte (1453), zogen die Türken in Konstantinopel ein. Selbst für die Litteratur war das ein wichtiges Ereignis: alles was dem Orient an Licht verblieben war, kam nun nach Italien, wohin schon zuvor längst eine Auswanderung von Büchern und Menschen begonnen hatte. Außer denen, welche wir schon nannten, hatte

Niccold Niccoli Florenz mit griechischen Büchern vollgepfropft. Um sich diese zu verschaffen, hatte er nicht nur all sein Gut dafür hingegeben, sondern sich auch mit Schulden beladen. Johann Aurispius allein hatte mehr als 230 Manuskripte vom Orient zurückgebracht. Von 1396 an hatte Emanuel Chysoloras zu Florenz Männer wie Palla Strozzi, Poggio, Giannozzo Manetti, Leonardo Bruni den Aretiner, die Sprache Homer's gelehrt.

Im Jahre 1439 war nach Florenz ein Konzil berufen worden, um zwischen der römischen und der griechischen Kirche einen Frieden zu vereinbaren; auf einer Seite standen die Bischöfe, die Kardinäle und der Papst; auf der andern die Metropoliten, die Patriarchen und der Kaiser des Orients. Der Friede kam nicht zustande, wenigstens hatte der einen Augenblick geschlossene Waffenstillstand keinerlei Dauer; aber nun waren die gelehrten Griechen den Lateinern begegnet, und Georgios Gemistios der Platoniker verbreitete die Lehren seines Meisters; so beschleunigte das Konzil, statt die beiden katholischen Kirchen zu vereinigen, den Traum der Renaissance, die Einigung von Plato und Jesus. Aber Plato drang nicht alsbald durch: zwischen den Griechen entstanden Streitigkeiten. Theodor Gaza und Georgios von Trebizonde hielten zu Aristoteles; Georgios wütete gegen Plato und erklärte ihn für einen Schlemmer und schmutzigen Wüstling; so wurden in jener Zeit die Duelle der Philosophen ausgekämpft. Kardinal Bessarion, auch ein Grieche, trat in einem großen Werk gegen „den Verleumder Plato's" auf. Als Gemistios einen so wackern Degen auf dem Kampfplatze sah, kehrte er in den Peloponnes zurück, wo er noch vor der Einnahme von Konstantinopel starb. Vor seinem Tode erregte er in Cosimo die Idee, unter dem Protektorate Plato's die alte florentinische Akademie wieder zu beleben. Cosimo konnte nichts willkommener sein, als Männer von solchem Geist in seine Umgebung zu bringen; so entstand die platonische Akademie.

Es fehlte nichts mehr als ein Platoniker; da kam gerade zu rechter Zeit Marsilius Ficinus, welcher auf die Ideen von

Cosimo einging. Der junge Mann war 1433 geboren. Er hatte sich ganz in die Metaphysik hineingearbeitet, war aber besonders von Plato so entzückt, daß er ihn nicht nur übersetzte, sondern anbetete; obwohl er Kanonikus der St. Lorenzkirche war, brannte er eine ewige Lampe vor dem Bilde seines Meisters. Er verschlang die Philosophen aller Schulen, stieg bis zu Confucius, Zoroaster und Moses hinauf, umfaßte das ganze Altertum, beschäftigte sich mit Naturwissenschaften, mit Medizin, und überall sah er Plato. „Das Kommen Christi", so schrieb er, „ist mehrere Male von den Sibyllen vorhergesagt worden, die berühmten Verse Virgil's darüber kennt jedermann." Als man Plato fragte, wie lange die Vorschriften seiner Philosophie Geltung haben werden, antwortete er: „Bis zu dem Tage, wo Der kommen wird, welcher die Quelle aller Wahrheit eröffnen wird." Marsilius rief auch das Zeugnis von Porphyrius an: „Die Götter", hatte dieser Alexandriner gesagt, „haben Christus als den Frömmsten und Gottesfürchtigsten verkündigt und durch das Wohlwollen, mit dem sie von ihm sprachen, bezeugt, daß er unsterblich sei."

Darin ist der ganze Geist jener Zeit ausgesprochen; es ist überflüssig, auf den etwas wirren Gedanken von Marsilius Ficinus einzugehen; die Idee, Plato sei der Vorläufer von Jesus gewesen, war gäng und gäbe. Andere waren vielleicht kühner als er gewesen. Gemistios erwartete, daß die alten Götter im Triumphe zurückkehren würden; Landino, ein Schüler von Ficinus, schloß aus dem Stande des Jupiter und Saturn, daß am 25. November 1484 eine große Revolution ausbrechen werde. Irrte er vielleicht nur um ein Jahr und sollte diese Konstellation die Geburt Luther's vorhersagen? Aber Gemistios war ein Grieche, und Landino lebte in den Sternen. Den eigentlichen italienischen Gedanken jener Zeit hat Marsilius uns in der zugleich katholischen und platonischen Idee ausgesprochen.

Cosimo beschützte, wie wir sahen, diese Strömung der Ideen; 1469 kam Lorenzo von Medici ans Ruder, und unter ihm erblühte die platonische Akademie mehr als je. Man las Plato's

Dialogen, woran sich jeder beteiligte; darauf folgten Besprechungen, Auslegungen, lange lateinische Reden, in denen die Gelehrsamkeit von Marsilius und die Gewandtheit von Lorenzo glänzte. Der 29. November, als der Geburts- und Todestag des griechischen Philosophen, wurde als religiöses Fest gefeiert. Die Andächtigen gingen soweit, daß sie vom päpstlichen Hofe die Heiligsprechung Plato's verlangen wollten.

In diesem Kreise glänzte eine Weile der junge Pico de la Mirandola, welcher nur 31 Jahre alt werden sollte (1463 bis 1494). Er hatte sich zu sehr abgehetzt in seinem Eifer nach Wissenschaft; mit zehn Jahren hörte er sich als den ersten Dichter, den ersten Redner Italiens preisen; mit fünfzehn Jahren studierte er die Rechte und bereiste die Universitäten Europa's, sein wunderbares Gedächtnis damit übend und ermüdend, daß er Gedichte, welche er zum erstenmal gehört hatte, von hinten an, das heißt beim letzten Vers beginnend, wiederholte. Nach seiner Rückkehr hatte er alle menschlichen Wissenschaften auf 900 Propositionen reduziert und kündigte nun an, er wolle jeden Satz gegen jeden Doktor aufrechterhalten; Armen versprach er die Reise zu bezahlen. Mirandola war mithin eigentlich mehr ein Wunderkind als ein Genie: er gab den Gedichten Lorenzo's von Medici den Vorzug vor denen Petrarca's. Von den 22 Sprachen, welche er zu wissen vorgab, kannte er indes nur das Alphabet und die Anfangsgründe. Er war ein liebenswürdiger, leichtfassender, aufrichtiger Mann, welcher besonders darum bewundert ward, weil er als Prinz sich den Studien widmete. Durch Philosophie und Gelehrsamkeit schritt er leicht hindurch; von Großsprechern ließ er sich leicht bethören, durch Innocenz VIII. verdammen, dann ging er von Marsilius Ficinus zu Savonarola über. Er lebte zu wenig, zu kurz, flammte auf und verschwand wie ein Blitz.

Das war die platonische Akademie. Der Sprache leistete sie dauernde Dienste: das Italienische kam wieder zu Ehren. Die Humanisten hatten, wie sich nur zu sehr zeigte, dem Volke die vulgäre Sprache überlassen, und alles, was nicht Latein war,

verachtet. Für sie bot, wie schon bemerkt, die „Göttliche Komödie" nichts als ein Repertoire von mönchischen Abgeschmacktheiten, ein Buch, von dem Krämer und Apotheker Düten für ihre Waren und Gifte machen mochten. Als Filelfo seinen Zuhörern das Gedicht auslegte, bemühte er sich besonders, die dunkeln Stellen zu beleuchten. Das Volk allein fuhr fort, in toskanischer Sprache zu singen; man hat von Filelfo kirchliche und profane Lieder, jene strambotti und rispetti, welche die Gelehrten der Jetztzeit so begierig aufsuchen. Das Volk besaß überdies sein Theater und sein Epos, religiöse Festspiele und Rittergedichte. Als die Schriftsteller sich endlich entschlossen, ihm auf dieses Gebiet zu folgen, fanden sie den Stoff ganz bereit, und hatten nur ihre Kunst darein zu legen.

Der erste, welcher wagte, zu der Vulgärsprache zurückzukehren, war ein Venetianer, Leon Battista Alberti. Er war den andern seiner Zeit weit voran; ein schöner Kavalier, in allen Körperübungen sehr geschickt, pflegte er alle Künste und Wissenschaften, in denen seine Entdeckungen oft Staunen erregten; als Dichter war er oft viel zu frei, als Prosaiker oft zu sehr in den Latinismus versunken, doch wagte er das kühne Wort gelassen auszusprechen, die italienische Sprache stehe nicht unter der lateinischen. Neben ihm trat Leonardo da Vinci auf, ein Mann, welcher zu früh geboren ward, denn er wäre in den schönsten Zeiten der Renaissance eine würdige Erscheinung gewesen. Darauf kam Lorenzo von Medici, welchem daran lag, sich populär zu machen, weshalb er gerne die Sprache und den Accent des Volkes annahm, so besonders in der Satire „von den Trinkern" (Beoni), in seinen „Tanzliedern" (Canti da ballo) und in seinen „Karnevalsliedern" (Canti carnascialeschi)[1]), in welchen überall ein

[1]) Was Lorenzo trefflich verstand, war die Kunst, sich populär zu machen. Zwar hatte er seit 1478 eine Art Leibgarde im Palast, dazu war seine Frau eine Orsini, die zu den stolzesten Adelsgeschlechtern Italiens gehörten und sich nicht geringer als Könige und Kaiser dünkten; dennoch ging er in der Stadt nicht anders als seine Mitbürger. Wo es eine öffent-

hinreißendes, wildes Dichterfeuer loderte. Lorenzo war die Seele der Feste und stellte sich an die Spitze der Bachanalien, bei denen sich Gelehrte und Künstler unter das Volk mischten; man pflegte zu sagen, „die auf die Straße gefallenen toskanischen Gemeinheiten seien wieder in den Palast gestiegen und mit den verwilderten großen Herrn selbst zu großen Herrn geworden".

So entstand eine eigentliche Renaissance des Italienischen, deren Urheber Lorenzo von Medici, deren Dichter Poliziano war. Letzterer war 1454 zu Monte Pulciano geboren, daher sein Zuname, er hieß Angelo Ambrogini; er hatte tüchtig studiert und mit 16 Jahren eine Übersetzung von Homer begonnen, weshalb ihn Ficinus das homerische Kind nannte. Mit 29 Jahren wurde er Professor der griechischen und lateinischen Beredsamkeit und hatte neben Pico de la Mirandola und den Mediceern Fremde aller Nationen als Zuhörer. Bald darauf wurde er Kanonikus am Dome. Er sammelte die alten Texte, besonders die Pandekten; man hat ihn vielleicht als Kritiker wie als Gelehrten zu hoch gepriesen, aber als Dichter wie als Lehrer ist er alles Ruhmes wert. — Seine Eröffnungsreden in lateinischen Versen waren von vollendeter Formschönheit. Mit 18 Jahren hatte er schon griechische Verse gemacht. Das Schönste, was von ihm bekannt ist, sind seine Stanzen (le Stanze), welche er für ein Tournier von Giulio von Medici dichtete; es ist ein unvollendetes Werk oder vielmehr die Einleitung für ein Gedicht, welches schon beim zweiten Gesange aufhört, aber es hat eine so reine, frische und so wunderbar elegante Form, daß die Oktave (Boccaccio's Lieb-

---

liche Festlichkeit gab, da hatte er sie entweder angerichtet oder doch den größten Teil daran. Er mischte sich ins Gedränge und war für jedermann zugänglich. Er dichtete den Mädchen die Lieder, die sie zu ihren Tänzen auf öffentlichen Plätzen im Monat Mai zur Feier des Frühlings sangen. Alle Kinder kannten ihn; wer es bedurfte, dem kam er mit Rat und That zu Hilfe. Am hellsten aber glänzte er in den Augen der Jugend, wenn er seine prächtigen Karnevalsumzüge veranstaltete, zu denen er dann selbst wieder Gesänge schrieb. . . . Hermann Grimm: Michelangelo Bd. I S. 101.

lingsstrophe, welche bei ihrem Meister noch ziemlich ungeordnet war), durch ihn plötzlich die Einheit, Harmonie, Mannigfaltigkeit, Farbe und die höchste Grazie erlangte, wie sie seitdem von allen erzählenden Dichtern gefordert wird, welche nie etwas Besseres zu leisten, ihn nie zu erreichen vermochten. Seine Gedichte sind antik und doch florentinisch, so schön wie das Griechische und so wahr wie die Natur.[1]) Schade, daß diese so schön angelegte Natur sich zu den Füßen Lorenzo's von Medici setzte. Was ihn in etwas entschuldigt, ist, daß er diesen seinen Herrn wirklich liebte und ihm bei der Verschwörung der Pazzi das Leben rettete. Poliziano war sowohl im Lateinischen als im Italienischen der beste Dichter seiner Zeit, er starb jung.

Neben Lorenzo lebte auch ein epischer Hofnarr, Luigi Pulci, welcher die Gelehrten mit den Geschichten von Paladinen zu erheitern suchte, die auch das Volk interessierten. Er war ein Zeitgenosse von Boiardo und ein Vorgänger von Ariost; er wird uns beim „Rasenden Roland" wieder begegnen. 1431 zu Florenz geboren, folgte dieser Pulci seiner Natur und trieb sein Handwerk. Denkt Euch einen Hofnarren, welcher weinen kann! Er machte üble Tage durch, wurde von seinen Schuldnern aus Florenz verjagt und von ihnen sogar in seinem Asyl verfolgt. Er schrieb einen leichtfertigen Brief an Lorenzo, worin er andeutete, daß es ihm lieb wäre, wenn seine Schulden bezahlt würden; aber es scheint, daß Lorenzo, obwohl er der Prächtige hieß, diesem Wunsche keine Folge gab, — er liebte niemanden, nicht einmal den armen Pulci. Die ganze schöne Bewegung kam in den letzten Jahren des Jahrhunderts in plötzliches Stocken. Pulci starb zuerst 1487, Lorenzo 1492, Poliziano und Pico de la Mirandola 1494, Marsilius Ficinus 1499. Die Mediceer wur-

[1]) Wir teilen die Proben dieser Lieder nicht mit, welche im Original S. 226—229 italienisch und in französischer Übersetzung gegeben sind, da ihnen im Deutschen der unentbehrliche Wohlklang der Sprache gebricht und dadurch ihr Charakter nicht recht zur Geltung gelangt. D. Übers.

den gestürzt, und die Renaissance war in Gefahr, mit ihnen unterzugehen. Es erwachte in Florenz ein Verlangen nach Reform.

VI.

Inmitten dieses Karnevals, wo trotz der Verbrechen der Tyrannen ganz Italien nur Feste feierte, wo zu Neapel Pontano in italienischen und lateinischen Versen die heidnischen Vergnügungen des schönen, von den Göttern geliebten Landes besang, wo Masuccio in wildem, ungebundenem Dialekt Bilder darstellte, über welche ein Boccaccio sich entsetzt hätte; während in seltsamem Überschäumen der Leidenschaften und Lehren Unzucht und Grausamkeit ihre Orgien feierten und man doch zu den Füßen von Plato, ja von Jesu zu sitzen meinte, — ertönte plötzlich eine Stimme, welche Buße und Bekehrung predigte. Hieronymus Savonarola, ein Dominikanermönch (geb. zu Ferrara 1452), war 1488 nach Florenz gekommen und zum Prior des San Markusklosters ernannt worden.[1]) Er wagte es, Lorenzo den Prächtigen anzugreifen. Dieser versuchte zuerst, ihn an sich zu locken, und als ihm das nicht gelang, ließ er ihn reden, ja berief ihn dringend an sein Sterbelager. Der Mediceer hatte Blut auf dem Gewissen und bekannte es mit Todesangst. Der Mönch sprach: „Gott ist gut, Gott ist barmherzig! Aber dreierlei verlangt er von Dir.“ „Und was ist das?“ „Erstens einen wahren, lebendigen Glauben an die Barmherzigkeit Gottes.“ „Den habe ich.“ „Zweitens mußt Du das unrecht erworbene Gut zurückgeben oder Deinen Söhnen befehlen, daß sie es zurückgeben.“ Das schien Lorenzo verwunderlich, doch gab er durch ein Nicken des Kopfes seine Zustimmung. Darauf erhob sich Savonarola

[1]) Man könnte diesen zartgebauten, einsamen, nur auf sich selbst beruhenden Charakter eine fleischgewordene Idee nennen, denn der Wille, der ihn beseelte, vorwärts trieb und aufrecht hielt, ist so rein aus jeder seiner Handlungen zu erkennen, daß die Erscheinung der wunderbaren, einseitigen Kraft etwas Schauerliches an sich hat. . . .

Hermann Grimm: Michelangelo Bd. I S. 112.

und sprach: „Endlich aber mußt Du dem Volke von Florenz seine Freiheit zurückgeben.“ Der Sterbende antwortete nichts, sondern wandte dem Beichtvater den Rücken zu, welcher ihn verließ, ohne ihm die Absolution gegeben zu haben.[1])

1494 verkündigte der Mönch von San Marco während der ganzen Fastenzeit das Kommen eines neuen Cyrus, welcher Italien durchziehen werde, ohne eine Lanze zu brechen. War das eine wirkliche Prophezeiung oder ein einfaches Prognostikon, oder nur eine beredte Drohung? In jedem Falle behielt Savonarola Recht. Karl VIII. landete in Italien und lagerte vor den Thoren von Florenz, wo der Prior ihn also anzureden wagte: „Allerchristlichster König, Du bist ein Werkzeug in der Hand des Herrn, welcher Dich gesandt hat, um die Leiden Italiens zu lindern, wie ich es schon manches Jahr vorhergesagt habe, Du sollst die Kirche erheben, welche niedergeschmettert am Boden liegt. Aber wenn Du nicht gerecht und barmherzig bist, wenn Du nicht der Stadt Florenz, nicht ihrer Frauen, nicht der Bürger, nicht der Freiheit schonst, wenn Du der Aufgabe vergissest, für die der Herr Dich schickt, dann wird er einen andern Mann erwählen, gegen Dich seine Hand ausstrecken und Dich mit schrecklichen Plagen strafen. Das alles sage ich Dir im Namen des Herrn.“

Bald darauf war unter der Leitung des Dominikaners die Republik Florenz wiederhergestellt, und der Mönch erwies sich als ein sehr geschickter Politiker. Guicciardini, welcher sich darauf verstand, rühmt seinen Geist und erklärte ihn als den Vater des Vaterlandes. Savonarola hatte aber selbst zur Zeit seiner Triumphe Zeiten der Traurigkeit und der Angst, welche an ihm zehrten. Einst predigte er über die Worte: Lobet den Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich. Das Volk

[1]) In italienischer Sprache hat Pasquale Villari la storia di Girolamo Savonarola e de suoi tempi erzählt, in deutscher ist das Leben und Sterben Savonarola's von dem Dichter Nikolaus Lenau in herrlichen Bildern dargestellt, besonders auch die Szene von Lorenzo's Sterben.

war in Menge herbeigeströmt und erwartete ein Danklied, Savonarola aber sprach:

„Ein Jüngling ging aus seinem Hause, um auf dem Meer zu fischen, und der Herr der Barke führte ihn während des Fischens hinaus auf die hohe See, von wo man keinen Hafen und kein Ufer mehr sah, so daß der Jüngling anfing laut zu jammern. O Florenz! Der, welcher laut jammert, steht auf dieser Kanzel. Ich wurde aus meiner Heimat hinausgeführt in den Hafen des Glaubens (das Kloster), wo ich mit 23 Jahren einlief, mit keinem andern Wunsche, als hier Ruhe und Frieden zu finden, nach dem mein Herz allein verlangte. Aber als ich die Fluten der Welt sah und anfing, durch Predigen einige Seelen zu gewinnen, und darin Freude fand, führte mich der Herr hinaus auf die hohe See, von wo ich jetzt keinen Hafen mehr sehen kann. Undique sunt angustiae. Vor meinen Augen ist nichts als Angst und Sturm, hinter mir keine Bucht, und der Wind treibt mich immer weiter. Zu meiner Rechten sind die Erwählten, welche um Hilfe rufen, links die Dämonen und bösen Menschen, die uns angreifen und erregen; über mir sehe ich die ewige Tugend (la virtù eterna), zu der die Hoffnung mich treibt; unter mir die Hölle, welche ich als Mensch zu fürchten habe, weil ich ohne Gottes Hilfe sicher darein stürzen würde. . . . Was, o Herr! wird der Lohn sein für den, welcher solchen Kampf siegreich gekämpft hat? Etwas, das kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, die ewige Seligkeit. Und was ist sein Lohn auf dieser Welt? — Der Knecht ist nicht über seinen Herrn, antwortet Jesus Christus. Du weißt, daß ich gekreuzigt wurde, nachdem ich gelehret hatte, und auch auf Dich, auf Dich wartet das Märtyrertum. O Herr! Herr! gewähre es mir bald, dieses Märtyrertum, und laß mich für Dich sterben, wie Du für mich gestorben bist! Das Messer ist ja schon geschliffen. . . . Der Herr aber sprach zu mir: Warte, warte noch ein wenig, bis daß komme, der da kommen soll. Dann wirst Du die Kraft des Geistes beweisen, welche Dir gegeben

werden wird." Nach diesen Worten nahm der zukünftige Märtyrer den Text wieder auf: „Lobet den Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich!"

Zugleich sang er in der Volkssprache jene geistlichen Loblieder (Laudi spirituali), welche selbst die Gottlosesten und Raffiniertesten nachzusingen und nachzuahmen wagten:

Se volete Jesù regni
Per sua grazia in vostro core,
Tutti gli odii e pravi sdegni
Commutate in dolce amore;
Discacciando ogni rancore,
Ciascun prenda in se la pace:
Questo è quel che a Gesu piace
Su nel cielo e qui nel core.[1])

Mochte Savonarola indessen auch Verse machen, — er vernichtete die von andern mit der Erinnerung, daß Plato aus seiner Republik alle Dichter verbannt habe, und gab Plato Recht.[2]) Als er der sittliche Diktator, der Reformator von Florenz war, begnügte er sich nicht damit, den Freigeistern und Parteigängern der Mediceer den Krieg zu erklären, sondern er erregte das Volk als gewaltiger Redner und Polemiker durch Schriften und Predigten gegen das Verderben der Kirche, gegen die Schamlosigkeit der Wissenschaft,

---

[1]) Soll Jesus in Euern Herzen mit seiner Gnade regieren,
Dann muß sich aller Haß und Zorn in süße Liebe verwandeln!
Verjaget allen Haß, lasset Euch mit Frieden erfüllen,
Daran hat Jesus im Himmel und auf Erden Wohlgefallen.

[2]) Die Schriften und Predigten Savonarola's und die gleichzeitig geschriebenen Tagebücher des Buccardo und des Paris de Grassi bilden einen Gegensatz, wie er nicht größer gedacht werden kann. Dort die Blüte religiöser Begeisterung, hier die Fragen des Zeremoniells, der größten Geheimnisse und Erlebnisse des Vatikans. Dort hinreißende, heroische Beredsamkeit einer Natur, die in Sprüngen einer gewaltsamen Katastrophe entgegeneilt, hier ein Auge auf chinesisch starre Äußerlichkeiten, in deren eifersüchtige Beobachtung die Seele sich langsam hineinversteinert.

Hermann Grimm: Michelangelo Bd. I S. 77.

gegen das Heidnische der Künste. Als Inquisitor und Staatsumwälzer in Einer Person feierte er zweimal den Karneval durch düstere Prozessionen[1]) um einen Scheiterhaufen her, auf welchem man „alle Eitelkeiten", auch die bis dahin geduldeten, wie den Dekameron von Boccaccio, verbrannte. Aber die Bücher, welche man verbrennt, rächen sich immer. Savonarola ging von einer Kirche zur andern und donnerte gegen das von Rom gegebene Ärgernis. Der Papst befahl ihm, zu schweigen, er gehorchte nur einen Augenblick und sprach dann um so lauter. Er wurde exkommuniziert, er legte die Kutte ab, der Bannstrahl verflog in der Luft gleich erloschener Asche. Den Kardinalshut hatte er abgelehnt und ganz laut bekannt: „Ich rede im Namen Gottes." War er schon Luther?[2]) — Unter den Zuhörern des Mönches waren zwei Jünglinge, welche bald einen großen Namen erlangten; der eine, Michel Angelo Buonarroti, hörte begierig zu, der andere

[1]) Wie einst das Christentum sich der alten heidnischen Feste bemächtigte und sie, statt sie auszurotten, an sich riß, so verfuhr jetzt Savonarola. Es sollten Umzüge gehalten, Gaben erbettelt und Bäume verbrannt werden, das Volk sollte tanzen um sie her, aber alles in höherem Sinn, wie er es erdachte und anordnete. Kinder gingen durch die Straßen, klopften an die Thüren und baten mit sanften Worten um „Gegenstände der Verdammnis", die zur Ehre Gottes verbrannt werden sollten. Statt der lustigen Aufzüge erfolgten Prozessionen mit frommen Liedern. Am letzten Tag war dann der Aufbau einer Pyramide, errichtet aus den Ergebnissen der Sammlung. Musikinstrumente, Bücher mit Liebesgedichten, Bilder, Putz, Parfüms, kurz was von unheiligen Überflüssen des täglichen Lebens erdacht werden kann, türmte sich hier in den wertvollsten Exemplaren zum Verbranntwerden. Hier war es auch, wo Fra Bartolomeo und Lorenzo da Credi ihre eigenen Arbeiten den Flammen übergaben, wo kostbare Ausgaben des Petrarca und Virgil zerstört wurden. Hermann Grimm: Michelangelo Bd. I S. 157.

[2]) Savonarola drängte auf eine totale Änderung der Dinge. Geistig und politisch wollte er die Stadt umschmieden. Er deutete unablässig auf die wunden Stellen. Er hatte das Größte, eine Umgestaltung Italiens im Auge und fing beim Kleinsten, beim Herzen jedes einzelnen seiner Zuhörer mit der Reform an. Er predigte Güte und Versöhnlichkeit, aber wehe denen, die seinen Worten nicht Folge leisteten.

Hermann Grimm: Michelangelo Bd. I S. 149.

war mehr erstaunt als hingerissen, und schüttelte den Kopf. Dieser hieß Nikolaus Machiavelli. Er konnte nicht begreifen, daß dieser Mann mit der seltsamen heftigen Sprache, welcher gegen die Priester vorging, wie es sich kein Hund gefallen ließe, eine so große Autorität in Florenz erlangt haben sollte.[1]) Der künftige Verfasser des Buches von der unbeschränkten Fürstenmacht war scharfsichtig genug, um sich zu fragen, wie diese Bewegung enden werde? Die Anziehungskraft, welche Savonarola auf Michel Angelo ausübte, zeigte den Glauben des strengen Patrioten; der Zweifel von Machiavell stammt aus Savonarola's Opposition gegen die Renaissance. Männer wie Luther haben nur bei den Gläubigen Erfolg. Savonarola hatte nicht die Kraft, ein ganzes Volk unter der Disziplin des Evangeliums zu erhalten, zumal in einem Lande, in welchem schon Ariost, Rafael und Leo X. geboren waren. Er rührte nicht an die Dogmen und erklärte sich immer als treuen Katholiken; vielleicht trat er in die Fußstapfen von Arnold von Brescia, Cola di Rienzi, nach einzelnen Seiten hin von Jacopone de Todi; aber Reformator konnte er nicht werden. Er besaß die Inspiration und Intuition eines Propheten, und die Autorität, welche die Massen aufregt; man kann sagen, er sei ein Heiliger gewesen; aber die Zeit bedurfte nicht der Heiligen, sondern der Männer. Savonarola erlitt die Todesstrafe wie sein göttlicher Meister, aber er hinterließ keine Apostel; Michel Angelo las ihn bis ins Alter, aber er ging einen andern Weg.

VII.

Philipp von Commines hatte 1495 Savonarola in Florenz gesehen. Er schreibt darüber: „Ich habe vergessen zu sagen, „daß, als ich dem König (Karl VIII.) nach Florenz vorausgereist „war, ich einen Predigermönch namens Bruder Hieronymus be„suchte, welcher in einem reformierten Kloster wohnte und, wie

[1]) Der Brief, welcher diesen Satz enthält, ist das erste Schriftstück, das von Machiavelli bekannt ist.

„man sagte, ein sehr heiliges Leben führte und schon 15 Jahre „an diesem Orte lebt. Die Ursache, warum ich ihn besuchte, war, „daß seine Predigten bei dem Könige in großer Gunst standen, „und daß auf sein Wort hin die Florentiner sich nicht gegen uns „gewandt hatten; denn nie hat sonst ein Prediger solches Ansehen „in der Stadt genossen. Er hatte das Kommen des Königs „immer vorausgesagt (etwas, das nie weder mündlich noch schrift„lich je bestritten wurde), und versichert, er sei von Gott gesandt, „um die Tyrannen Italiens zu strafen, und niemand könne ihm „widerstehen, noch gegen ihn kämpfen. Auch hatte er gesagt, er „werde nach Pisa kommen, und an dem Tage, wo er dort ein„ziehe, werde der Staat von Florenz sterben; und das geschah. „Denn an diesem Tage wurde Pietro di Medici verjagt. Und „viele andere Dinge hatte er voraus verkündigt, ehe sie geschahen, „wie den Tod von Lorenzo di Medici; er hat öffentlich gesagt, „er habe das durch Offenbarung. Er predigte auch, daß der „Kirchenstaat durch das Schwert werde reformiert werden. Das „nun ist noch nicht geschehen, aber es war nahe daran, und er „behauptet es noch immer. Viele tadelten ihn, weil er sagte, „er habe das durch Offenbarung, andere glaubten ihm. Was „mich betrifft, so halte ich ihn für einen braven Mann."

Das war der Eindruck, den Philipp von Commines von dem Pater Hieronymus empfangen. Ohne sich für ihn zu begeistern, beurteilte er ihn weder als Ketzer noch als Bösewicht, wie „viele der Stadt" es thaten. Als später Commines den Tod von Savonarola erzählt, fügt er ruhig hinzu: „Was ihm „zur Last gelegt werden kann, ist, daß er die Stadt veruneinigt, „und daß er als Prophezeiung ausgab, was er von seinen Freun„den wußte, die im Rate waren. Ich will ihn weder verteidigen „noch entschuldigen; ich weiß nicht, ob sie wohl oder übel thaten, „ihn umzubringen; aber er hat vieles Wahre vorausgesagt, was „niemand in Florenz wissen und ihm sagen konnte." Das ist der Ton des Geschichtsschreibers; man sieht den großen Schritt, welchen Frankreich von Froissart zu Commines gemacht hat. Man hat

sich von den Ritterchroniken zur aufmerksamen, überlegten, klugen Aufzeichnung von Denkwürdigkeiten erhoben. Der Erzähler ist bereits Kritiker und hat beschlossen, nichts zu erzählen, „was nicht wahr ist, was er nicht selbst gesehen, oder von großen glaubwürdigen Männern gehört hat". Seine Beredsamkeit ist keineswegs vollkommen, aber das, was er sagen will, nachdem er die Menschen von Nahem gesehen, sagt er, ohne im Stil oder Urteil schwülstig zu sein. Von Ludwig XI. sagt er: „Bei ihm und bei allen andern Fürsten, denen ich diente, habe ich Böses und Gutes gefunden, denn sie sind Menschen wie wir; Gott allein ist vollkommen."

Zu eben jener Zeit brach Frankreich auf dem Theater mit der alten Form der Mysterien, der Moralitäten, der Possen, und schon vor 1470 tauchte in „Meister Peter Pathelin" das moderne Lustspiel auf. Die Poesie entkleidete sich der Allegorien und mutwilligen Streiche, durch Villon war der Weg gebahnt, darauf man gehen, singen, lachen konnte, wenn man heiter, weinen, wenn man traurig war; Villon zeigte uns das menschliche Herz, das bald freudig schlägt, bald zittert und blutet. Der gute Villon glaubte einmal mit seinen Gefährten gehängt zu werden und befang darum diese Todesart in einer Ballade:

„Ihr Brüder, die Ihr nach uns lebet, verhärtet Eure Herzen nicht gegen uns, denn wenn Ihr mit uns Mitleiden habt, wird Gott gegen Euch barmherzig sein. Ihr seht uns zu fünf oder sechs hier hängen; wenn das Fleisch, für das wir zuviel gesorgt, schon längst verfault und verzehrt ist, und wir nur noch Knochen, Staub und Asche sind, dann soll niemand über unsere Leiden lachen, sondern Gott bitten, daß er sich unser erbarme."

„Verachtet uns nicht Brüder, wenn uns auch die Gerechtigkeit hieher gebracht hat. Ihr wißt ja, daß kein Mensch immer das Rechte thut; darum bittet für uns Sünder bei der Jungfrau Maria, daß ihre Gnade uns vor dem hölliſchen Feuer bewahre. Wir sind tot, möge nur die Seele nicht verderben, — bittet zu Gott, daß er uns die Schuld erlasse."

„Der Regen hat uns gewaschen, die Sonne geschwärzt und getrocknet; Krähen und Raben haben uns die Augen ausgehackt und den Bart und die Augenbrauen ausgerissen. Nie und zu keiner Zeit kommen wir zur Ruhe, dann und wann, wenn der Wind uns hin und her schaukelt, kommen noch mehr Vögel und zerhacken uns gleich Fingerhüten. Bleibt denn unserer Brüderschaft ferne, aber bittet zu Gott, daß er uns allen die Strafe erlasse."

„Herr Jesu, der Du Herr über alles bist, gib, daß die Hölle nicht Herr über uns werde und wir nichts mit ihr zu thun haben. Ihr Menschen, spottet nicht über uns und bittet Gott, daß er uns die Sünden erlasse."

Inzwischen schritt Spanien langsam vorwärts, es wartete auf Karl V., bereitete sein Theater vor und fing bereits sein Drama „Cölestine" an, ein Drama von 21 Akten, auf das wir später zurückkommen werden. England blieb in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts noch unfruchtbarer als in der ersten. Daß Caxton Bücher druckte, war alles. Nur in Schottland gab es Dichter: Heinrich der Minstrel (Blind Harry), wie man ihn nannte, reimte 12000 elfsilbige Verse auf William Wallace, ein rauhes, aber kräftiges Gedicht; Robert Henryson, ein Mönch nach den einen, ein Schulmeister nach den andern, setzte Chaucer in dem „Testament von der schönen Creseïde" (Testament of faire Creseïde) in ziemlich guten Versen fort, aber brachte nichts neues in die Poesie. Dann kamen zwei Männer, deren Leben bis in das nächste Jahrhundert reichte: Gawin Douglas, Bischof von Dunkeld, ein Staatsmann und gelehrter Dichter, der mehr Energie als Grazie, mehr Gedanken als Kunst besaß. Er war der erste, welcher die klassischen Werke übersetzte: seine „Äneide" in heroischen Versen ist durch originelle einleitende Prologe belebt. Der zweite, William Dunbar, galt als der erste schottische Dichter seiner Zeit. Zuerst Bettelmönch, dann Höfling und Genosse eines verschwenderischen Prinzen, zeigte er in Geist und Feder eine seltene Fertigkeit im Versemachen. Er war ein Mann von Einbildungs-

kraft, welcher sich in etwas lebhaften Allegorien gefiel. Die englischen Anthologien erlauben nicht, sein Hauptwerk (the Daunce) zu zitieren, worin er die sieben Todsünden tanzen läßt. Schottland gebrauchte seinen Dialekt, welcher danach strebte, sich vom englischen loszulösen, nur in der Dichtkunst. Das Land besaß schon zwei Universitäten: die von St. Andrews seit 1411 und die von Glasgow seit 1450.

In Deutschland war die Ritterpoesie vollends erstorben. Am Schluß des Jahrhunderts versuchte Kaiser Maximilian, ein gekrönter Dichter, das Rolandsroß wieder hervorzuholen und ließ sich im Theuerdank sogar als das Vorbild des Rittertums malen. Dieses Gedicht verdankte jedoch seinen Erfolg hauptsächlich der Ausgabe, welche in Nürnberg davon gemacht wurde. Die schönen großen Buchstaben wurden dazu expreß gegossen und auf Pergament gedruckt, die prächtigen Holzschnitte dazu machte Hans Schäuffelein, ein Schüler von Albrecht Dürer. So mußte die neue Kunst die erstorbene Poesie einbalsamieren.

Dagegen erblühte immer mehr die „bürgerliche Poesie". Auf die ritterlichen Minnesänger folgten die Meistersänger. Diese bildeten eine Innung, waren bestimmten Gesetzen unterworfen und standen unter einer Amtsstube von drei „Anschreibern", welche ein Kollegium für Zensur und Lesung bildeten. Der Erfinder eines neuen „Tones" erhielt als Preis ein silbernes Standbildchen von König David. Es gab einen Kodex, die „Anweisung" oder „Tabulatur", in welcher alle Verfehlungen, in der Zahl von 34, vorgesehen waren: Fehler gegen die Grammatik, den Versbau, die Musik, die Logik; denn die Anschreiber kontrollierten die Meinungen. Alles war in Klassen geteilt: der Gesang, die Strophe, der Rhythmus, die Melodie; man hätte es eine lyrische Manufaktur nennen können. Wir dürfen nicht darüber lachen; es ist das der Gesang der Arbeit, die einfache Poesie des Volkes, welche seine laute Freude und seine tiefe Rührung in aller Naivetät ausdrückt. Was schadet es, daß man den guten heiligen Gambrinus feiert, weil er neues Bier schenkt, oder den heiligen Martin, weil er die

Fässer mit Wein füllt. Der Gesang hatte aufgehört, aristokratisch zu sein und war Volkseigentum geworden. Der Stoff war frisch und wahr, die Weisheit der Gasse und der Werkstätte verhöhnte das alte, kindisch gewordene Rittertum. Worte und Musik stimmten überein, wurden und blieben populär. Noch zu Uhland's Zeit gab es etliche Meistersänger, so noch 1839 vier zu Ulm. Man sagt, sie haben die Feststellung der Sprache aufgehalten, indem sie zum Dialekt zurückkehrten. Aber was wäre ohne sie aus der deutschen Sprache vor Luther geworden? Die Sachverständigen sollen darauf antworten; gewiß ist nur, daß in dieser Zeit bei Villon, bei den Dichtern der englischen Balladen, bei den Meistersängern Deutschlands, wie bei Lorenzo di Medici und seinem Hofe die Poesie dahin neigte, von den Schlössern auf die Märkte hinabzusteigen und sich am Herde der einfachen Leute niederzusetzen. Sollen die lyrischen Bürger von Nürnberg, Augsburg, Ulm und von so vielen fleißigen, fröhlichen Städten aufgeführt werden? Ihrer ist Legion, und es bedürfte deutscher Geduld, sie aufzuzählen.

Die drei „Hans", alle drei von Nürnberg, genügen, um die andern kennen zu lernen. Der erste, Hans Rosenblüt (nicht, wie man sagte, ein Dominikanermönch, sondern ein Wappendichter), war ein tüchtiger Trinker; sein Zeitgenosse Lorenzo der Prächtige hätte ihn unter die Zahl der beoni aufgenommen. Alles, was man von ihm an Liedern kennt, ist Weingruß oder Weinsegen betitelt:

Nu gesegen dich Gott, du allerliebster trost!
Du hast mich oft von groszen durst erlost,
Du jagst mir all mein sorge hinwegk
Und macheſt mir alle mein glieder keck ꝛc.

Nun grusze dich Got, du lieber trunck!
Ich was dir holt, da ich war jungk:
So will ich im alter nit von dir weichen;
Ich will dir nacht und tag nachschleichen,
Und wo du biſt, da bin ich gern.

Es ist in diesen Liedern nicht die Bacchantenwut von Poliziano, es ist die sentimentale, fast frömmelnde Trunksucht. Hans Rosenblüt, zubenannt der Schlepperer (Schwätzer), erzählte ganz hübsch und brachte in die Dialogen einige Lebhaftigkeit. Der zweite Hans, Hans Foltz (oder Volz), war zu Worms geboren, lebte aber in Nürnberg, war seines Zeichens ein Barbier, daneben Wundarzt und ein wenig Mediziner, lebte am Ende des Jahrhunderts und schimpfte wie alle seine Zeitgenossen gerne über die Priester und die Weiber; man hat aber auch rührende Verse über das häusliche Leben von ihm.

Darmit vater, muter und kint
Inein gelipt werden also,
Das größer lib nymant enpfint.

Der dritte und berühmteste der drei war Hans Sachs, welcher dem folgenden Jahrhundert angehört, den man aber von seinen Namensvettern nicht loslösen kann. Er lebte sehr lange, von 1494—1576, war Schuhmacher, Pädagoge, gründete eine Sängerschule in Frankfurt, durchreiste Deutschland zu Fuß und kehrte endlich nach Nürnberg, wo er geboren war, zurück; er war, noch als ein Mann von achtzig Jahren, obgleich taub und beinahe stumm, mit seinem weißen großen Bart eine ehrwürdige Erscheinung. Unglücklicherweise schrieb er viel zu viel und über zu vielerlei mit weichlicher, geschwätziger Leichtigkeit. Man hat seine Arbeiten berechnet; es sind darunter übersetzte und in Musik gesetzte Psalmen, Übersetzungen von einem Teil des Alten und beinahe des ganzen Neuen Testaments, 26 geistliche Lust- und 27 geistliche Trauerspiele, 52 weltliche Lust- und 28 weltliche Trauerspiele, 64 Fastnachtscherze, 59 Fabeln, 116 Erzählungen, 307 geistliche und weltliche Gedichte, 197 witzige Einfälle, im ganzen 6048 Stücke. Alles ist schnell gearbeitet, gut bürgerlich, ohne dichterischen Schwung; nur wenn Hans Sachs für Luther sang oder den religiösen Ton anschlug (denn er war ein Anhänge rder Reformation), dann erhob er sich. Das Lied ist von ihm:

Warumb betrübſt Du Dich, mein hertz,
Bekümmerſt Dich und tregeſt ſchmertz,
Nur umb dz zeitlich gut?
Vertraw Du Deinem Herrn und Gott
Der alle ding erſchaffen hat.

Er kan und wil Dich verlaſſen nicht,
Er weyſz gar wol, was Dir gebricht,
Himmel und Erdt iſt ſein.
Mein Vater und mein Herre Gott,
Der mir beiſteht in aller not.

Weil Du mein Gott und Vatter biſt
Dein kind wirſt Du verlaſſen nicht,
Du vätterliches hertz!
Ich bin ein armer erden klosz
Auf Erden weiß ich keinen trost.

Der Reich verlest ſich auff ſein zeytlichs gut
Ich aber will Dir vertrawen, mein Gott:
ob ich gleich werdt veracht,
ſo weisz ich und glaub veſtiglich:
wer Dir vertraut, dem mangelt nicht!

Das wäre ganz ſchön, aber es zieht ſich ſo durch vierzehn Verſe fort! Indeſſen hat Hans Sachs und die Sprache mit ihm, dank Luther, Fortſchritte gemacht.

Wir kehren indeſſen zu dem 15. Jahrhundert zurück. Während die Meiſterſänger ihre lyriſche Induſtrie betrieben, kämpften die Schweizer Schlachten, um ihre Freiheit zu wahren, und es fanden ſich unter ihnen Dichter, welche die Siege der Nation beſangen.

1476 feierte Veit Weber, ein wandernder Poet, der aus Freiburg gebürtig und dort wohlbekannt war,[1]) die für den Herzog von Burgund ſo verhängnisvolle Schlacht bei Murten.

[1]) Veit Weber ouch iſt er genannt
zu Friburg im Brisgauve
iſt er gar wohl erkannt.

Die Erzählung ist eine Art Totenklage, worin die Thatsachen einfach wiedergegeben werden. Manchmal indes klingt der Ruf des Triumphes durch:

Min hertz ist aller frödden voll,
Darumb ich aber singen sol
und wie es ist ergangen.

Die Geschichte beginnt damit, wie „der Hertzog von Burgunn genannt", in aller Hast nach Murten eilt, um die Schmach von Grandson zu rächen; die Eidgenossen kommen der belagerten Stadt zu Hilfe; der Kampf findet an einem Samstag des Jahrs 1476 statt (diese Dichter vergessen nie das Datum).

Do man zahlt von Christ fürwar
tusend vierhundert und sibentzig jar
Und das sechst was kommen
an einem samstag ich üch sag.

Es war ein blutiges Aufeinanderstoßen; die Schweizer thaten ihre Pflicht mit einer Tapferkeit, die durch das ganze Lied klingt:

Jeglicher truog sin paner starck,
dahinter sich auch nieman verbarg,
sy hatten mannes muote.
Vit Weber hat dis lied gemacht;
er ist selbs gewesen an der schlacht.

Noch naiver und ungeglätteter als die der Meistersänger waren die Lieder des niederen Volkes, welches sich nicht auf die Tabulatur verstand. Die Schüler und die Gelehrten hatten ihre Lieder in einem mit Deutsch untermischten Latein; sogar in die lateinischen Hymnen der Liturgie schlich sich hin und wieder das Idiom des Volkes. Es war noch die Zeit der Sinnsprüche, der Priameln und des Romans von „Reineke Voß". Die Priameln sind eine Art Epigramm, das durch Aufzählung fortschreitet:

wer baden wil ainen rappen weiß,
und daran legt sein gantzen fleiß,
und an der sunnen schne wil derren,
und windt wil in ain küsten sperren,

und unglück wil tragen fayl,
und alle wasser wil binden an ain seil,
und einen kalen wil bescheren,
der tut, das da unnutz ist, gern.

Reineke Voß war eine Zusammenfassung von Fabeln, aus dem Mittelalter stammend, welche 1498 zu Lübeck ihre endgültige Form erhielt. Zuletzt warf die Satire, welche in dem Tierepos noch verhüllt war, Reineke und Isegrimm den Pelz ab und sprach so offen, daß damit das Ende der alten Welt angekündet ward. Gegen das Jahr 1480 lebte in Sachsen jener närrische Bauer Till Eulenspiegel, welcher so impertinent über die großen Herren schmähte. Ernsthafter und gelehrter schiffte die Satire die ganze menschliche Familie auf dem Narrenschiff von Sebastian Brant ein.

Mit ihm betritt die Renaissance den deutschen Boden. Es gab damals in Straßburg eine humanistische Schule, welche den Italienern von ferne folgte, nicht im Kultus der Form und der Schönheit, aber im strengen Studium der Alten, worin Wimpheling unterrichtete. Auf ihn folgte Sebastian Brant und Thomas Murner. Ersterer war Laie, der andere Franziskaner, beide waren sie Satiriker und dabei gute und treue Katholiken, besonders der letztere, welcher später Luther angriff. Ein populärer Prediger war Geyler von Kayserberg, welcher zu gleicher Zeit in seinem Elsaß begann, was in Frankreich Menot, Gaillard und Pepin versuchten; er machte die Beredsamkeit zum Gemeingut. Frei geworden von den alten Formen, brachte er die Satire auch auf die Kanzel und umschrieb das Narrenschiff von Brant. Aller dieser Aufwand von Gelehrsamkeit, Kritik, Zensur und populärer Rhetorik diente der kommenden Reformation; es waren die Schlagwellen, welche den Riesen an das Ufer spülten, und dann „wich die Welle, die ihn gebracht, entsetzt zurück."

Sebastian Brant z. B. war nicht nur ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter und Humanist, welcher die besten lateinischen Verse

schrieb, die man damals in Deutschland machte (es will das nicht eben viel heißen), und welcher durch seine anerkannten Vorzüge Syndikus und Kanzler von Straßburg wurde, sondern er war auch ein aufrichtiger Anhänger des Papsttums, welcher sich auch in die Theologie mischte, die unbefleckte Empfängnis behauptete und damit „die Gottlosigkeit der Feinde der Jungfrau entlarven" wollte. Sein „Narrenschiff", welches gegen das Ende des Jahrhunderts erschien, war eine Satire, welche vom Geist der neuen Zeit ganz durchdrungen ist. Es handelt sich um ein Schiff (es hätte aber eine Flotte sein müssen), auf welchem alle Narren der Welt sich in das Schlaraffenland Narrengonien einschiffen; aber die Passagiere steuern ohne Kurs, verlieren das Steuer und leiden an Klippen Schiffbruch. Diese Reise sollte der Gegenstand der Satire sein; aber Brant hielt sich nicht daran, vergaß seinen vielleicht zuletzt geschriebenen Prolog, verwandelt das Schiff in einen Narrenwagen, die Schiffahrt in einen Tanz und läßt die Persönlichkeiten in einer Unordnung vorüberziehen, wie es kein Künstler sich erlaubt hätte. Er spricht ein sehr rauhes Elsässer Deutsch und versifiziert und reimt ganz erbärmlich, weder besser noch schlechter als seine Zeitgenossen, aber er geißelt seine Zeit mit fürchterlichem Ernst und Kühnheit. Jeder erhält seinen Peitschenhieb, der Priester, der Fürst, der Magistrat, der Gelehrte, der schwatzhafte, stolze Professor, welcher sich als Doktor fühlt, weil er ein rotes Kleid trägt; der Kaufmann, dessen Bude dunkel, weil seine Elle zu kurz ist, der Prozeßkrämer, der Spieler, der Jäger, der Arbeiter, der Bauer, der Bettler, die Köchin, jeder mit dem Laster oder der Dummheit gezeichnet, die ihm eigen ist; der Verfasser vergißt nicht einmal sich selbst.

Den vortanz hat man mir gelan,
Dann ich on nütz vil bücher han,
Die ich nit lyß und nit verstan.

So ist diese etwas ungeordnete Satire, welche Gegenstände aller Art behandelt; oft sehr grob gesalzen, bietet sie sehr oft auch eine gesunde, kräftige Nahrung.

Denn Anfang, Mittel, Ende der Ehre
Entspringt allein aus guter Lehre.
Ein löblich Ding ist's edel sein,
Es ist aber fremd und nicht Dein,
Es kommt von Deinen Eltern her.
Ein köstlich Ding ist Reichtum gar,
Aber das ist des Glückes Fall,
Das auf und ab tanzt wie ein Ball.
Ein hübsches Ding der Welt Glorie ist,
Doch unbeständig, dem allzeit etwas gebricht,
Schönheit des Leibs man viel acht't,
Währt etwa doch kaum über Nacht;
So ist auch Gesundheit sehr lieb,
Und stiehlt sich weg doch, wie ein Dieb;
Große Kraft achtet man für köstliche Hab',
Nimmt dort von Krankheit und Alter ab.
Darum ist nichts untötlich mehr
Und bei uns bleibend als die Lehr'.

Diese Stelle wird heutzutage von niemanden angefochten werden. Auf mehr Widerspruch möchte das Lob der in unserer Zeit so verachteten Armut stoßen, welches Brant anstimmt, indem er behauptet, alles, was es Großes gebe, komme von ihr.

Armut hat gegeben Fundament
Und Anfang allem Regiment;
Armut hat erbauet alle Städt,
Alle Kunst Armut erfunden hat;
Bei allen Völkern auf der Erd'
Ist Armut lang gewesen wert;
Voraus die Griechen dadurch hand
Viel Städt' bezwungen, Leut und Land....
Nichts war auf Erden je so groß,
Daß es nicht zuerst aus Armut floß;
Das Römische Reich und sein hoher Nam'
Anfänglich aus Armut herkam.

Brant fügt selbstverständlich hinzu, daß wenn Reichtum ein Glück wäre, Jesus nicht unter den Allerärmsten geboren wäre. Diese Ansicht konnte Rom nicht gefallen. Dort sah man in allem

Opposition, selbst bei denen, für welche die Dogmen heilig blieben. Als der elsässische Dichter mit ungewöhnlicher Kraft ausrief:

Betrüger sind und fälscher vil,
Die tönen recht zum narren spiel,
Falsch lieb, falsch rott, falsch frünt, falsch gelt,
Voll untruw ist yetz gantz die welt,

zählt er unter der Bande auch die falschen Priester, „die Wölfe in Schafskleidern", auf. Als später die Reformation Boden gewann, fügte er allerdings hinzu, er habe die Hauptbetrüger vergessen, die, welche den Glauben verfälschen und ihre eigenen Fündlein und Ansichten der heiligen Schrift unterlegen. Aber es war zu spät; die ersten Axtschläge hatten getroffen und die toten Zweige rissen im Fallen den ganzen Baum mit sich, der nun am Boden lag.

Das „Narrenschiff" hatte einen ungeheuern Erfolg: man übersetzte es ins Lateinische, um es zu verbreiten, und vom Lateinischen schon 1497 ins Französische, dann ins Englische, ins Niederdeutsche und Holländische. Zu den Übersetzern gesellten sich überall die Nachahmer: einer derselben war Erasmus.

Fünftes Kapitel.

Erasmus.

I. Die Wissenschaft und die Künste um 1500. — II. Des Erasmus Leben. — III. Des Erasmus Werke. — IV. Erasmus und Julius Cäsar Scaliger. — V. Erasmus und Reuchlin. — VI. Erasmus und Ulrich von Hutten. — VII. Erasmus und Luther.

I.

Wir sind zum Jahre 1500 gekommen. Dieses Mal ist in der Litteraturgeschichte der Schluß des Jahrhunderts ein wirklicher Anhaltspunkt. Christoph Columbus hatte 1492 Amerika entdeckt; im gleichen Jahre war Lorenzo di Medici und Caxton gestorben; zwischen 1492 und 1500 starben Boiardo, Poliziano, Pico de la Mirandola, Macias der Verliebte, Pomponius Lätus, Savonarola, Marsilius Ficinus, Villon, sie alle, welche etlich und zwanzig Jahre lang Aller Augen auf sich gerichtet sahen. Christoph Columbus selbst, der durch seine Reisebeschreibungen auch in die Geschichte der Litteratur gehört, lebte nur bis 1506. Diejenigen, welche im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts glänzen sollten, traten eben erst auf. Machiavelli, welcher im Jahre 1500 schon 31 Jahre alt und Geheimschreiber der „Zehn" war, hatte nur erst seine „Reden über die Angelegenheiten von Pisa" herausgegeben. Ariost war durch seine lateinischen Verse und seine Entwürfe von Komödien kaum bekannt geworden; sein „Rasender Roland" ließ noch auf sich warten. Michelangelo arbeitete an seiner Pietà für die Peterskirche zu Rom; die sixtinische Kapelle, die St. Lorenzkapelle, die Kirche von St. Pietro in vinculis

ahnten noch nichts von ihm. Leo X. war erst 25 Jahre alt, Tizian 23, Guicciardini 18, Rafael 17, Correggio erst 6, Benvenuto Cellini war eben zur Welt gekommen, Tintoretto und Paolo Veroneſe waren noch gar nicht geboren. Alle dieſe Männer gehören dem 16. Jahrhundert an. Sie bilden das künftige Italien, die vollendete Renaiſſance in ihrer ſchönſten Entfaltung, ihrer höchſten Kraft, ihrer herrlichſten Blüte.

Aber nun ſteht Italien nicht mehr allein. Der Norden hat in Albrecht Dürer ſchon ſeinen Künſtler, in Copernikus ſchon ſeinen Gelehrten; die Reformatoren nahen und ſchmieden bereits ihre Waffen, um die Wiſſenſchaft umzuwälzen, den Glauben zu befreien. Im Jahre 1500 iſt Zwingli 16, Luther 17 Jahre alt. Er wurde in dem gleichen Jahre geboren, in welchem Rafael und vielleicht auch Rabelais das Licht der Welt erblickten. Der größte Italiener, der größte Deutſche, der größte Franzoſe betreten die Arena, während in Spanien 1491 ein Kind geboren wurde, welches ſpäter dieſelben drei Männer bekämpfte und für lange Zeit die Freiheit der Kunſt, des Glaubens und des Gedankens unterdrückte: Ignatius von Loyala.

Beim Beginn des 16. Jahrhunderts war der berühmteſte Mann der gelehrten Welt ein Humaniſt, ein Latiniſt des Nordens, Erasmus von Rotterdam. Dreißig Jahre lang und darüber erhielt er ſich in der hohen Stellung, welche Petrarca innegehabt hatte. Deutſchland, England, Frankreich und Italien begrüßten ihn als „den Meiſter derer, welche wiſſen“; er ſtand zu allen geiſtlichen Autoritäten und allen weltlichen Mächten ſeiner Zeit in Beziehungen. Wenn man ihn auf ſeinen Reiſen, bei ſeinen Studien und ſeinen Arbeiten begleitet, ſteht man mitten in der ganzen litterariſchen Thätigkeit ſeiner Zeit und wandelt mit ihm, freilich wider ſeinen Willen, von der Renaiſſance zu der Reformation hinüber.

II.

Erasmus wurde am 28. Oktober 1467 zu Rotterdam geboren. Er war der natürliche Sohn eines Bürgers von Gouda,

welcher Gerhard hieß, und der Tochter eines Arztes namens Margareta. Gerhard hatte sich vor dem Zorn des Vaters seiner Geliebten nach Rom geflüchtet, wo er als Abschreiber sein Leben fristete; es hieß, Margareta sei gestorben; in der Verzweiflung wurde er Mönch. Als er erfuhr, daß er belogen worden, trat er zwar nicht aus seinem Orden, aber ging nach Holland zurück und nahm sich der Erziehung seines Knaben aufs beste an. Er war ein braver Mann von fröhlichem Humor; man nannte ihn „den Lustigen". Er brachte seinen Sohn in die Schule von Gouda zu einem gewissen Peter Winkel, welcher den Gerhard für schwach begabt hielt. Es mag damals gewesen sein, daß der künftige Humanist seinen Namen latinisierte und sich Desiderius nannte; erst später übersetzte er ihn ins Griechische und taufte sich Erasmus, unter welchem Namen er allein bekannt ist.

Neun Jahre alt, kam Erasmus in die Schule von Deventer, welche von einer religiösen Bruderschaft geleitet wurde, die kein Gelübde zu leisten hatte und dem scholastischen Schlendrian feindlich gegenüberstand; den humanistischen Unterricht in dieser Anstalt erteilte Hegius, ein treuer Anhänger von Rudolf Agricola. Dieser Agricola war der erste, welcher italienische Gelehrsamkeit nach Deutschland brachte, nachdem er in Paris, Löwen, Ferrara studiert und dort den Isokrates und Plato übersetzt hatte. Man rief in jener Zeit die Italiener gerne über die Alpen, wie denn auch Peter von Ravenna in Greifswald die Rechte lehrte. Die nordischen Gelehrten schwärmten für die Latinität und setzten gerne ein us an den Schluß ihres Namen: Eobanus, Langius, Rhagius, Esticampianus. Einer der berühmtesten der deutschen Humanisten war Conradus Celtes, geb. 1459, gest. 1508. Er machte lateinische Verse und ließ sich gerne mit Virgil und Ovid vergleichen. 1491 erhielt er zu Nürnberg aus der Hand Friedrich's III. die Dichterkrone:

Primus ego titulum gessi nomenque poetae
Caesareis manibus laurea nexa mihi.

Die Klosterschule von Deventer hatte damals einen so hohen

Ruf, daß z. B. Dringenberg, einer ihrer Zöglinge, in einem elsässischen Städtchen 900 Schüler um sich versammelte; von ihrem Rektor Hegius sprechen alle Gelehrten jener Zeit mit höchster Achtung. Sinheim, einer der Lehrer des Erasmus, ahnte den künftigen Ruhm seines Schülers und sagte: „Fahre fort, wie Du angefangen, und Du erreichst die Spitze.“ Eine oft bestrittene Überlieferung will wissen, Agricola habe, als er bei einem Besuch in Deventer die Augen und die Kopfbildung des Zöglings ins Auge gefaßt, gesagt: „Du wirst ein großer Mann werden.“ Er mag das Gleiche zu vielen andern gesagt haben, aber einer solchen Weissagung erinnert man sich nur, wenn sie eingetroffen ist, und darum haben die Wahrsager immer Recht. Als Erasmus diese Schule verließ, hatte er alles gelernt, was man dort lernen konnte: Physik, Metaphysik und Moral; seinen Horaz und Terenz konnte er auswendig. Viele Kämpfe hatte er zu bestehen, um nicht bei den „Brüdern des gemeinsamen Lebens“ eintreten zu müssen. „Ich war noch nicht 15 Jahre alt“, schreibt er, „als der Vorstand dieser Schule sich schon alle Mühe gab, mich zum Eintritt zu bewegen. Ich hatte Hang zur Frömmigkeit, aber war gescheit genug, mein Alter oder vielmehr meine Jugend und den Zorn meiner Eltern geltend zu machen, im Falle ich etwas gegen ihren Willen und ohne ihr Wissen thäte. Als der Biedermann sah, daß seine Beredsamkeit nicht siege, versuchte er den Exorzismus. Er hielt mir ein Kruzifix vor und sprach, als ich in Thränen ausbrach, mit dem Ausdruck eines Inspirierten zu mir: Erkennst Du, daß er für Dich gelitten hat? — Ich erkannte es inbrünstig an. — So beschwöre ich Dich in seinem Namen, daß Du nicht thust, als ob er nicht für Dich gestorben wäre. Gehorche meinem Rat, sorge für das Heil Deiner Seele. Wenn Du in und mit der Welt lebst, gehst Du ewig verloren.“

Kaum hatte Erasmus die Schule verlassen, so kam Prüfung über Prüfung über ihn; seine Mutter starb an der Pest, sein Vater bald darauf auch; unredliche Vormünder, besonders Peter Winkel, der frühere Lehrer, verzehrten das Wenige, was seine

Eltern hinterlassen hatten, völlig, so daß der verwaiste Knabe, zu arm, um die Universität besuchen zu können, zwei Jahre bei unwissenden Mönchen in Herzogenbusch zubringen mußte. Die dort erlittenen Mißhandlungen zogen ihm ein Fieber zu und erzeugten in ihm den Abscheu, den er fürs ganze Leben vor körperlichen Züchtigungen behielt. Endlich durfte er das Kloster verlassen, aber Winkel wollte ihn nun in ein anderes einsperren, und es bedurfte aller Kühnheit des Jünglings, um sich der falschen Freunde zu erwehren, welche ein Komplott geschmiedet hatten, das ihm völlig die Hände binden sollte. Er wurde dadurch endlich doch verleitet, in das Kloster Stein einzutreten, wo die Ordensregeln weniger streng sein sollten. Die dortigen Mönche ließen ihn nicht mehr los. „Wären sie", so schrieb er, „gute Christen gewesen, so hätten sie erkannt, wie wenig ich zum Klosterleben taugte; ich paßte nicht zu ihnen, sie nicht zu mir." — Bei seiner schwachen Gesundheit vermochte er nicht mehr einzuschlafen, wenn man ihn geweckt hatte; auch das viele Fasten ertrug er nicht. „Mein Herz ist katholisch", scherzte er noch im Alter, „aber mein Magen lutherisch"; für kirchliche Übungen hatte er keinen Geschmack. Frei denken, griechisch lesen und mit einem kleinen Kreise gelehrter Epikuräer unter einem schönen Himmel lateinisch schreiben zu dürfen, das war sein Traum, sein Ideal. Arbeiten durfte er in diesem Kloster, und er verfaßte einen Traktat „über die Verachtung der Welt". Seine geistige Erquickung war es, sich in die Bücher von Laurentius Valla zu versenken, dessen Beredsamkeit und Kühnheit er anstaunte. Zu jener Zeit trieb er auch Malerei; in Delft zeigte man früher ein Kruzifix, das die Inschrift trug: „Verachtet dieses Bild nicht, Erasmus hat es gemalt, während er sich nach Stein zurückgezogen hatte."

Ein glücklicher Zufall brachte ihn von dort weg; der Bischof von Cambrai bedurfte eines Geheimschreibers, welcher des Lateinischen kundig war, — man machte ihn auf Erasmus aufmerksam. Freiheit in erster Linie und Aussicht auf eine Reise

nach Italien, — das war beinahe des Glücks zu viel auf einmal. Der befreite Novize schied fröhlich von allem, was er hinter sich ließ, nur der Abschied von seinem Freunde Hermann von Gouda ward ihm schwer, und dieser schrieb ihm traurig:

At nunc sors nos divellit, tibi quod bene vortat,
Sors peracerba mihi.
Me sine solus abis, tu Rheni frigora et Alpes,
Me sine solus adis,
Italiam, Italiam laetus penetrabis amoenam.

Die Reise nach Italien kam vorerst nicht zustande, aber nach einigen Jahren ging Erasmus nach Paris. Der Bischof hatte ihm eine Geldunterstützung versprochen, aber sein Wort zurückgenommen; deshalb ging der junge Humanist in das Kollegium Montaigu (er nannte es Monteaceto, Montvinaigre, Essigberg), denn er fühlte sich dort nicht glücklich. Noch 30 Jahre später beklagte er sich darüber in seinen „Unterredungen" (Colloquia Ichtyophagia). Er läßt seinen Freund sagen: „Es ist kein Wunder, daß Erasmus dort über all den theologischen Streitigkeiten so sauer wurde, die Mauern sogar sind ja dort von Theologie beräuchert", worauf Erasmus antwortet: „Ihr habt recht; ich habe nichts davongetragen als schlechte Laune und eine Menge Ungeziefer. . . . Harte Betten, ungenügende Nahrung, Nachtwachen, schwere Arbeit, — das war dort die Tagesordnung. Im ersten Jahre meines Aufenthalts sah ich reichbegabte, hoffnungsvolle, vielversprechende junge Leute sterben, oder fürs ganze Leben mit Blindheit, Wahnsinn und Aussatz geschlagen werden. . . . Ist das nicht das Übermaß von Grausamkeit?"

Erasmus sah übrigens zu Paris auch anderes, als den Schmutz in seinem Kollegium; er wurde unter den Männern der Wissenschaft bekannt, welches auch hier nicht nur Kirchenmänner waren, und bekam durch den Ruf, der ihm voranging, Zöglinge aus guten Häusern. Unter diesen war besonders Lord Montjoie, welcher ihn vom Essigberge wegnahm, ihm Kost und Logis bot und dazu eine Pension, in deren Genuß der Humanist

sein Leben lang geblieben ist. Auch andere Persönlichkeiten machten ihm großmütige Anerbieten. Eine Marquise van Veere nahm ihn in ihr Schloß von Tornhoens auf und gab ihm Geld; in Orleans genoß er die Gastfreundschaft eines Kanonikus. Einmal noch besuchte er Holland, sein Vaterland, fand aber dort zu viel „Eßlust und zu wenig Gebildete", — „es ist das Land des Biers und der Butter", pflegte er zu sagen. 1498 wurde er durch Lord Montjoie nach England gezogen. Dort lächelte ihm zum erstenmal der Ruhm. Außerordentlich wohl war ihm in diesem großen Lande, bei dieser reichen Lebensweise; sogar das Klima „fand er sehr angenehm und sehr gesund". Die Artigkeit und Menschenfreundlichkeit der Einwohner, „die ihre griechischen und lateinischen Schriftsteller so gut kennen", — rühmt er laut. Jetzt braucht er nicht nach Italien zu gehen, höchstens, um das Land zu sehen. Er schreibt: „Höre ich Colet, so ist mir, als hörte ich Plato." Das wollte viel sagen, aber Dekan Colet, der Begründer der St. Pauls-Schule, war nicht nur ein ausgezeichneter Latinist, sondern auch der freigebige Wohlthäter der Latinisten. Erklärlicher war die Bewunderung des Erasmus für William Grocyn. Dieser, der in Italien bei griechischen Flüchtlingen studiert hatte, war der Patriarch der englischen Gelehrten seiner Zeit. Noch zu einem andern Gelehrten schaute der Reisende mit Bewunderung auf, das war Thomas Linacre, ein Arzt, welcher Galienus übersetzt hatte, „ein Mann von tiefem, durchdringendem und feinem Urteil". Erasmus begegnete auch Thomas Morus, welchen er als sanft, liebenswürdig, glücklich schildert, und Morus, welcher erst 18 Jahre alt war, stellte ihn dem Prinzen Heinrich (dem späteren König Heinrich VIII.) vor; der erst 9jährige Prinz schrieb ein lateinisches Briefchen an den fremden Gelehrten, welches dieser nach drei Tagen in begeisterten Versen beantwortete. In dieser Dithyrambe ist ein Vers, der uns interessiert; der Dichter sagt von dem kleinen Heinrich:

Monstrante fontes vate Skeltono sacros.

Der hier genannte Skelton — er starb schon 1529 — war

gewiß ein sonderbarer Lehrer für einen Prinzen. Er war in seinen ernsten Gedichten ein schwerfälliger Versemacher, und nur in seinen kleinen, tanzenden Versen mit doppelten Reimen, deren Inhalt freilich oft derb und leichtfertig ist, zeigte er Schwung und Kraft. Erasmus begrüßt ihn gleichwohl als „die Zierde und Leuchte" der britannischen Litteratur. Erasmus wußte so wenig englisch als italienisch und erklärte doch, England habe Volksdichter, welche Dante und Petrarca gleichkämen. Schon das Wort Volksdichter verrät, mit welcher Geringschätzung diese Latinisten darauf herabsahen.

Bei seiner zweiten Reise nach England (1505) war Erasmus bereits als der berühmteste „transalpinische Gelehrte" anerkannt; nur Budäus und Reuchlin konnte man ihm entgegenstellen; Wilhelm Budäus jedoch, sein Zeitgenosse, welchen er als das „Wunder Frankreichs" pries, übertraf ihn nur im Griechischen, während Reuchlin, auf welchen wir später zurückkommen werden, sich hauptsächlich hebräischen Studien widmete. Selbst in Italien waren Bembo, Sadolet, Scaliger noch wenig bekannt. Bembo, der älteste der dreien, hatte nur erst seine Abhandlung über den Ätna herausgegeben. Im Jahre 1505 korrigierte er noch Druckbogen für Aldus Manutius.[1]) Erasmus dagegen hatte sich schon durch öffentliche Reden bekannt gemacht, noch mehr durch eine Übersetzung der Hekuba von Euripides, welche er in lateinische Verse übersetzt hatte und soeben im Begriff war, dem Erzbischof von Canterbury zu dedizieren. Der Erzbischof empfing das Werk und erwiderte es durch ein nicht zu großes Geldgeschenk, — in Geldsachen hatte Erasmus nie viel Glück. Bei seiner ersten Rückreise von England trug er 20 Pfd. bei sich, und diese wurden an der

[1]) Aldus Manutius (ital. Manucci) errichtete 1488 zu Venedig eine Buchdruckerei. Er verbesserte die Buchdruckerkunst, führte die Antiqua ein, ließ 28 griechische Klassiker zum erstenmal drucken. Als er 1515 starb, setzte sein Sohn das Geschäft ganz im Sinne des Vaters fort. Die aus der Offizin der M. hervorgegangenen Drucke (Aldinen), meist Ausgaben alter Klassiker, empfehlen sich durch inneren Wert und schöne äußere Ausstattung.

Douane konfisziert, weil für Gold ein Ausfuhrverbot bestehe. Der von Gelehrten mannigfach ausgebeutete Erzbischof fürchtete, die ihm dedizierte Arbeit könnte auch andern gewidmet worden sein. Auf diese Andeutung hin schickte ihm Erasmus, über den Verdacht ärgerlich, die mit der Widmung gedruckte Ausgabe der Hekuba und fügte noch eine Übersetzung der Iphigenie hinzu. War es die Hoffnung auf eine einträgliche Stellung, was ihn abermals nach England führte? Dieselbe scheiterte jedenfalls gleicherweise, er kehrte wieder mit leeren Händen zurück. Es war das Los dieses berühmten Mannes, daß er unaufhörlich gegen die Not des Lebens zu kämpfen hatte.

Im Jahre 1506 war er in Italien. Dort hoffte er eine friedlich blühende Republik der Wissenschaften, einen Bundesstaat von Universitäten zu finden, deren Beschützer die Fürsten, deren Vorstand der Papst sein werde. Aber als er hinkam, war alles, der Papst an der Spitze, bis an die Zähne bewaffnet. In Turin erwarb er sich den damals schwer zu erlangenden Doktortitel. In Bologna, wo er das weiße Skapulier seines Ordens trug, hielt man ihn für einen Doktor oder einen Wärter der Pestkranken, und da er sich im Italienischen nicht verständlich machen konnte, wurde er mit Steinwürfen verfolgt; damals bat er den Papst, ihn seiner Gelübde zu entbinden, und seinem Wunsche ward entsprochen. In Venedig trat er in freundschaftliche Beziehung zu den Aldi, welche eine zweite Ausgabe seiner Sprichwörtersammlung veröffentlichten. Er korrigierte für sie Druckbogen, wie es vor ihm Bembo gethan hatte, welcher trotzdem Kardinal geworden war. Dem holländischen Humanisten wurde später vorgeworfen, er habe sich entehrt, daß er Korrektor geworden; es galt damals für ehrenvoller, sein Brot zu erbetteln, als es zu verdienen. In Padua machte Erasmus die Bekanntschaft eines natürlichen Sohnes von Jakob, dem Könige von Schottland; dieser war erst 20 Jahre alt, aber schon Erzbischof von St. Andrews; dennoch wurde er Schüler des Humanisten, welcher sich in Italien in jeder Art verwenden ließ und nun endlich den längst gehegten Wunsch in

Erfüllung gehen sah, nach Rom zu kommen. Dort sah er die Kardinäle, besonders den künftigen Leo X.; auch Julius II. begegnete er und dieser bot ihm die Stelle eines Fastenpredigers an; er wünschte, daß Erasmus das Für und Wider des venetianischen Krieges öffentlich besprechen sollte. Um dem Papst gefällig zu sein, vielleicht auch, um sein Talent zu zeigen, ging Erasmus darauf ein, obwohl er eigentlich gegen den Krieg war. In der That schrieb er auch einen kleinen Traktat Antipolemo, welcher Mut zeigt; freilich ließ er ihn erst hintendrein drucken.

Obwohl man ihm nun in Rom den Purpur versprach, blieb er dort nicht, denn er hoffte noch Besseres in England zu finden, wo Heinrich VIII. eben König geworden war. Thomas Morus, der damals unerwartet den Besuch des Humanisten empfing, erkannte ihn nicht mehr. Die Überlieferung sagt, er habe nach kurzem Gespräch ausgerufen: „Entweder Ihr seid der Teufel oder Erasmus.“ Verbürgt ist, daß Erasmus in jener Zeit bei Thomas Morus wohnte und bei ihm sein „Lob der Narrheit“ schrieb. Nach gethaner Arbeit machte er Ausflüge, bewunderte die Glocken und Türme von Canterbury, zählte die dortigen Reliquien und küßte den Schuh des Thomas Becket; dann kehrte er nach London zurück und wohnte im Augustinerkloster; aber selbst dort hatte er Geldsorgen und Streitigkeiten darob. König Heinrich VIII., welcher ihm Wunderberge verheißen, hatte zu viel anderes zu denken, als daß er sich um den deutschen Gelehrten hätte kümmern mögen, und scheint ihn nicht mit besonderer Freigebigkeit bedacht zu haben. Der bedürftige Humanist beschwert sich trübselig über den englischen Geiz. Zu jener Zeit hatte man dort, wie es scheint, nur Geld, um Kriege zu führen. Erasmus wurde zwar zum Professor in Cambridge ernannt, wo er nach Gibbon Unterricht im Griechischen gab, das er in Oxford gelernt hatte. Aber er bezog nur eine kleine Besoldung und hatte sehr wenig Zuhörer; er habe, sagte er, sechzig Nobles (alte englische Goldmünze) ausgegeben und für die Stunde nicht einen bekommen. Darum verließ er trotz der Unterstützung seiner hohen Beschützer

und trotz der Freundschaft von Thomas Morus und Colet England 1514 aufs neue.

Karl von Österreich, der spätere Kaiser Karl V., hielt damals zu Brüssel Hof; andererseits war Leo X., der wissenschaftlich gebildete Papst, eben auf den heiligen Stuhl erhoben worden; so ließ sich da immerhin etwas hoffen. Aber es war bestimmt, daß Erasmus nirgendwo festen Fuß fassen sollte; es war ihm Bedürfnis, zu reisen und Bibliotheken zu durchstöbern; ohne eigenen Herd, ohne Vaterland, war er nirgends daheim, nicht einmal in Rotterdam, wo er erst nach seinem Tode in seinem Standbilde verblieb. Seinen längsten Aufenthalt nahm er in Basel, wo ihn sein Freund, der Buchdrucker Froben, festhielt. 1529 verließ er auch diese Stadt und kam erst 1536 zurück, um zu sterben. In Basel zeigt man noch seine Reliquien: einen Ring, einen Pfriemen, einen Degen, einen Siegelstock mit seinem Wahlspruch: nemini cedo! sein selbstgeschriebenes Testament und sein von Holbein gemaltes Bildnis. Von Basel aus ließ er sein Licht nach allen Seiten hin leuchten; seine Schriften verbreiteten sich im ganzen gelehrten Europa. Und obwohl er nur lateinisch schrieb und keine moderne Sprache anerkennen wollte, waren seine „Kolloquien" und sein „Lob der Narrheit" doch in Aller Händen, selbst in denen der Könige. Karl V. machte ihn zu seinem Rat und gab ihm eine Pension von 200 Gulden; Franz I. wollte ihm die Leitung des Kollegiums von Frankreich anvertrauen. Diese beiden Souveräne machten sich nicht nur Italien und das Kaiserreich streitig, sie stritten sich auch um den Fürsten der Gelehrten. Karl V. trug den Sieg davon. Erasmus ermannte sich nach der Schlacht von Pavia, Fürsprache für König Franz einzulegen. Heinrich VIII. beneidete den Kaiser immer um seinen berühmten Schützling, den er sich hatte entgehen lassen; andere Fürsten, wie Ferdinand von Ungarn, Sigismund von Polen, machten große Anstrengungen, um den unverbesserlichen Umherstreicher an sich zu ziehen; er antwortete mit anscheinender Bescheidenheit: „die Männer der Wissenschaft sind wie die großen

Leute auf den flandrischen Teppichen; Effekt machen sie nur von ferne gesehen." Nach Julius II. bemühte sich Leo X. Erasmus an sich zu knüpfen; er nahm die Widmung des „Neuen Testamentes" an, welches zum erstenmal griechisch erschien und manche Abweichungen von der Vulgata enthielt; er scheute sich sogar nicht, die berühmte Schrift, das „Lob der Narrheit" zu lesen, worin das Papsttum keineswegs geschont wird, und begnügte sich mit der Äußerung: „Ich glaube, Erasmus hat auch sein Körnlein Narrheit." Hadrian VI. war nicht weniger wohlwollend gegen den emanzipierten Humanisten, welcher in der Theologie sein Schüler gewesen war; er wollte ihm einen Lehrstuhl zu Löwen verleihen und ihm eine Anstellung in Rom geben, da er im Feldzug gegen Luther auf ihn rechnete. Paul III., welcher ihn zum Kardinal machen wollte und ihm die Propstei zu Deventer verlieh, schrieb ihm eigenhändig, um ihn zu veranlassen, die Religion zu verteidigen: „Dieses letzte fromme Thun wird ein in Frömmigkeit verbrachtes Leben würdig abschließen, die Verleumder erschrecken und Deine Apologien rechtfertigen." Als Erasmus gestorben war, baute man ihm ein prachtvolles Monument von Leichenreden und tönenden Epitaphien:

Theutona terra suum cum miraretur Erasmum,
Hoc majus, potuit dicere, nil genui.

III.

Er hatte diese Ehren durch hingebende litterarische Arbeit ehrlich erworben. Die Übersetzungen von Euripides, Lucianus und Plutarch, die Ausgaben von Seneca, Suetonius, Quintilianus, von einem Teil des Cicero, von dem großen Werk des Plinius, von Titus Livius, Terenz (mit dem Kommentar von Donatus), Aristoteles und Demosthenes, alles begleitet von Tafeln, Wörterbüchern und Anmerkungen, Handbüchern und Grammatiken für die Schulen: — welche erstaunliche Summe von Arbeit! Erasmus war diesseits der Alpen der fleißigste Bahnbrecher der klassischen Renaissance. Und er hatte nicht nur Gelehrsamkeit, sondern auch

Kritik. Man muß ihn über die Italiener spotten hören, welche die Vergötterung Cicero's bis zum Wahnsinn trieben. „Immer er, er überall: man liest nur Cicero, nur seine Büste findet sich in den Bibliotheken, nur sein Bild auf den Siegelstöcken; man besitzt drei oder vier große Bände, von denen jeder einem Packträger schwer schiene, in denen alle Worte Cicero's, der Sinn jeden Wortes, jeden Accents, alle Eigenschaften, welche den Takt angeben und den Tonfall seiner Sätze regeln, sich vorfinden." Der Kritiker fügt, ohne die Miene zum Lachen zu verziehen, hinzu: „Die Vollkommenheit des Lateinischen besteht darin, zu sprechen, wie Cicero heutzutage sprechen würde." Gewiß war viel auszusetzen an der eleganten Pedanterie gewisser Humanisten: der Verfasser des Dialogus ciceronianus hörte in Rom eine lateinische Predigt, in welcher Christus mit allen antiken Heroen verglichen wurde, aber ohne daß sein Name auch nur einmal genannt wurde, weil er sich in keinem guten heidnischen Buche finde. Man hätte gleichwohl Erasmus antworten können, daß, wenn Cicero um 1520 gelebt hätte, er in Frankreich wie Rabelais französisch, in Italien wie Boccaccio italienisch gesprochen hätte. Es war eine eigentümliche Zumutung, eine tote Sprache zwingen zu wollen, lebendige Ideen auszusprechen, und doch gelang das Erasmus in seinen „Adagia".

Es ist das eine unermeßliche Sammlung von Zitaten, die den Lateinern, den Griechen, den Hebräern entnommen sind; er gruppierte und begleitete sie mit Auslegungen und Dissertationen und brachte sie in alphabetische Ordnung. Schon die erste Ausgabe vom Jahre 1500 zeigte große Gelehrsamkeit; die Auslegungen geißeln schonungslos und doch fein die Laster und Dummheiten der Welt und kündigen bereits das berühmte „Lob der Narrheit" an, welches er Thomas Morus widmete. Moriae encomium ist der lateinische Titel, Moria (Narrheit im Griechischen) klang ihm gleichlautend mit Morus, „obwohl niemand unter den Menschenkindern weniger Narr war als der englische Kanzler". Es ist das ein seltsam Büchlein, welches

dank den Illustrationen von Holbein noch lebt und am Anfang des 16. Jahrhunderts tiefen Eindruck hervorrufen mußte. Wie auf dem Narrenschiff von Sebastian Brant zieht auch hier die ganze menschliche Gesellschaft an uns vorüber; nur hat hier die Satire mehr Vornehmheit; die Narrheit selbst spricht in sehr gutem Latein und läßt mit köstlicher Offenheit ihre Schellenkappe erklingen. „Obgleich man überall von mir spricht und mein Name selbst in den Ohren der größten Narren einen übeln Klang hat, bin doch ich es, das sage ich euch, ich allein, welche Menschen und Götter erfreut.“ Der Zug der Narren beginnt: „Ach, wenn ihr einmal wie Menippos [1]) vom Mond aus das Treiben der Sterblichen beobachten könntet, ihr würdet glauben, es sei ein Schwarm Mücken und Flöhe, die sich puffen und schlagen und Fallen stellen, sich bestehlen, sich belustigen, sich lieben, geboren werden, alt werden und sterben. Und es ist nicht zu glauben, welche Aufregung, welche Trauerspiele ein so kleines, schnell vernichtetes Tierlein in sich bewegt. Manchmal werden durch einen leichten Kriegssturm oder eine Pest Tausende auf einmal weggeweht. Aber ich selbst wäre der Erznarr und würde verdienen, daß Demokrit auf mich seinen ganzen Spott ergösse, wenn ich alle Arten von Narrheit und Wahnsinn aufzählen wollte. Es gilt also zu wählen: Da ist z. B. der Grammatiker: Was gäbe es Erbärmlicheres, Betrübenderes und Betrübteres, von Gott Verfluchteres, als dies Geschlecht von armen Teufeln, wenn ich, die Narrheit, nicht eine besondere Art von Dummheit unter das Elend dieser Profession eingebracht hätte. Sie schlachten mit ihrem Unterricht die Kinder ab, sind unter dem mühseligen Leben hungrig und filzig geworden, endlich werden sie unter lauter Jämmerlichkeiten alt, sind für alles taub geworden und siechen hin in Schmutz und Gestank. Und doch — Dank mir, der Narrheit, halten sie sich für die Ersten der Welt. Man höre sie mit ihrer Donnerstimme ihre Untergebenen in Schrecken setzen, sehe sie bewaffnet

[1]) Es ist der griechische Satiriker gemeint, welcher um 250 v. Chr. lebte.

mit Peitschen und Ruten und Lederriemen über ihre Opfer herfallen, gleich dem Esel, der eine Löwenhaut über sich geworfen. Erinnerst Du Dich, armer Erasmus, des Meisters Winkel und des Kollegiums Montaigu? Und doch gefallen sich die Grammatiker in solchen „Läuseneſtern" und glauben, es sei reinlich und rieche gut; sie würden ihren Tyrannensitz nicht tauschen mit Dionysius und Phalaris.[1]) Was sie besonders glücklich macht, ist der hohe Begriff, den sie von ihrer Wissenschaft haben. Gütige Götter! Obwohl sie nur Untergeordnetes, nur Bagatellen unterrichten, glauben sie sich weit erhaben über Palämon und Donatus. Wie wissen sie gewichtig der Albernheit der Eltern gegenüberzutreten! Das ist aber nicht alles! — Wenn sie auf einem alten, wurmzerfressenen Fetzen den Namen der Mutter des Anchises oder irgend einen ungewöhnlichen Ausdruck entdecken, wie bubsequam oder bonivatorem oder manticulatorem, oder gar das Glück haben, ein Fragment von einem antiken Stein mit eingegrabenen Buchstaben zu finden, o Juppiter! welch ein Hüpfen und Jubilieren! Hätten sie Afrika unterworfen und Babylon erobert, sie könnten nicht stolzer sein!"

Das ist ein Stück, das noch jetzt Bedeutung hat. Andere über die Könige, die Mönche, die Päpste sind veraltet, man hat sie bis zum Überdruß oft angewendet. Erasmus hatte in den Klöstern zu viel erlitten, um freundlich darüber zu urteilen; selbst wenn er nicht spöttelte, griff er das Klosterleben an. Den Mönchen vom Stein, welche ihn, als er berühmt geworden war, wieder zu sich beriefen, antwortete er: „Was gibt es Verdorbeneres und Schädlicheres, als diese laxen Ordenschaften? Selbst bei denen, welche man am meisten achtet, findet ihr nichts, was dem christlichen Geist in irgend einer Weise entspricht; es ist etwas Kaltes darin, das den jüdischen Gesetzesvorschriften gleicht. Und darüber streiten sich dann die verschiedenen Orden, darüber verurteilen

[1]) Phalaris, Tyrann von Akragas (Agrigent), 565—549 v. Chr., verbrannte seine Opfer in dem von Perillos gefertigten ehernen Stier.

und verachten sie die andern. Wäre es nicht besser, wenn sich die ganze Christenheit nach den Lehren unseres Erlösers als ein einziges Haus, als eine Familie, als ein Kloster, und alle Christen als eine Brüderschaft von Gläubigen ansehen würde?" Das waren sehr kühne Worte. Doch erfuhr Erasmus keine Verfolgung, und seine ersten Gegner entwaffnete er ohne große Mühe. Ohne Anfechtung durfte er sich des Erfolges seines „Lob der Narrheit" freuen, die noch zu seinen Lebzeiten in 27 Auflagen erschien.

Der Kritiker begnügte sich indessen nicht, in dieser Schrift und seinen Kolloquien die Dummheiten und den Aberglauben der Welt zu verspotten; er wollte sie auch zur wahren Weisheit führen und veröffentlichte eine Übersetzung des Neuen Testaments in griechischer Sprache, nachdem er es mit Anmerkungen und Paraphrasen versehen hatte. Er sprach den Wunsch aus, daß dieses Buch in alle Sprachen übersetzt würde, „um von den Türken und Sarazenen verstanden zu werden." Weiter gab er in Folio eine Menge Schriften von Kirchenvätern heraus, unter anderem den Hilarius mit Anmerkungen, welche den ganzen Rand der Seiten ausfüllten; die Vorreden zu diesen Schriften erregten Aufsehen. Zu gleicher Zeit veröffentlichte er Regeln der Weisheit und Tugend, welche zum Teil noch heutzutage zitiert werden. Einem Manne, der verheiratet war, aber Franziskaner werden wollte, schrieb er z. B.: „Was! — Du willst in einen Orden treten, den ein einfacher Sterblicher eingesetzt, Du, der Du Dich zum Orden des Evangeliums bekennst? Du willst einen Menschen zum Patron erwählen, der Du Jesum Christum als Schutzherrn hast? Hast Du Dich denn bei der Verheiratung an nichts gebunden? Fasse ins Auge, was Du Deiner Frau, Deinen Kindern, Deiner Familie schuldig bist, und Du wirst finden, daß Du schwerere Pflichten hast, als wenn Du alle Ordensregeln des heiligen Franziskus überkommen hättest." Eine weitere nützliche Lehre stellte er auf: er bestritt den Wert der für die Armen gemachten Vermächtnisse und meinte, die Gabe wäre Jesu Christo angenehmer, wenn man sie bei Lebzeiten machte. „Was man

beim Sterben darbietet, kommt nicht immer an die richtige Adresse, und selbst wenn es denen gegeben wird, denen Du es zudachtest, ist es das Gut eines andern, nicht mehr das Deinige." Solcher treffender Ansichten finden sich auch in seinen Satiren in Menge. Er war zu sehr Gelehrter und Ästhetiker, um über religiöse Gegenstände mit der Weihe und Reinheit zu sprechen, die man hätte wünschen mögen; aber nichts berechtigt, anzunehmen, er habe je aufgehört ein überzeugungstreuer Gläubiger zu sein. Wie Petrarca die Wissenschaft für nötig hielt auch in der Frömmigkeit, so versicherte Erasmus, er könne sich die Wissenschaft nicht von Christo getrennt denken. Diese beiden Ansichten sind im Grunde die gleichen, aber die Auffassung beider Humanisten war dabei doch verschieden. Der von Rotterdam wollte die Wissenschaften im Glauben zurückhalten, der von Arezzo versuchte Boccaccio zu den Wissenschaften zurückzuführen. Der Verfasser der Kolloquien war trotz seiner freien Sprache und seiner Neigung zum Spott ein ruhiger, wohldenkender Mann; er war zu vorsichtig, um ungläubig zu werden, aber zu sehr Latinist, um sich der Reformation hinzugeben. Im übrigen war er ein sehr freimütiger, liberaler Geist, welcher gerne sich die Hände freihielt und zunächst nach der Art von Frieden trachtete, welchen diejenigen bedürfen, die viel lesen. Er hatte aber auch Feinde, und zwar in allen Lagern. Einer der erbittertsten war Scaliger, welcher verdient, daß wir bei ihm ein wenig stille stehen.

IV.

Dieser Scaliger war eine der seltsamsten Gestalten seiner Zeit. Er stammte von den Scaligern von Verona ab; sein Vater war Benedikt de la Scala, einer der tapfersten Heerführer des 15. Jahrhunderts, welcher aber das Unglück hatte, von keinem Geschichtsschreiber genannt zu werden. Seine Mutter Berenice war die Tochter des Grafen Paris Lodronio. Er selbst, Julius Cäsar (denn er fügte seinem Vornamen Julius noch „Cäsar" bei) war 1484 auf dem Schlosse Riva am Gardasee geboren. Die

Venetianer suchten ihn dort auf, denn sie verfolgten alle, die von den alten veronesischen Häuptern abstammten. Seine Mutter entzog ihn den Venetianern, und Julius wurde nun von dem als Altertumsforscher wie als Baumeister berühmten Bruder Giocondo unterrichtet. Derselbe sammelte bei 2000 Inschriften und fand ein Manuskript von Plinius dem Jüngeren; er baute Brücken, Kanäle, er arbeitete an der St. Peterskirche zu Rom, vielleicht auch an der östlichen Façade des Schlosses zu Blois.

Nach vollendeten Studien wurde Julius Cäsar Scaliger Kaiser Maximilian vorgestellt, welcher ihn zu seinem Pagen machte und ihn in allem unterrichten ließ, was man damals „ritterliche Übungen" nannte, worauf der Jüngling sich in dem Krieg mit Ruhm bedeckte, in welchem sein Vater und sein Bruder tot zu seinen Füßen niedersanken. Er ließ sie zu Ferrara prunkvoll zur Erde bestatten, und der Herzog, sein Verwandter, verlieh ihm eine Pension, welche beider würdig war. Aber Scaliger wurde Franziskaner (cordelier), um Papst werden und seine Herrschaft zu Verona wieder an sich reißen zu können. Weil ihn das Klosterleben bald anwiderte, ergriff er abermals die Waffen und diente Frankreich im Krieg mit Piemont. Während er aber sich durch Kriegsthaten auszeichnete, studierte er auch die Sprachen, die Philosophie und die Medizin. Endlich mußte er den Bitten des Bischofs von Rovera nachgeben und diesem in seine gute Stadt Agen folgen, wo er fortan ruhig lebte, ohne indes je die Hoffnung aufzugeben, Verona wieder zu bekommen.

Das ist die Geschichte, welche Julius Cäsar Scaliger gerne erzählte und welche seine Biographen sorgsam niederschrieben. Einiges war darin unrichtig: Julius war allerdings der Sohn eines Benedikt, aber der Sohn von Benedikt Bordoni, dem Maler und Geographen. Er wurde zu Padua geboren (andere sagen zu Verona, wieder andere zu Venedig) und hatte nicht unter Bruder Giocondo studiert. Sein Lehrer war Cälius Rhodigianus von Padua. Nachdem er Humaniora studiert hatte, durchreiste er Norditalien und verliebte sich in eine schöne Dame, die er in Versen

befang; er studierte Litteratur und Medizin, dann begab er sich wirklich mit Bischof Antonius de la Rovera in die gute Stadt Agen, wo er, gefesselt durch eine neue Neigung, lange verblieb. Zu jener Zeit ließ er sich in Frankreich unter dem Namen Julius Cäsar von Lescalle von Bordonis naturalisieren; damals entstammte er noch nicht den Fürsten von Verona. Er verheiratete sich, hatte viele Kinder, dann wandte er sich mit sechzig Jahren in Gedichten wieder seiner ersten Liebe zu, — der schönen Konstanze, zubenannt Thaumantia, und besang sie abermals in mittelmäßigen Versen. Scaliger war gleichwohl ein Mann der Wissenschaft und ein geachteter Gelehrter. Er führte die Schriftsteller zurück zur Eleganz und zur Korrektheit und leistete der Botanik wesentliche Dienste. Er besaß Gelehrsamkeit, besonders Gedächtnis, und zeichnete sich als Grammatiker aus. Das genügte, ihm lebenslang eine Art von Ruhm zu verschaffen. Als er 1558 starb, schrieb man auf das Denkmal, das seine Hülle umschloß, die Worte: Jul. Caesaris Scaligeri quod fuit. De Thou stellte ihn auf gleiches Niveau mit allen Alten und weit über die Gelehrten der neuen Zeit. Justus Lipsius verglich ihn mit Homer, Hippokrates, Aristoteles und nannte ihn „das Wunder und den Ruhm seiner Zeit". Aber diese Fanfarenstöße erklangen nicht lange. Menagius sagte von den Poemata: „Es gibt kein bösartigeres Buch", und Huet noch gröber: „Scaliger hat den Parnaß entehrt." Heutzutage verwechseln ihn die einen mit Josef Justus Scaliger, dem zehnten seiner Söhne, die andern wissen gar nichts von ihm, als die ihm erteilten Lobhudeleien. Es ist wahr, daß der streitlustige, eitle Julius Cäsar gerne gegen seinesgleichen Ränke schmiedete; sein Federnduell mit Hieronymus Cardano wirbelte einstmals viel Staub auf.

Dieser Hieronymus Cardano von Pavia war im Anfang des 16. Jahrhunderts geboren und der Verfasser von 10 Bänden in Folio, die man nicht mehr liest. Dazu kam eine Menge nicht erschienener Werke über alle Wissenschaften, alle Künste, und unglücklicherweise auch über sich selbst. Seine Tagebücher

(de vita propria) sind so voll eingestandener Fehler, daß sie Jean Jaques Rousseau seine Bekenntnisse (confessions) eingegeben haben mögen. Ginguéné sagt: „Er begnügt sich in diesem sonderbaren Werke nicht damit, das Gute und das Schlechte gleichermaßen zu erzählen, sondern er scheint mit Vorliebe zu erzählen, wer ihm am meisten Unrecht gethan." Auf eines dieser Bücher nun, de subtilitate, warf sich Julius Cäsar Scaliger, spendete aber dem Verfasser hohes Lob. Cardano antwortete trocken und kurz von oben herunter, und man gab ihm Recht. Julius Cäsar behauptete zwar, seinen Gegner getötet zu haben; Cardano starb jedoch erst 1576, also achtzehn Jahre nach Scaliger. — Eine andere Anekdote erzählt de Thou: er sagt, Cardano, welcher ein Astrolog war, sei freiwillig Hungers gestorben, um an dem von ihm vorhergesagten Tage die Seele auszuhauchen. Das ist aber auch nicht wahr: Cardano hatte allerdings seinen Todestag vorhergesagt, aber das hätte der 23. Juli 1571 sein müssen; er konnte also nicht, um zu zeigen, daß er ein guter Prophet sei, fünf Jahre später Hungers sterben.

Ehe er Cardan zu töten meinte, hatte Julius Cäsar versucht, Erasmus unter sich zu bringen; er hatte damit begonnen, daß er eine Oratio pro Cicerone contra D. Erasmum schrieb. Das war kühn: wer sich an Goliath wagen wollte, mußte ein David sein. Dieser David warf dem Riesen vor, dadurch Geld verdient zu haben, daß er in der Buchdruckerei von Aldinus Druckbogen korrigiert habe. „War an den Fehlern dieser Manuskripte nicht der Wein, den Du getrunken, mehr schuld, als die Dinte der Kopisten? War's die Schläfrigkeit der armen Leute, oder Deine Schlemmerei?" Das war der Ton philologischer Streitigkeiten. Scaliger verdoppelte die Schläge und schrieb eine zweite Rede. Man sagt, Erasmus habe auf die erste nicht geantwortet und die zweite nicht gelesen.

V.

Schwerere Kämpfe als diese hatte Erasmus gegen Theologen zu bestehen. Von seiten der Katholiken erhielt er nur

schwache Schläge: von den Königen beschützt, von den Päpsten gehätschelt, konnten ihm die stumpfen Pfeile der Klerikalen nur wenig anhaben; die Doktoren von Köln konnten sich nicht mit ihm messen, und worin bestand eigentlich die Ketzerei seiner Bücher? „Ich habe sie nicht gelesen", erwiderte auf diese Frage ein deutscher Theologe, „aber es sollen Haken unter dem schönen Latein sein, welche ich nicht verstehe". In Paris machten seine Kolloquien, die von den Gelehrten mit Jubel aufgenommen wurden (eine einzige Buchdruckerei zog auf einmal 20,000 Exemplare ab), den Klerus wütend. Die Sorbonne verdammte, angestachelt durch ihren Syndikus Noël Beda, einige Schriften des Humanisten. Dieser Noël Beda verschmähte offenbar auch unwürdige Mittel nicht, um seine Absichten zu erreichen, und der darob erzürnte König ließ ihn auf dem St. Michaelsberge einsperren. Das also war kein gefährlicher Feind für Erasmus; die härtesten Schläge, welche er empfing, kamen aus dem Lager der Anhänger Luthers.[1]) Doch wir wollen hier stille halten, um den Prolog der Reformation zu betrachten!

Beim Beginn des 16. Jahrhunderts war diesseits der Alpen nur Ein Mann, welcher Erasmus den Rang streitig machen konnte, das war Reuchlin. Er war 12 Jahre älter als Erasmus, hatte als Sohn eines Dienstmanns der Dominikaner frühe angefangen zu lernen und war beinahe als Kind Chorknabe in der Kapelle des Markgrafen von Baden geworden. Der Fürst gesellte ihn für den Unterricht seinem Sohne Friedrich, dem späteren Bischof von Utrecht, bei, wodurch Reuchlin in seiner ersten Jugend schon Gelegenheit bekam, nicht nur zu lernen, sondern auch zu reisen. In Paris erhielt er Unterricht in der Grammatik, der Rhetorik und im Griechischen; als sein Beschützer starb, erwarb er seinen Unterhalt durch Abschreiben. Von Paris ging er nach Basel, wo er Doktor der Philosophie wurde; bald darauf erhielt er dort eine Lehrstelle für die hebräische Sprache, aber er ließ sich daran

[1]) David Friedrich Strauß: Ulrich von Hutten, 1858. 2. Aufl. 1871.

nicht genügen. Man war damals von einem wahren Hunger nach Wissenschaft beseelt. Darum wollte er zu Orléans die Rechte studieren, erhielt zu Poitiers 1481 seine Lizentiatur und ging nach Tübingen, um dort Rechtsgelehrter zu werden. Dort wäre er vielleicht sein Leben lang Advokat geblieben, wenn man nicht eines Gelehrten bedurft hätte, welcher den Nuntien des Papstes hätte lateinisch antworten können; denn der Kanzler der Universität hatte die verlangte Rede mit so barbarischem Accent vorgetragen, daß die Herren nicht einmal das erste Wort verstanden. Sie erklärten, eine solche Antwort gelte nicht, und so nahm man Zuflucht zu Reuchlin, welcher sich trefflich verständlich machte. Die Geschichte wäre es wert, wahr zu sein, aber Melanchthon erzählt sie anders. Doch war das Glück Reuchlin's nun gemacht. Herzog Eberhard von Württemberg machte ihn zu seinem Geheimschreiber und nahm ihn 1482 mit sich nach Rom. Als sie durch Florenz reisten, wo damals Marsilius Ficinus und Politian noch lebten, sah der gelehrte Reisende auch Hermolaus Barbaro, und dieser riet ihm, seinen Namen ins Griechische zu übersetzen, daher sein Pseudonym Capnio (Rauch, Reuchlin). Er fand überall die freundlichste Aufnahme, selbst bei Lorenzo dem Prächtigen, und kehrte höchst befriedigt nach Stuttgart zurück. Er wurde mit den verschiedensten Missionen betraut, welche ihm viel Ehre, aber wenig Geld einbrachten. Noch 1490 bestand sein jährliches Einkommen in neunzig Gulden. Zwei Jahre später wurde er infolge einer diplomatischen Sendung, deren er sich aufs beste entledigt hatte, in den Adelsstand erhoben und erhielt den Titel eines Palatinus, welcher damals hin und wieder Männern der Wissenschaft erteilt wurde. Der Titel vererbte sich auch auf die Kinder, deren freilich Reuchlin nicht hatte. Am kaiserlichen Hofe aber setzte er seine hebräischen Studien fort und erhielt das Manuskript einer Bibel, welches dreihundert Gulden wert war: das war der glücklichste Augenblick seines Lebens. Unglücklicherweise starb Herzog Eberhard, und wenn das Dach zusammenbricht, sind die, welche es beschützt hatte, oft dem Unwetter preisgegeben. Reuchlin

verließ Stuttgart und fand in dem Bischof von Worms einen neuen Beschützer; dieser besaß viele Bücher und war der Kanzler des Kurfürsten von der Pfalz. Der Kurfürst hatte Streitigkeiten mit Rom, der Schützling des Bischofs ward abgesandt und hielt eine sehr schöne lateinische Rede vor dem Papst; bei der gleichen Gelegenheit sprach er hebräisch mit einem Rabbiner und griechisch mit dem Gelehrten Argyropulos, welcher voll Begeisterung ausrief: Graecia nostra exilio transvolavit Alpes. Nach seiner Rückkehr konnte Reuchlin wieder nach Stuttgart kommen, wo er seine Feinde nicht mehr zu fürchten hatte; er wurde zum Richter des schwäbischen Bundes erwählt und hatte nun ein jährliches Einkommen von 200 Gulden; ferne vom Hofe lebte er mit seiner etwas kränklichen Frau auf seinem Landgut für seine Bücher und für seinen Hühnerhof.

Seine Wissenschaft war besonders das Hebräische, welche Sprache er nicht nur als Philolog und Theolog, sondern auch als Mystiker studierte. Die Kabbala nahm ihn gefangen. In jedem Wort, jedem Buchstaben, jedem Zeichen des Alten Testaments sah er ein Mysterium, ein Symbol oder eine Prophetie. Wo solche Ansichten sich eines zarten Geistes bemächtigen, da kommt es oft bis zur Geisteskrankheit. Reuchlin aber war nicht der Mann, der sich in Chimären verlor. Von ihm ist das stolze Wort: Quamquam Hieronymum S. veneror ut angelum et Lyram colo ut magistrum tamen adoro Veritatem ut Deum. Er war ein würdiger Mann, selbst sein Äußeres war würdevoll; seine Arbeiten über die Bibel bezeugen ebensoviel Frömmigkeit als Urteilskraft und Gelehrsamkeit. Er fand in der Vulgata viel Widersinnigkeiten, und mußte anerkennen, daß sogar manche Kirchenlehre auf diese Widersinnigkeiten sich stütze. Es war damals schwierig Philolog zu sein und ganz orthodox zu bleiben. Doch scheint Reuchlin von seinen Zweifeln nicht eben sehr gequält worden zu sein; er lebte glücklich mit seinen Pfauen und seinen Büchern, bis plötzlich ein Sturm über ihn losbrach.

Ein bekehrter Jude namens Pfefferkorn (lateinisch Peperi-

cornus) wollte seinen christlichen Eifer beweisen und erlangte von dem Kaiser ein Edikt, demzufolge alle hebräisch geschriebenen Schriften verbrannt werden sollten, welche irgendwelche Beschimpfung der christlichen Religion enthielten. Demzufolge sollten die Juden überall im Reiche ihre sämtlichen Bücher auf die Rathäuser bringen, wo sie unter Zuziehung der Pfarrer und einiger Männer vom Gericht und Rat durch Pfefferkorn untersucht werden sollten. Der Exjude forderte Reuchlin auf, mit ihm an den Rhein zu reisen und auf die jüdischen Bücher Jagd zu machen. Aber Reuchlin fand weder an dem Manne noch an seinem Mandate Gefallen. Er erklärte, er habe wegen anderer dringender Geschäfte nicht Zeit, sich mit der Sache zu befassen, meinte auch, das Mandat habe einige Mängel in der Form, und schrieb, als Pfefferkorn die Gründe seiner Abweisung schriftlich haben wollte, diese auf einem Zettel auf. Bald darauf kam ihm auf Pfefferkorn's Betrieb ein kaiserlicher Befehl zu, ein Gutachten abzufassen, ob nicht den Juden ihre sämtlichen Bücher außer dem Alten Testament abgenommen und verbrannt werden sollten. Reuchlin schrieb das verlangte Gutachten unter dem Titel: „Ratschlag, ob man den Juden alle ihre Bücher nehmen, abthun und verbrennen solle", und erklärte, „um die Juden zu bekämpfen, solle man nicht ihre Bücher verbrennen, sondern sie mit Milde, Liebe und Vernunft mit Gottes Hilfe unserem Glauben zuführen."

So aber hatte es Pfefferkorn nicht gemeint; er schrieb gegen Reuchlin eine Schmähschrift: Speculum manuale; Reuchlin antwortete mit einem Speculum oculare, worin Pepericornus als Türke und Maure behandelt wird; die Dominikaner von Köln mischten sich darein, und ihr Professor Arnold von Tongern schleuderte nicht gegen den getauften Juden, sondern gegen Reuchlin eine Schmähschrift. Hier nun beging Reuchlin eine Thorheit; — die Deutschen, besonders die Theologen unter ihnen, fängt man nicht mit Honig. Er schrieb dem Professor Arnold einen sehr demütigen Brief, worin er erklärte, er glaube, was die Kirche glaube, und bat, man möge ihn belehren, aber nicht verdammen.

Die Fakultät erwiderte, wenn ihm daran läge, ein katholischer Christ zu bleiben, so müsse er dem Verkaufe des Augenspiegels (Speculum oculare) Einhalt thun, und schickte ihm eine Liste der Stellen, welche er in seinem Buch entschuldigen oder widerrufen müsse. Er verlangte Erklärungen, Verbesserungen, die man ihm nicht gewährte. — „Thut der Verbreitung des Buches Einhalt", schrieb man ihm wieder. — „Ich kann nicht: das Buch gehört dem Buchhändler, der es gedruckt hat." — Reuchlin erbot sich, die Belege für seine Meinungen ins Deutsche zu übersetzen und sie mit den nötigen Erklärungen zu veröffentlichen. Das that er und hätte er von Anfang an thun sollen; in dieser Weise gab er eine Apologie, keinen Widerruf. Darüber aber entbrannte Arnold von Tongern gar heftig und veranlaßte Reuchlin zu einer dem Kaiser dedizierten Rechtfertigung. Aber die Dominikaner waren nicht gemeint, den Handel zum Schweigen zu bringen. Jakob Hoogstraten, der Dominikanerprior in Köln, erinnerte sich seiner Eigenschaft als Ketzermeister der Diözese Köln, welches Amt er auch in andern rheinischen Erzsprengeln sich anmaßte; er lud Reuchlin nach Mainz vor, 6 Tage nach Sicht der Vorladung sollte er erscheinen. Reuchlin ließ nun durch seinen Anwalt Peter Staffel von Nürtingen wegen verschiedener Formfehler, besonders aber, weil Hoogstraten sein persönlicher Feind sei, gegen ihn als Richter protestieren und auf ein Schiedsgericht antragen. Nun verzichtete Hoogstraten auf sein Ketzerrichteramt, trat als Ankläger auf und brachte den Erzbischof von Mainz dazu, daß er aus Mainzischen Räten einen Gerichtshof bildete. Durch einen Anschlag an der Hauptkirche zu Mainz wurde am 27. September 1513 jedermann auf nachmittags 3 Uhr eingeladen, Zeuge des Verfahrens gegen Reuchlin zu sein. ... Das Urteil sollte gefällt, das Buch verbrannt werden, da berief sich Reuchlin auf den Papst. Dieser übergab die Sache dem Bischof von Speyer, welcher nach neuem Hinausschieben (die Debatten dauerten nun schon drei Jahre), erklärte, das Speculum oculare sei ein durchaus unschädliches und unschuldiges Buch. Aber die Dominikaner von Köln igno-

rierten den Erzbischof von Speyer und verurteilten das Buch zum Feuer, die Universitäten von Löwen, Erfurt, Mainz und Paris standen ihnen durch ihre Gutachten zur Seite. Paris entschied sich dafür, trotz der Freundschaft für Reuchlin, nach 42 Sitzungen. Nun wurde die Angelgenheit wieder nach Rom gebracht und wäre wahrscheinlich zu Gunsten des Philologen entschieden worden, wenn nicht plötzlich 1516 nach 5 Jahren des Kampfes der Papst die ganze Sache durch ein Mandat (mandatum de supersedendo) niedergeschlagen hätte. Dieser lange Prozeß ward von dem viel ernsthafteren Konflikt der beginnenden Reformation erstickt. Reuchlin wurde in den Epistolae obscurorum virorum, welche wir später betrachten werden, unterstützt und gerächt. Die Dominikaner ließen sich endlich durch Franz von Sickingen bestimmen und bezahlten die Kosten des Prozesses von Speyer (111 Gulden). Die letzten Lebensjahre des Gelehrten waren nicht glücklich; nach viel Anfechtungen und Wohnortsveränderungen ließ er sich in Tübingen nieder, wohin die Studierenden strömten, um ihn zu hören, aber er hatte zu lange gelebt, zu viel gelitten, um noch lange lehren zu können. Er starb 1522 mit dem Ruhm, der erste Gelehrte von Deutschland gewesen zu sein. Erasmus überragte ihn allerdings, aber er war Latinist, war in Rotterdam geboren, lebte in Basel und verstand nichts vom Hebräischen.

Erasmus nahm an dem großen Streit über die Juden, welcher der Ausgangspunkt für die deutsche Reformation wurde, keinen Teil. Ihm lag wenig an dem „Talmud", dem „ziemlich schlecht geschriebenen Buch", und die Heftigkeit, mit welcher auf beiden Seiten der Streit geführt wurde, war ihm im höchsten Grade unangenehm. Nach seiner Ansicht sollten die Gelehrten sich helfen, nicht sich bekämpfen, und statt der Feindschaft, die sie trenne, sollten sie Gastfreundschaft aneinander üben, in der sie zusammenzuleben hätten. Es war ihm sogar unangenehm, zur Partei Reuchlin's gerechnet zu werden, doch schrieb er sanftmütig: „Welcher Gelehrte und welcher aufrichtige Mann müßte nicht

einem solchen Manne geneigt sein?" Was ihm lästig gewesen, war nur, daß man ihn zum Parteigänger machen, ihn in die Polemik mischen wollte. Ihm lag gar nichts daran, zu einer Partei zu gehören; seine Sache war, zuzusehen und die Schläge zu zählen. Erasmus est homo pro se, sagten mit Recht die „Briefe der Dunkelmänner". Das hinderte ihn aber nicht, freundlich mit dem Philologen zu reden, sich für ihn bei dem Papste zu verwenden und seinen Ruhm zu singen. Er that das in einer Vision, wo Reuchlin in weißem Kleid erscheint, von einem beflügelten Kind, seinem guten Geist, begleitet; hinter ihm fliegen schwarze, hungrige Vögel, welche er in die Flucht schlägt, indem er ihnen das Kreuz entgegenhält. Er geht über eine Brücke, wo ihn der heilige Hieronymus als Kollegen empfängt und ihm ein Kleid bietet, wie das seinige ist, ganz überschrieben mit Sprachen in drei Farben (lateinisch, griechisch und hebräisch), in welchen Reuchlin wie Hieronymus Meister war. Eine Wiese voller Engel breitet sich aus, vom Himmel senkt sich eine Feuersäule herab und trägt die beiden Auserwählten, die sich umschlungen halten, empor unter die himmlischen Chöre. Der also heiliggesprochene Reuchlin bleibt der Schutzpatron der Philologen. O sancta anima, sis felix linguarum cultoribus, faveto linguis sanctis, perdito malas linguas infectas veneno gehennae. („O heilige Seele, sei denen gnädig, welche der Sprachen pflegen, wache über den heiligen Sprachen und vertilge die, welche Gehenna mit ihrem Gift verpestet hat.")

VI.

Erasmus konnte also gegenüber von Reuchlin eine Art wohlwollender Neutralität einhalten; weniger glücklich erging es ihm mit Ulrich von Hutten. Dieser Edelmann war 1488 zu Steckelberg, auf der Grenze zwischen Franken und Hessen, geboren, als Sprößling einer edeln Familie, welche den Knaben um seiner Schwächlichkeit willen für die Kirche bestimmte; er wurde deshalb noch ganz jung dem Kloster Fulda übergeben. Dort entfloh er

im 16. Lebensjahre und besuchte die deutschen Universitäten; mit 18 oder 19 Jahren schrieb er zu Frankfurt an der Oder das erste seiner Werke, das erste wenigstens, das man noch von ihm kennt. Es ist ein Lob der Mark Brandenburg und eine „elegische Anrufung an die Tugend". Er war ein unruhiger, ungeordneter Geist, dem es im Arbeitszimmer so wenig wohl war als im Kloster; es war etwas vom irrenden Ritter in ihm, sagt sein Biograph, etwas auch vom Bettelstudenten; er erbettelte sein Brot selbst in den Häusern der Armen und schlief oft, selbst in kalten Nächten, im Freien; überdies hatte ihn eine Art Pest ergriffen, über welche man viel zu viel geredet hat. In jener Zeit des Elends und des Vagabundierens verfaßte er zwei Bücher lateinischer Elegien (Querelarum libri duo) und eines über die Dichtkunst (de arte versificandi liber unus), wodurch er die Aufmerksamkeit auf sich zog, trotzdem es armselige Dichtungen waren. Es galt eben zu leben, und die zahlreichen Ausgaben dieser Abhandlung hatten ihm doch einiges Geld verschafft. Von Rostock ging er nach Wittenberg, von Wittenberg nach Leipzig, von Leipzig nach Wien, wo man ihm viele Komplimente machte, aber ihm that anderes not; auch ließ er hier die Poesie fallen und widmete sich der Juristerei, einem einträglicheren Geschäft. 1512 studierte er die Rechte zu Pavia. Aber es war eine Zeit des Kriegs. Ulrich, als Unterthan des Kaisers den Franzosen verdächtig, wurde streng überwacht und hatte, vom Fieber ergriffen, in seinem Kämmerlein eine dreitägige Belagerung auszuhalten; er glaubte sich dem Tode verfallen. Als die Franzosen abzogen, kamen die Schweizer, welche den armen Studenten für einen Feind hielten, ausplünderten und hinauswarfen. In Pavia zu bleiben war unmöglich, denn Hunger, Krieg und Pest hausten hier fürchterlich. Ulrich schleppte sich nach Bologna, wo er, von allem entblößt, allen Geldes bar, sich kaum zu erholen vermochte.

Und doch verfaßte er damals oder doch bald darauf eine seiner ausgezeichnetsten Arbeiten, ein satirisches Gedicht unter dem Titel Nemo (Niemand):

Ille ego sum nemo, de quo monumenta loquuntur,
Ipse sibi vitae munera nemo dedit!
Omnia nemo potest; nemo sapit omnia per se,
Nemo manet semper, crimine nemo caret.

Er machte darin seinem Ärger Luft über die Universitäten, die Theologen, „die unwissenschaftliche Wissenschaft", und erklärte, er sei lieber gelehrt, als Lehrer. Hat er diese Satire wohl schon in Wien verfaßt, wo man ihm vorwarf, er habe es nicht einmal zum Abiturientenexamen gebracht? In Italien veröffentlichte er seine ersten Angriffe gegen den Ablaß: „gegen Julius II., den großen Wucherer, der die ganze Welt betrügt; er verkauft selbst den Himmel und hat ihn doch nicht."

Fraude capit totum Julius mercator orbem;
Vendit enim coelum non habit ipse tamen.

Seinem Freunde Crotus riet er ab, nach Rom zu kommen: „Da wo Rom ist", schrieb er ihm, „findest Du nichts Römisches mehr." Er machte viele lateinische Wortspiele über das einst so edle Italien, das nun so ganz anders geworden.

Mobilis Italia est, nobilis ante fuit.

Als er jedoch diese Epigramme für den Kaiser Maximilian schrieb (welcher ihm, wie man sagte, Geld schickte), hatte er seine Studien aufgegeben und war trotz seiner Krankheit in die Armee getreten. Jetzt endlich kehrte er zu seiner Familie zurück, welche ihn unfreundlich empfing, weil er barhäuptig aus Italien zurückkehrte. Der Doktorhut, den er dort zu erlangen hoffte, war nicht gekommen. Glücklicherweise fand er seinen alten Protektor, Eitelwolf von Stein, welcher ihm, wie man sagte, aus dem Kloster geholfen hatte. Nun konnte sich Ulrich alle Tage satt essen, sich mit Erasmus verbinden (1514) und die Bäder von Ems gebrauchen. Aber Eitelwolf starb, und ein neuer Schlag traf den armen Hutten. Einer seiner Vettern namens Hans wurde bei einer Jagdpartie von dem Herzog Ulrich von Württemberg erstochen. Hinter diesem Mord aber war ein schmachvoller, sonder-

barer Roman verborgen; der Herzog liebte die Frau von Hutten.[1]) Ulrich von Hutten ließ als Stimmführer der Familie eine Reihe der beißendsten Schmähschriften gegen den Herzog ausgehen, in welchen er die ganze gebildete Welt gegen Ulrich von Württemberg aufrief, den er als Schreckbild eines fürstlichen Tyrannen schilderte. Er brachte es zustande, daß Deutschland sich gegen den Herzog erhob und dieser endlich seine Staaten verlassen mußte.

1515 war Hutten nach Italien zurückgekehrt und donnerte von neuem gegen die Thorheiten Roms; da schlug er sich einmal allein gegen fünf Franzosen, welche über den Kaiser spotteten, tötete einen, verwundete vier, er selbst bekam nur eine Schmarre auf die Wange. Nichts straft diese seine Erzählung Lügen, es ist bekannt, daß er tapfer genug dazu war. Als er in seiner Jugend herumzog, hatte er sich gegen die Dienstmannen eines Bürgermeisters zu wehren, die ihn ausplündern wollten; später kämpfte er tapfer an der Seite von Franz von Sickingen und nahm an dem Zuge gegen den Herzog von Württemberg teil; wieder später, beim ersten Aufzüngeln der Religionskriege, war er Raubritter, zerstörte drei Abteien und schnitt zwei Dominikanermönchen die Ohren ab, oder ließ sie ihnen abschneiden. Das war Hutten, „der Kapitän", wie ihn Erasmus nannte. Es waren das die Sitten der Zeit, die Annehmlichkeiten des konfessionellen Haders. Wollte man diese Züge nicht beachten, so würde man den Menschen nicht ganz kennen lernen.

Hutten mußte Rom infolge seines Abenteuers mit den Franzosen verlassen und nach Bologna gehen, das er sich durch einen Streit mit Studenten unmöglich machte; er floh zuerst nach Ferrara, dann kehrte er 1517 nach Deutschland zurück. Damals empfing er aus den Händen Kaiser Maximilian's den Dichterlorbeer. Er hatte sich nun aber auch in die religiösen Streitig-

[1]) Der Herzog liebte die Frau von Hutten, — ja! aber Ulrich Hutten sagt nicht, daß sein Vetter Hans Hutten in noch viel vertraulicherem Verhältnis zur Herzogin stand, und der Herzog das Schwert erst zog, als er den Ehering seiner Frau am Finger Hutten's erblickte.

keiten eingelassen und nach dem Siege Reuchlin's über die Dominikaner von Köln ein Siegeslied veröffentlicht, das von sich reden machte: „der Triumph von Capnio"; allerdings ist ihm die Vaterschaft desselben mannigfach bestritten. Und zu gleicher Zeit erschienen die Epistolae obscurorum virorum.

Die berühmten „Dunkelmännerbriefe" waren trotz ihrer absichtlichen Grobheiten wirklich geistreiche Schmähschriften, eine Art germanischer Provinzialbriefe, ein Vorläufer derer, welche 150 Jahre später Pascal gegen die Jesuiten veröffentlichte. Die „Dunkelmänner" sind vorgebliche Lizentiaten der Theologie, welche sich unter sonderbaren Namen verbergen: Pellifex, Plumilegus, Caprimulgius, Mellilambius, Langschneyderius, Buntschuhmacherius ꝛc.; sie nennen sich Gegner Reuchlin's, dessen Prozeß sie mit peinlicher Angst verfolgen. Bald geberden sie sich voll Hoffnung, bald voll Furcht; sie schmähen über die Verderbtheit der öffentlichen Meinung, über die Schwäche der Kardinäle, über die Unwissenheit des Papstes, der nichts von Theologie verstehe und verdiene, daß ein Appell an die Konzilien gerichtet würde. In dieser Weise ziehen die Dunkelmänner das Publikum in das Interesse. Überdies geben sie sich den Anschein, als wollten sie den sehr ehrenwerten Meister Ortuinus Gratius, Professor zu Köln, durch Briefe über Sachen der Scholastik und des Gewissens befragen, wodurch sie das Kindische, Alberne der niederen klerikalen Welt entschleiern. Bald sind es Bekenntnisse und schmutzige Schwätzereien, bald Belastungen gegen die Humanisten, bald Beschimpfungen, die auf Reuchlin und Erasmus herabregneten wegen ihrem schönen Latein, welches die Religion vernichten müsse. „Da ziehen die Dunkelmänner doch das alte Schul- oder Küchenlatein vor, das sie in ihren Episteln unter sich selbst mit staunenswerter Vollkommenheit der Trivialität reden." In dieser Weise schleudere Crotus Rubianus und seine Mitarbeiter unter dem Scheine der Biederkeit und Aufrichtigkeit eine gewaltige litterarische und moralische Satire in die Welt. Man muß sie hören, wie sie gleich im ersten Briefe lang und breit die wichtige Frage verhandeln,

ob man zu einem künftigen Doktor der Theologie sagen müsse: magister nostrandus oder noster magistrandus? Über diesen Punkt möchte man vor allem sich bei dem Professor von Köln Licht verschaffen. Darauf kommt ein anderer, nicht minder gewichtiger Zweifel. Meister Hans Pellifex geht auf die Frankfurter Messe und begegnet zwei Männern, die ganz sittsam in schwarzen Tuniken einhergehen. „Gott weiß", sagt er, „ich meinte, es wären zwei von unsern Vätern; ich machte ihnen also meine Reverenz und that die Kappe herunter. Da stieß mich der Baccalaureus, der mit mir ging, und sagte: Um Gotteswillen, was macht ihr? Das sind Juden und ihr ziehet vor ihnen die Mütze ab? Ich erschrak, als hätt' ich den Teufel gesehen, und sagte: O Herr Baccalaureus, Gott der Herr verzeih' mir die Sünde, ich hab' sie ja unwissentlich gethan. Aber glaubt ihr, es sei eine große Sünde? Eine Todsünde, antwortete der Baccalaureus, denn es ist Abgötterei, eine Übertretung des ersten Gebots im Dekalog: unum crede Deum. Einem Juden oder Heiden Ehre erzeigen ist ein Verstoß gegen das Christentum. Der Jude oder der Heide könnte sagen: Wir sind auf dem besseren Weg, weil ein Christ sich vor uns verbeugt, und so werden sie in ihrem Glauben bestärkt und lassen sich nicht taufen. — Das ist wahr, erwiderte Pellifex, aber ich habe es nicht wissentlich gethan, Unwissenheit entschuldigt Sünde. Verzeiht, entgegnet beharrlich der Baccalaureus, es ist gleichwohl eine Sünde. Ich, der ich zu euch spreche, befand mich eines Tages in einer Kirche, wo vor einem Christus ein Jude von Holz stand, und der Jude hielt einen Hammer in der Hand; ich glaubte, es sei St. Petrus und hielt den Hammer für einen Schlüssel; ich beugte also das Knie und zog die Mütze ab; nun erst sah ich, daß es ein Jude war, und ich beichtete es. Aber mein Beichtiger sagte mir, es sei eine Todsünde, die ich begangen, und er könne mir die Absolution nicht geben, weil er kein Bischof sei, und dieser Fall gehöre vor den Bischof. Und er fügte hinzu, wenn ich es wissentlich und nicht unwissentlich gethan hätte, so hätte der Fall vor den Papst gebracht werden müssen. Ihr mein

Freund ſeid um ſo weniger zu entſchuldigen, als die Juden ja immer eine gelbe Locke auf ihrem Mantel tragen. Die hättet ihr ſehen ſollen, ich habe ſie ja auch geſehen. Darum iſt das eine grobe Unwiſſenheit, welche zu groß iſt für die Abſolution. So kommt denn der arme Pellifex be- und wehmütig zu Meiſter Ortuinus Gratius, dem tiefgelehrten Theologen, um zu erfahren, ob die begangene Sünde eine verzeihliche oder eine Todſünde ſei, ob es ein einfacher oder biſchöflicher oder päpſtlicher Fall ſei? Auch verlangt er, daß die Frankfurter Juden ſich nicht mehr ſollen kleiden dürfen wie Theologen, was großes Ärgernis gebe.

Derartig war die Ironie der Briefe. Im Anfange gingen die Leute der Kirche in die Falle und glaubten ſich wirklich in den Epiſteln wohlberaten, welche ſie doch verhöhnt. „Es iſt wunderbar", ſchrieb Thomas Morus an Erasmus, „wie ſehr die Briefe der Dunkelmänner den Gelehrten und Ungelehrten gefallen. Wenn jene uns beim Leſen lachen ſehen, glauben ſie, wir lachen über den Stil und wollen ihn keineswegs verteidigen; aber, ſagen ſie, in dieſer barbariſchen Sprache ſind treffliche Vorſchriften enthalten! Schade, daß das Buch keinen andern Titel hat; noch nach hundert Jahren werden die Schwachköpfe nicht wiſſen, wie man ſich über ſie luſtig gemacht hat." In Brabant, erzählt Erasmus, kaufte ein Prior der Dominikaner, welcher allen Ernſtes glaubte, das Buch ſei zur Ehre ſeines Ordens geſchrieben, eine Anzahl Exemplare, um ſie ſeinen Oberen zu bringen. Die Kölner Dominikaner begriffen ſchneller, um was es ſich handelte, und erlangten ein päpſtliches Edikt gegen das gefährliche Buch. Dieſem Befehl wurde durch neue, noch kühnere Epiſteln geantwortet. Wahrſcheinlich arbeitete Hutten im Verein mit ſeinem Freunde Crotus Rubianus und andern ſchon ſehr emanzipierten Gelehrten. Die Art des Kampfes hatte ſich nicht verändert, aber die Klinge ward tiefer eingeſtoßen; man gab ſich z. B. den Schein, als wollte man die neuen Doktoren angreifen, und ſagte: „Wenn man ſie hört, möchte man glauben, die Theologen der guten alten Zeit haben nichts von der Schrift verſtanden, weil ſie weder hebräiſch

noch griechisch verstanden. Aber ist die Eingebung des heiligen Geistes für gar nichts zu achten? Die allerheiligste Theologie kann doch, soll doch nicht von den Juden und Griechen abhängen. Wenn es gilt, unsere Religion durch das eine oder das andere aufrechtzuerhalten, so werden nur die Juden in ihrem Glauben, die Griechen in ihrem Schisma befestigt. Juden und Griechen verdienen nur Verachtung." Diese Satire war der Anfang der Reformation.

Bald führte Hutten gegen den Klerus noch stärkere Schläge. Er gab das berühmte Buch von Laurentius Valla neu heraus und hatte die Kühnheit, es dem Papst Leo X. zuzuschicken. Er schrieb: „Obgleich alle Eure Vorgänger die Rede von Laurentius Valla angegriffen haben, weil dieselbe die Schenkung von Konstantin bestreitet, so widme ich sie Euch doch mit Vertrauen. Ich fürchte nicht, wie manche andere, daß meine Huldigung Euch beleidigen könne. Seitdem Ihr den heiligen Stuhl bestiegen habt, sieht die Welt mit Liebe und Hoffnung zu Euch empor als zu einem Wiederhersteller des Friedens, einem Beschützer der Künste und Wissenschaften. Ihr brachtet die Kriegsposaunen Julius II. zum Schweigen; indem Ihr den Frieden verhießet, habt Ihr Gerechtigkeit, Sicherheit und die königlichsten aller Tugenden, Milde und Barmherzigkeit, verheißen. Meine Widmung wird also den Jahrhunderten bezeugen, daß unter Eurem Pontifikat man frei denken, frei reden und schreiben durfte, was wahr ist." Diese Veröffentlichung bewegte die Geister in Deutschland mächtig. „Welche Ignoranz oder welche Verderbtheit herrscht am Hofe zu Rom! — Ich bin so verblüfft, daß ich kaum mehr zweifle, ob nicht der Papst der wirkliche Antichrist sei." So schrieb Luther, als er die von Hutten neu herausgegebene Rede von Valla las. Der ritterliche Pamphletschreiber machte eine Reise nach Paris, wo er von Wilhelm Budäus, Lefèvre d'Etaples, den Medizinern Copp und Rueil im Dezember 1517 freundlich aufgenommen wurde. Ein wenig später verfaßte er ein „Sendschreiben an die deutschen Fürsten", um sie zu einem Kreuzzug gegen die Türken

zu bewegen; darin sah er ein Mittel, alle zerstreuten und entzweiten Kräfte der Nation zu sammeln und an der „neuen Einheit des Vaterlandes" zu arbeiten. Darauf verfaßte er einen Dialog, „das Fieber", welches er bat, sich das Hotel des Kardinals Cajetan, des päpstlichen Legaten, für immer zur Wohnung zu ersehen; ein zweiter Dialog, „Zweites Fieber", febris secunda, donnerte gegen den Cölibat der Priester. Darauf folgte: „Vadiscus oder die römische Trias", eine umfangreiche Streitschrift, worin Hutten nichts mehr schont: „Hinweg mit dir, Rom", ruft er aus, die du den Glauben an Christum verloren hast; hinweg, ihr unwürdigen Nachfolger der Apostel, — ihr seid gefährlicher als der Türke; mit unsrem Golde habt ihr den Tempel angegriffen, wo jetzt der Geiz herrscht; aus dem geweihten Heiligtum des Gebets habt ihr eine Mördergrube gemacht. Wenn Christus jetzt wieder auf die Welt käme, würde er euch schmählicher hinausstoßen, als einst die Verkäufer aus dem Tempel: jene trieben doch nur ein gemeines Geschäft, ihr verkauft das Allerheiligste."

Dieses Mal erlangte Hutten den Bannstrahl, nach welchem ihn gelüstet hatte. Von diesem Augenblicke an ließ er seiner Phantasie zügellos den Lauf; er schrieb nun seinen hübschen Dialog „Die Beobachter", Inspicientes, in welchem er den Kardinal Cajetan die Sonne exkommunizieren läßt und offen dem die Hand reicht, welcher bald darauf die Bulle des Papstes verbrennt. „Es lebe die Freiheit! Ulrich von Hutten, der Ritter, an Martin Luther, den Theologen, Gruß." In jenem Augenblicke zweifelte der Paladin der Reformation an nichts; er wollte sich zu Karl V. begeben und ihn für die Sache der Freiheit gewinnen; er schrieb an eine Menge von Fürsten, um sie von Rom loszulösen, und stellte immer Deutschland, das große Vaterland, der fremden lateinischen Macht gegenüber, welche darüber zu herrschen beanspruchte. In einem heftigen Dialog, „Bullicida" betitelt, stellte er die Bulle, welche Luther verdammte, der deutschen Freiheit gegenüber. „Ich bin kein Lutheraner", schrieb er damals, „aber mehr noch als Luther hasse ich die Bullen und das gottlose Rom:

an Luther möge man rühren, aber nie an die Freiheit.“ Das Programm für seine Plane faßte er zusammen in einem Gedicht „an die freien Städte deutscher Nation“: „Clag und vermanung gegen dem übermässigen antichristlichen gewalt des Bapsts zu Rom und der ungeistlichen geistlichen, durch herren Ulrichen von Hutten, poeten und orator, der gantzen Christlichkeit und zuvoran dem vatterland Teutscher nation zu nutz und gut, von wegen gemeiner beschwernusz, und auch wegen seiner eigen nottdurfft, in Reymens weysz beschriben. Jacta est alea. Ich habs gewagt.“

Das war ein Donnerschlag. Hutten schrie über die Bedrückung des deutschen Vaterlandes, über die Verblendung der Menschen, über die Allgewalt des Papstes, über die luxuriöse Verderbnis Roms, über das Elend der Deutschen, welche alle diese Pracht bezahlen müßten, über den Müßiggang der Priester, welche gleich den hölzernen Wegweisern den Weg zeigen, aber ihn selbst nicht gehen.

Wolauf ihr frommen Teutschen nun!
Viel Harnisch han wir und viel Pferd.
Viel Hellebarden und auch Schwert,
Und so hilft freundlich Mahnung nit,
So wollen wir die brauchen mit,
Nich frage weiter Jemand nach:
Mit uns ist Gottes Hülf und Rach;
Wir strafen die sein wider Gott ...
Sie haben Gottes Wort verkehrt,
Das christlich Volk mit Lügen bschwert.
Die Lügen wolln wir tilgen ab,
Auf dasz im Licht die Wahrheit hab,
Die war verfinstert und verdämpft;
Gott geb ihm Heil, der mit mir kämpft,
Das, hoff ich, mancher Ritter thu,
Manch Graf, manch Edelmann dazu,
Manch Burger, der in seiner Stadt
Der Sachen auch Beschwernisz hat,
Auf dasz ichs nicht anheb umsunst.
Wohlauf, wir haben Gottes Gunst!
Wer wollt in Solchem bleiben dheim?
Ich habs gewagt! das ist mein Reim. Amen!

Hutten war zu weit gegangen; er mußte nun zu seiner eigenen Verteidigung schreiben und beweisen, daß er keineswegs der „Feind der ganzen Clerisei und Priesterschaft sei"; er bekannte, daß seine „Klage" in einem Augenblicke des Zorns verfaßt worden sei, und protestierte dagegen, daß er den Ruin der Religion wolle. Bald darauf veröffentlichte er andere Dialoge: „Monitor primus", „Monitor secundus", „Praedones", in welchen er bewies, daß er keineswegs entwaffnet habe; bald aber zeigte er, daß ihm die Federhiebe nicht mehr genügten, daß er nach Schwerthieben dürstete. Auch seine Freunde drängten ihn, zu handeln, und behaupteten, er verstehe wohl zu bellen, aber nicht zu beißen. Seltsame Zeit, in welcher die Bisse der Schmähschriften für nichts gerechnet wurden. So sang denn Hutten einen neuen Sang, welcher diesmal an die deutsche Nation gerichtet war, und in welchem er sie aufforderte, sich mit der Ritterschaft zu verbinden, welche wie das Volk unter dem Joche der Tyrannen seufze. „Wenn ich auch darob sterben muß", sagt er, „wenn es nur Euch wohlgeht":

Ihr frommen Stadt, nun habt in Acht
Des gmeinen deutschen Adels Macht,
Zieht den zu euch, vertraut ihm wohl;
Ich sterb, wo es euch greuen soll.

Endlich brach der Krieg aus; Franz von Sickingen fiel als dessen Opfer, Hutten mußte sich in die Schweiz flüchten, wo er ein trauriges Ende nahm. Er ging zuerst nach Basel, wo Erasmus ihn nicht vorließ; darauf begab er sich, völlig mittellos und kränker als je, zu Zwingli nach Zürich, welcher, als er den armen Schiffbrüchigen erblickte, voll Mitleid ausrief: „Ist's möglich? ist das der schreckliche Hutten? — das der Mann des Umsturzes, der so gut mit dem gemeinen Volke und den Kinderlein zu reden weiß? war dieser sanfte, milde Mund im stande, einen solchen Sturm gegen die Papisten anzublasen?" Der Mann der Vernichtung starb völlig vernichtet 1523 auf einer kleinen Insel des Züricher Sees; die Deutschen behaupteten, seine Feinde hätten

ihn vergiftet. Warum hätten sie das nötig gehabt? Lange schon hatte der Unglückliche sich selbst vergiftet. In Summa: Er war ein Charakterkopf und ein Kampfesmensch, aus welchem man heutzutage wohl zu viel macht, aber ein Mann, der im weitesten Sinne des Wortes ein Herz hatte für das Volk, eine Seele voll Schwung und Mut. Er war es, welcher in dem entscheidenden Kampfe gegen Rom die ersten Schläge führte, und je älter er wurde, desto wuchtiger und kühner führte er sie, mit einer Ausdauer wie kein anderer seiner Zeit. Das genügt, um ein Held, aber nicht, um ein Apostel zu sein; durch ihn allein wäre nie eine Reformation zustande gekommen. Was ihm fehlte, das war der siegende Glaube. Ein Haudegen, und wärs auch ein genialer Haudegen, ist noch immer kein Heerführer. Als Hutten starb, war der Heerführer schon am Werk und übersetzte die Bibel: dieser Mann war Luther.

Es versteht sich von selbst, daß Erasmus, welcher nicht mit Reuchlin hatte gehen wollen, dem „Kapitän" nicht auf seinen gefährlichen Wegen folgen konnte. In der Zeit, wo der junge Hutten nur erst ein Humanist war, hatte ihm der ausgezeichnetste Humanist beide Hände dargereicht; Griechisch und Latein haben mehr Freundschaften geknüpft, als die Theologie je Haß erzeugte. Aber als der Ritter sich um der Politik und Religion willen der Litteratur entzog, wollte Erasmus zuerst ihn zurückhalten, wollte hindern, daß er sich zu Karl V. begebe, wollte ihm ausreden, sich mit einer so mächtigen Persönlichkeit wie Leo X. zu verfeinden; er erklärte ihm endlich, daß er in keinem Falle sich an dem Unternehmen beteiligen werde, da seine Studien seine ganze Zeit beanspruchten. Hutten hörte nicht und wagte sich von Tag zu Tag mehr in den Kampf. Als dann endlich der Unglückliche nach Basel flüchtete, ließ Erasmus ihn bitten, nicht zu ihm zu kommen. Man kann sich den Schrecken des friedlichen Gelehrten denken, der, ganz seinen Studien lebend, von Kaiser und Papst gehätschelt, das enfant terrible auf sich zukommen sieht. „Er könnte mich kompromittieren", schreibt er mit mehr Aufrichtigkeit,

als Heldenmut. Hutten ward zornig; das lag in seinem Charakter. Erasmus ließ ihm sagen: „Ich käme gerne zu Euch, aber Ihr seid krank und Euer Zimmer ist mir zu heiß, ich könnte Euren Ofen nicht ertragen; wenn Ihr nicht fürchtet, es sei Euch bei mir zu kalt, so kommt.“ Hutten antwortete nicht, aber ging, ging immer wieder mit Freunden unter den Fenstern von Erasmus vorüber. Dann, als er Basel verlassen und sich ins Elsaß flüchten mußte, brach er plötzlich gegen seinen einstigen Lehrer in einer Expostulatio los, welche in allen Lagern mißfiel und auch von Luther getadelt wurde. Hier stehe einiges aus der Schmähschrift, mit Auslassung der zu starken Ausbrüche: „Entscheide Dich endlich“, schrieb Hutten an Erasmus, „überschreite die Grenze; Du hast lange genug zwischen Rom und uns hin und her geschwankt, — gehe über zum Sieger. Widerstehen kannst Du nicht; vielleicht reißen Dich ihre Beifallsbezeugungen, ihre Schmeicheleien, ihre Geschenke hin. Du bist, ob mit oder ohne Willen, ein zu nützliches Werkzeug in ihren Händen; aber nie werden sie Dich lieben, nie Dir vergeben, denn wenn Du Dich auch zu unsern Gegnern schlägst, sind doch Deine Bücher, die besten derselben, für uns. Was Du auch thun magst, Du bist es, der uns alle erzeugt hat; noch im Feindeslager gehörst Du zu uns und kämpfst mit desto schwächeren, beklagenswerteren Waffen, weil Du gerade gegen den besten Teil Deines Ichs anstrebst und Dein Ehrgeiz gegen Deine Tugend streitet.“ Erasmus war schwach genug, zu antworten, und gab „einen Schwamm gegen die Schmutzflecken Hutten's“ heraus (Spongia Erasmi adversus adspergines Hutteni), ein giftiges, ja gemeines Pasquill, mit welchem der große Humanist sich selbst schadete, indem er mit seiner ganzen Schwerkraft sich auf einen armen Mann warf, der im Sterben lag.

VII.

In seinen letzten Lebensjahren trat ein gewichtigerer Gegner, als Hutten gewesen war, gegen Erasmus auf, das war Luther selbst. Anfangs hätte der Reformator gerne die Allianz des Hu-

manisten angenommen, er schrieb ihm freundschaftlich: „Ich beschäftige mich immer mit Euch, Erasmus, mit Euch, der Ihr unsere Ehre und Hoffnung seid. Wo ist eine Seele, die Erasmus nicht belehrt, welche Erasmus nicht leitet, welche Erasmus nicht ganz dahinnimmt?“ Auf solches Entgegenkommen erwiderte der Humanist vorsichtig: „Wir wollen nicht zu schnell vorwärts gehen, mit Mäßigung gewinnt man immer mehr, als mit Leidenschaft. Wir wollen gegen die schreiben, welche das Papsttum mißbrauchen, nicht gegen den Papst selbst; reformieren wir die Schule, aber verachten wir sie nicht.“ Dabei blieb der Briefwechsel stehen; Wasser und Feuer haben sich noch nie vertragen. Erasmus achtete Luther sicherlich, er fühlte in ihm eine Kraft heraus, eine Macht, einen Charakter, der fähig war, die christliche Wahrheit wieder zu finden und aufzurichten.[1]) Aber sein Mann war Luther nicht: er warf ihm, „ich weiß nicht welches scheue, finstere Wesen“ vor, „welches der Milde des evangelischen Geistes nicht entspricht“,[2]) welches zugleich viel zu viel Feuer und Bitterkeit in den Kampf bringe, wodurch schließlich alles in Aufruhr und Zwietracht der ganzen Welt ende.[3]) Überdies war ihm in der ungestümen Art zu predigen nicht genug Würde und Milde; möglich, daß die schlechten Sitten mit Feuer und Schwert behandelt werden müssen; aber manchmal schaden die Mittel des unbarmherzigen Arztes (inclementem medicum) mehr, als sie nützen. Erasmus liebte den Krieg nicht; er hätte gerne einen Teil der Wahrheit geopfert, um in Ruhe zu bleiben. Er beurteilte Luther richtig, er sah in ihm etwas vom Zorne Achills, der nicht nachgeben könne,

Pelidae stomachum, cedere nescit,

---

[1]) . . . Ingenium, quod videbatur futurum insigne quoddam organum obveniendi veritates Ecclesiae evangelicae.

[2]) Nescio quid saevum et austerum, nec satis referens mansuetudinem spiritus evangelici.

[3]) Statim ad primum gustum opusculorum, quae Lutheri nomine rodire coeperunt, plane verebar, ne res exiret in tumultum ac publicum orbis dissidium.

einen Feuereifer, der ihn vorwärts treibe, hinweg über alle Hindernisse, hinan ans Ziel. Erasmus hätte die Kirche friedlich reformieren mögen, im Frieden mit Fürsten und Päpsten; [1]) ein gewaltsamer Bruch mit allen Traditionen widerstrebte selbst seinem Begriff von Freiheit. Einen Vergleich hielt er für möglich. Was ihn aber am meisten von der Reformation fernhielt, das war die Richtung, welche sie von Anfang an den Geistern anwies. Er fühlte wohl, daß Luther kein Latinist sei und nie in die Zahl der Humanisten gerechnet werden könne. Schon interessierten die klassischen Studien nicht mehr; die neuen Ideen wurden in deutscher Sprache ausgesprochen. Die Mönche sagten: „Erasmus hat das Ei gelegt und Luther hat es ausschlüpfen lassen." „Ja", antwortete Erasmus, „ich habe ein Hühnerei gelegt, aber Luther ließ einen ganz andern Vogel hervorkommen." [2])

Bitter war auch, daß die Fortschritte der Reformation ihn, den Humanisten, in den zweiten Rang drängten. Wenn einerseits die Protestanten ihn für ihre Sache zu gewinnen suchten, wünschten andererseits die Katholiken, daß er sich für sie erkläre, was er nicht thun wollte. Es gefiel ihm wie den Weisen des Altertums, „überall einzutreten, aber nirgendwo sich einzuschließen." Und nun kamen darob von beiden Seiten Sticheleien und Vorwürfe. Die einen beschuldigten ihn, Furcht zu haben, die andern mit Luther unter Einer Decke zu spielen, während er doch Uneinigkeit heuchle; also sei er ein Erzschelm. Die ganze Bewegung erfüllte ihn mit tiefer Traurigkeit. Von Zeit zu Zeit ergötzte ihn der Anblick, wenn er z. B. so manchen die Mönchskutte ablegen und eine Frau zum Altare führen sah, und er pflegte dann zu sagen: „Die Reformation endet wie die Lustspiele mit Heiraten." Als er aber in seinem Traktat „von dem freien Willen" Luther ernst-

[1]) At ego libertatem ita malebam temperatam, ut Pontifices etiam ac monarchas ad hujus negotii consortium pelliceremus.

[2]) Ego peperi ovum, Lutherus exclusit. Mirum vero dictum Minoritarum istorum. . . . Ego posui ovum gallinaceum, Lutherus exclusit pullum longe dissimillimum etc.

haft angreifen wollte, zog er sich eine sehr harte Antwort zu (De servo arbitrio), welche ihn mit schwerem Geschütz zu Boden schlug und unter Zitaten erstickte. Er versuchte zu antworten und verglich die Prosa des Reformators mit der eines Betrunkenen; aber er war nicht mehr bei Kraft, verstand nicht angriffsweise vorzugehen, und hatte nicht den Löwenmut, welcher Luther so unendliche Gewalt verlieh. So schlug in Deutschland die Reformation die Renaissance nieder. Man hat gesagt, der Reformator sei engherziger gewesen als der Humanist. Das ist wahr, aber so mußte es sein: Die Geister, welche alles umfassen wollen, stürzen nichts nieder. Wenn die Rhone aus dem Genfer See tritt, ist sie immer noch ein wandelnder See und ergießt weithin ihre klaren Wasser, in denen sich ruhig und blau der ganze Himmel wiederspiegeln. So war Erasmus. Aber wo sich später die Rhone einen Durchgang durch den Jura schaffen will, da staut sie sich und sammelt die Kräfte zum Anprall; nur Felsen und wenig Himmel spiegeln sich in ihr, aber sie hat die Berge bezwungen. Das ist Luther.

Sechstes Kapitel.

Machiavelli.

I. Sein Leben, seine Erfahrungen, seine Stellung als Gesandter. — II. Machiavelli in seinen Werken. Francesco Guicciardini. — III. Die Reden über Titus Livius und „der Fürst". — IV. Machiavelli und seine Beurteiler: die Jesuiten, die Protestanten, Bacon, Campanella, die Königin Christine, Friedrich der Große, J. J. Rousseau, Ranke, Macaulay, Pasquale Villari ꝛc. — V. Machiavelli und Guicciardini.

I.

Die humanistischen Streitigkeiten beunruhigten die Italiener in keinerlei Weise; auch die Reformation berührte sie kaum oder gar nicht. Dagegen besaßen sie um die Zeit von 1500—1530 drei ausgezeichnete Männer der Kunst und Wissenschaft. Machiavelli, der älteste von ihnen, hatte Deutschland bereist, ohne jedoch die religiöse Bewegung zu beachten; er hat wenigstens nie darüber gesprochen. Der andere, Ludovico Ariost, streifte in seinem „Rasenden Roland" vorübergehend die Ketzerei; Michelangelo neigte sich, was auch die Protestanten sagen mögen, keineswegs der Reformation zu, er blieb ganz einfach der größte Künstler der Renaissance.

Machiavelli ward, wie wir schon sahen, nicht einmal von Savonarola berührt, wenngleich das erste Lebenszeichen, das wir in der Litteratur von ihm besitzen, ein Brief ist, in welchem er sagt, er sei von einer Predigt des Mönches erstaunt, aber nicht überzeugt, desselben Mönches, den er später einen „entwaffneten" Propheten nannte. Wir wissen von Machiavelli's früherem Leben

durchaus nichts; es befindet sich keine Selbstbiographie in seinen Werken; nur soviel sehen wir aus jedem Brief, daß er von früheren Chimären geheilt war. Er soll, sagen die Kritiker der Neuzeit, viel studiert und beobachtet haben, aber das ist bei einem so geistreich angelegten Mann selbstverständlich. Sein Vater war ein unbemittelter Rechtsgelehrter; von ihm spricht er wenig, von seiner Mutter gar nicht. 1498 bewarb sich Nikolaus Machiavelli um die erledigte Stelle eines Sekretärs des zweiten Gerichtshofes von Florenz und erhielt sie mit einem jährlichen Gehalt von 192 Gulden, was für ihn soviel wie nichts war; aber er hatte in Marcello Virgilio einen Mann neben sich, dem er viel verdankte. Derselbe war ein trefflicher Humanist, auch in Naturwissenschaften wohlerfahren und sprach und schrieb sehr viel, auch in lateinischer Sprache. Der um fünf Jahre jüngere Machiavelli arbeitete sich neben ihm doppelt eifrig in die Geschäfte ein. Als Geheimschreiber der „Zehn" wurde er bald mit mehr oder weniger wichtigen Gesandtschaften betraut; einmal sandte man ihn zu Katharina Sforza nach Forli, einer tapfern, geistreichen Frau, deren sechs Kinder als Geiseln gefangen gehalten wurden. Machiavelli hatte ihr zu erklären, die Geiseln würden erwürgt, wenn die Fürstin länger Widerstand böte; aber Katharina hielt tapfer Stand und entgegnete stolz: „Ich werde andere bekommen." Man sah ihn darauf im Lager bei Pisa, dann beim Könige von Frankreich, an welchen er in der Begleitung von Francesco della Casa geschickt wurde. Es war das eine kostspielige Sache, denn die beiden Gesandten sollten dem Könige von Stadt zu Stadt folgen und sich mit Dienern und Pferden versehen; dabei verausgabten sie mehr Geld, als der Staat ihnen gab, und doch waren sie beide unbemittelt. Ein Kurier des Kabinets zu sein war damals außerordentlich teuer, und Ludwig XII., dessen Hilfe Florenz erbat, war kein bequemer Herr, der sich lange an Einem Orte aufhielt. „Die Franzosen", schrieben die Gesandten nach Florenz, „sind durch ihre Macht verblendet; überdies achten sie nur diejenigen, welche bewaffnet und bereit sind, Geld zu spenden. Sie sehen,

daß diese beiden Eigenschaften Euch fehlen und nennen Euch darum ser Nichilo (Sire Nichts). Eure Ohnmacht schelten sie Uneinigkeit, den liederlichen Zustand ihrer Armee schreiben sie Eurer schlechten Regierung zu." — Darauf gab er noch den guten Rat: „Macht Euch in Frankreich Freunde durch Geld, und hofft nicht, solche zu finden, die von der Triebfeder natürlicher Zuneigung geleitet werden. So machen es alle, die an diesem Hofe eine Sache zu betreiben haben. Wer es anders versucht, der träumt einen Prozeß zu gewinnen, ohne den Prokurator zu bezahlen."

Man sieht, Machiavelli war betreffs der Einführung in die Geschäfte in einer guten Schule. Wir folgen ihm nicht auf allen seinen Missionen, sondern halten uns an die, welche auf sein Gemüt und seine Ideen den meisten Einfluß hatten. 1502 wurde er mit dem Bischof Soderini nach Urbino geschickt. Dort sah er zum erstenmale Cesare Borgia, den Sohn Alexander's VI. Was dieser Mann sei, erkannte der florentinische Gesandte alsbald und sprach es in seinen Depeschen mit staunenswürdiger Bestimmtheit aus.

„Dieser Herr", schrieb er, „hat soviel Eifer, daß die größten Dinge in seiner Hand leicht werden. Mag es sich nun um Ruhm handeln, oder um die Eroberung eines Staates, — er ruht nie, kennt weder Ermattung noch Gefahr; er kommt an seinen Ort, ehe man sich seiner versieht oder weiß, woher er kommt; bei seinen Soldaten weiß er sich beliebt zu machen; er hat es verstanden, die besten Männer Italiens zu überlisten. Dadurch ist er so siegreich und mächtig geworden, wozu noch kommt, daß ihm das Glück immer hold gewesen ist."

Von dieser Begegnung an begann Machiavelli seine Beobachtungen niederzuschreiben und seine Urteile zu begründen. Schon sein erstes Werk über die Unterdrückung eines Aufstandes im Thale von Chiavenna enthält manche seiner Ansichten schon bestimmt formuliert. Er befragt darin die römische Geschichte und erholt sich bei ihr Rat über die Angelegenheiten seiner Zeit: „weil die Menschen immer die gleichen sind und immer von den gleichen

Leidenschaften beherrscht werden, so müssen, wenn die Begebenheiten identisch sind, die gleichen Ursachen die gleichen Wirkungen hervorbringen, die gleichen Thatsachen die gleichen Vorsichtsmaßregeln eingeben!" Es lag darin allerdings ein großer Irrtum, in welchen Machiavelli sein Leben lang immer wieder verfiel, und der ihm von Guicciardini mit vollem Rechte vorgeworfen wurde: es ist das die Illusion aller derer, welche in der Geschichte überall den Geist suchen. Villari macht die feine Bemerkung, daß Machiavelli, welcher seiner Methode noch nicht sicher genug war, um mit wissenschaftlicher Strenge von einzelnen Fällen auf allgemeine Prinzipien schließen zu können, als künstliches Band zwischen die einen und die andern das Altertum einschob, damit dasselbe jedesmal für die Ansicht des Politikers seinen Machtspruch abgebe. Machiavelli warf den Florentinern im Verlauf seiner Denkschrift vor, sich mit den Aufständischen von Arezzo nicht ins rechte Einvernehmen gesetzt zu haben: „Hättet Ihr dem Beispiel der Römer gefolgt, so müßtet Ihr die Aretiner entweder Euch verbunden oder aber sie vernichtet haben. Aber Ihr habt ihnen nichts Gutes erwiesen, habt sie im Gegenteil gequält, indem Ihr sie nach Florenz riefet und ihrer Ehren und Güter beraubtet. Andrerseits habt Ihr Euch nicht gegen sie sichergestellt, habt ihre Mauern nicht niedergerissen und $^5/_6$ der Einwohner in der Stadt gelassen, ohne ihnen den Fuß auf den Nacken zu setzen. Darum wird Arezzo immer von neuem sich auflehnen, was von ungeheurer Tragweite ist; denn so bleibt Cäsar Borgia immer in Eurer Nähe und gründet sich einen festen Staat, bis er zuletzt auch Toskana an sich reißt. Bekanntlich pflegen die Borgia nicht mit Rücksichten und halben Maßregeln vorwärts zu schreiten. Kardinal Soderini, welcher sie gründlich kennt, sagt, der Papst und sein Sohn besitzen diejenigen Eigenschaften, die den großen Mann machen, daß sie stets zu rechter Zeit die Gelegenheit ergreifen und sie sehr wohl zu benützen verstehen; all ihre Handlungen bestätigen dieses Urteil."

In diesem Fragment legt der damals 33jährige Diplomat

mehrere seiner Theorien, besonders auch seinen Haß gegen halbe Maßregeln nieder, Theorien, welche er später mit so gewaltigen Worten durchführte und formulierte.

Sehr gegen seinen Willen, denn er hatte sich eben verheiratet, mußte Machiavelli im Oktober des gleichen Jahres zu Cesare zurückkehren. Er hatte viel mit ihm abzuwickeln, bewunderte ihn von neuem und setzte seinen Stolz darein, dieser Bewunderung Ausdruck zu verleihen. Es wurde ihm in Florenz der Vorwurf gemacht, daß er aus dem kleinen Tyrannen zu viel Wesens mache, aber das war für den schalkhaften Sekretär, der ein Freund des Widerspruchs war, nur ein Grund mehr, auf seinem Lob zu bestehen, zumal er damit die florentinische Republik kritisierte. Soderini, der florentinische Gonfaloniere, war ein so vorsichtiger Zögerer, daß Cäsar Borgia's Kühnheit und Entschlossenheit dagegen als Tugend erschien. Daher Machiavelli's System, Cäsar Borgia zu preisen. „Welch ein Mann und welch ein Hof! Dort wird das Geheimnis streng bewahrt, nie wird ausgeschwatzt, was verschwiegen bleiben soll. Der Herzog allein weiß, was er will und wohin er geht." Eines Tags wurde einer seiner treuesten Agenten, Messire Rimino oder Ramiro, plötzlich gefangen eingezogen und in einen tiefen Turm geworfen. Vier Tage darauf schrieb Machiavelli an die „Zehn": „Messire Rimino wurde diesen Morgen in zwei Stücke gehauen auf dem Platze gefunden, wo er noch liegt, und alles Volk konnte ihn sehen; den Grund seines Todes weiß man nicht, außer daß es dem Fürsten so gefällig war, der nach seinem Gutdünken sich die Menschen zu schaffen und sich ihrer zu entledigen weiß, je nach ihrem Verdienst."

Wieder nach einigen Tagen konnte Machiavelli, welcher die Armee begleitete, als Augenzeuge von dem berüchtigten Überfall von Sinigaglia erzählen, wo Borgia Vitellozzo Oliverotto erwürgen und die Orsini, welche er später vernichtete, gefangen nehmen ließ. Der kaltblütige Zeuge fand diese Exekution vollkommen gelungen und war erstaunt, daß Florenz keine Glückwunschadresse an den schickte, der sie ausgeführt hatte. Der Fürst, so berichtet

er an die Zehn, hat durch diese That der Republik einen unermeßlichen Dienst geleistet. „Es hätte Eure Herrlichkeit 200000 Dukaten gekostet, Vitellozzo und die Orsini auszurotten und der Erfolg wäre erst nicht so nett gewesen.“ Wir mögen an dieser Art zu reden Ärgernis nehmen, dürfen aber nicht vergessen, daß die Vitellozzo und Orsini nichts waren als Raubritter, welche nun durch einen geschickteren, tapfereren Chef besiegt wurden. Das war die Ansicht der Italiener und selbst des Auslands über die Sache von Sinigaglia.

Was Borgia betrifft, so schreibt darüber Brantôme: „Man sagt, der Drache bilde und forme sich aus einer großen, gefräßigen Schlange, welche andere Schlangen und Schlänglein verschlingt und frißt.“ Das war auch die Ansicht Machiavelli's, welcher den Herzog, wo er in Versen von ihm spricht, eine Hydra nennt:

Senti Perugia e Siena ancor la vampa
Dell 'idra, e ciaschedun di quei tiranni
Fuggendo innanzi alla sua furia scampa.[1])

Wenn Machiavelli in Versen (den Dezennalen) von den Borgia sprach, war er überhaupt viel strenger gegen sie; da ist der Herzog für ihn ein Basilisk, ein Rebelle gegen Christus, der nie Frömmigkeit gekannt hat; dem Papst Alexander VI. flucht er, indem er ihn immer von seinen Mägden „Üppigkeit, Simonie und Grausamkeit“ begleitet sein läßt.

Der große Widerspruch mag daher kommen, daß die „Dezennalen“ erst nach dem Tode des Papstes und nach dem Sturze des Herzogs verfaßt wurden; jedenfalls ist gewiß, daß Machiavelli für den Mann, welchen er als das Muster eines Fürsten gepriesen, nur Gleichgültigkeit und Verachtung zur Schau trug, als er ihm zu Rom gestürzt und allerdings nicht nur unglücklich, sondern ganz verkommen begegnete.

---

[1]) „Perugia und Siena fühlten den Gifthauch der Hydra, und jeder dieser Tyrannen floh vor seiner Wut.“

Es kann uns nicht allzusehr verwundern, daß Machiavelli ihn gerne über Bord warf, als er ihn nicht mehr als Beispiel zitieren konnte. Trotz seines Kultus für Geschichte waren für ihn in Wirklichkeit Menschen und Thatsachen nur Dokumente und Argumente, die er, je nachdem seine Sache es nötig machte, modifizierte und herrichtete. Der schon in dem Gesandtschaftsberichte übermäßig erhobene Cäsar Borgia hatte sich in der Beschreibung des Überfalls von Sinigaglia vervollkommt und war im Buch vom „Fürsten" ganz und gar idealisiert worden. Das kommt daher, daß bei Machiavelli die mehr und mehr absolut gewordene Theorie sich alle Freiheiten der Kunst nimmt; — ein Deutscher würde sagen, die Realität habe sich von allem losgemacht, was nicht zu der Idee ihres Trägers passe. Für Machiavelli war Cäsar Borgia nicht mehr ein Mann, der irren, fallen, sich im Vorzimmer des Papstes auf den Knieen hinschleppen konnte, für ihn war er nur der vollkommene Tyrann, der ideale Usurpator. Das macht sich im Kopfe eines Politikers, welcher durch kein Gefühlsleben gehindert ist, ganz einfach und leicht.

Im Jahre 1507 war Machiavelli mit einer Mission nach Deutschland gesandt worden; er kam von dort mit einer Denkschrift zurück, welche ein ganz besonderes Interesse bietet. Deutschland war seit den Zeiten des Tacitus bis zu denen der Frau von Staël wenig bekannt, und darum bedienten sich die Schriftsteller seiner wie sich Voltaire China's bediente, — es war das Land, wo alle Tugenden herrschten, ganz das Gegenteil von Rom und Frankreich. Nun hatte Machiavelli freilich von Deutschland nur die Schweiz gesehen; er war am 17. Dezember 1507 von Florenz abgereist, am 25. in Genf angekommen (weniger als 7 Tage thaten's nicht zu jener Zeit); er kam bis Konstanz, von wo er wieder rückwärts nach Tirol sich wandte. Sein Rapporto delle cose della Lamagna ist daher nichts als ein Bild der von den Alpen aus überschauten Germania. Ihm imponierten die mäßigen, stolzen, kriegerischen Völker, die in den helvetischen Re-

publiken in der „freieſten Freiheit" lebten. Er glaubte, ſo ſei es bis zum baltiſchen Meer und der Donau. Ihm zufolge bedurften die Deutſchen für die Verwaltung wenig, für die Armee nichts, weil wie ein Schweizer Dichter (H. Friedr. Amiel) ſang:

„Jedes Kind in unſern Kantonen als Soldat geboren wird."

An Feſttagen beſtand die ganze Erholung der Jugend im Scheibenſchießen, Lanzenwerfen und andern Waffenübungen. Dieſe Bergbewohner waren ſparſam, bauten keine Paläſte, kleideten ſich höchſt einfach und trieben auch im Innern des Hauſes keinen Luxus. Ihnen genügte ein guter Vorrat von Brot, von Fleiſch und für die Kälte ein Ofen; wer ſonſt nichts hatte, kümmerte ſich nicht um weiteres. Sie lebten von dem, was ihr Land hervorbrachte, ohne ſich anderes zu kaufen. Was ihre Hände ſchufen, das verkauften ſie und überſchwemmten damit Italien, und der Nutzen davon war um ſo größer, als die Arbeiten ſehr wenig Kapital erforderten. In dieſer Weiſe genoſſen ſie ihr ländliches Leben und ihre Freiheit.

Alles das ſchildert nur die Schweiz und richtet ſich an Florenz. Man lieſt zwiſchen den Zeilen: „Seid nicht zu ſtolz auf Eure Reichtümer, Eure Künſte und Wiſſenſchaften. Seid, wie dieſe Bergbewohner, eine bewaffnete, freie, ſtarke Nation. Gehet am Sonntag zum Scheibenſchießen, bleibet keuſch, mäßig, arm; um dieſen Preis iſt die Zukunft Euer." Gleichwohl vermiſchte Machiavelli in politiſcher Beziehung die Schweiz und Deutſchland nicht. Er ſchreibt (und wir geben dieſe intereſſante Stelle mit ſeinen eigenen Worten wieder):

„La Germania è tutta divisa fra i communi e i principi che sono nemici fra loro, ed insieme nemici dell' imperatore, cui non vogliono dar troppa forza perchè non domi il paese loro come in Francia hanno fatto i Re. E questo si capisce da tutti; ma pochi capiscono per qual ragione le città libere della Svizzera si dimostrano cosi avverse, non solo ai principi e all' imperatore, ma anche

alle communità della Germania, con le quali hanno pur comune l'amore della libertà ed il bisogno di difendersi dai principi. La ragione vera è che gli Svizzeri sono nemici, non dei principi e dell' imperatore solamente, ma anche dei nobili che sono in Germania, e non nel loro paese, dove si gode, senza distinzione alcuna d'uomini, fuori di quelli che seggono nei magistrati, una libera libertà. Cosi avvenne che questi gentiluomini fanno ogni opera per tenere le loro comunità divise dalle Svizzere. Da un altro lato l'imperatore, il quale è avversato dai principi, ajuta le comunità che sono il nerbo della Germania; e cosi essi si trovano deboli, poichè doppiamente combattuti e perchè i loro stati si dividono nelle successioni. Se a ciò si aggiungono le guerre dei principi o dei comuni fra loro, di questi con quelli, degli uni e degli altri coll' imperatore, si capirà come, sebbene sia assai grande la forza di quel paese, venga poi assai indebolita nel fatto." [1])

---

[1]) „Deutschland ist ganz geteilt zwischen Gemeinden und Fürsten, die feindlich einander gegenüberstehen, aber gemeinsame Sache gegen den Kaiser machen, welchem sie nicht zu viel Macht zugestehen wollen, obgleich er ihre Länder nicht bedrückt, wie es in Frankreich die Könige machen. Das gilt von allen, aber wenige begreifen, warum die freien Städte der Schweiz sich nicht nur den Fürsten und dem Kaiser, sondern auch den Gemeinden in Deutschland so feindlich gegenüberstellen, während sie doch soviel Gemeinsames haben, besonders die Liebe zur Freiheit und das Bedürfnis, sich gegen die Fürsten zu verteidigen. Die wahre Ursache ist, daß die Schweizer nicht nur gegen die Fürsten und den Kaiser, sondern auch gegen den Adel einen Widerwillen haben, welcher in Deutschland, aber nicht bei ihnen existiert, wo ohne Unterschied der Person, mit Ausnahme der Herren des Magistrats, man der größten Freiheit genießt. Daher kommt es auch, daß die deutschen Edelleute thun, was sie irgend können, um ihre Gemeinden von denen der Schweiz ferne zu halten. Andrerseits begünstigt der Kaiser, welcher dem Widerwillen der Fürsten entgegentreten muß, die Gemeinden, welche den Nerv Deutschlands bilden; daraus folgt, daß die Fürsten eine schwache Stellung haben, weil sie von zwei Seiten bekämpft werden und weil ihre Staaten durch Erbfolge verteilt werden. Rechnet man dazu die Kriege zwischen den

Das ist es, was Machiavelli in Deutschland zu sehen glaubte. Dagegen hat er keine Ahnung von der Reformation, welche, das muß man anerkennen, 1507 allerdings noch nicht angebrochen war, aber überall in der Luft schwebte. Die Italiener kümmerten sich nicht um diese Einzelnheiten, und wir können hundert gegen eins wetten, daß, wenn der feine Diplomat Luther begegnet hätte, er ihm den Tod Savonarola's prophezeit haben würde.

Von Frankreich, welches er besser kannte, sprach er als Feind, aber sein Haß war nicht blind. Die Ritratti delle cose di Francia, welche er 1510 schrieb, enthalten viel Wahres. Machiavelli erkannte die wachsende Macht Frankreichs an und schrieb sie mit Recht der Zentralisation zu, welche Provinzen und Vasallen mehr und mehr der Krone unterwarf. Daraus sah er eine nach außen große militärische Macht erwachsen, welche die wirkliche und soziale Macht des Landes überwog. In Deutschland war das Gegenteil der Fall.

„In Frankreich hat sich der Adel ganz dem militärischen Leben gewidmet, und zwar ist die französische Kavallerie die beste Europa's; dagegen die Infanterie ist schlecht, weil sie nur aus der niedersten Klasse und aus Handarbeitern zusammengesetzt ist, welche Leibeigene der Barone sind und in jeder Hinsicht auf so niedriger Stufe stehen, daß sie notwendig Feiglinge sein müssen. Davon bilden die Gascogner eine Ausnahme, welche als Nachbarn der Spanier etwas Spanisches an sich haben und etwas besser sind als die andern, obwohl sie sich seit einiger Zeit mehr als Diebe denn als tapfere Soldaten entpuppen. Sie haben beim Angriff und bei der Verteidigung von Festungen eine gute Haltung, desto schlimmer sind sie im offenen Feld. Darin bilden sie das gerade Gegenteil der Schweizer und der Deutschen, welche im offenen Feld nicht ihresgleichen finden, während sie für den

---

Fürsten unter sich, zwischen Fürsten und Gemeinden, von Fürsten und Gemeinden gegen den Kaiser, so wird man begreifen, wie dieses Land, obwohl es eine große Macht bildet, doch in Wirklichkeit ziemlich schwach ist."

Angriff und die Verteidigung von Festungen nichts taugen. Daher kommt es, daß die Könige Frankreichs sich ihrer Infanterie nicht anvertrauen und Landsknechte und Schweizer herbeiziehen. In Summa: die Franzosen sind mehr stolz als stark und geschickt; sie halten nicht Stand, wenn man ihnen beim ersten Anprall widersteht. Cäsar sagte von ihnen, sie seien beim Beginn des Kampfes mehr als Männer und beim Ende desselben weniger als Weiber. Ihr Land ist reich durch Ackerbau, aber arm an Geld, weil dieses allein den Edelleuten und Bischöfen zufließt, denen zwei Dritteile der Landeseinkünfte beschieden sind und die in der Politik eine große Macht besitzen. Das französische Volk ist bescheiden und sehr unterthänig; für ihren König haben sie eine große Verehrung. Ihre Nahrung ist gut und jeder Mann besitzt einiges Eigentum (also schon 1510). Ihre Kleidung ist grob, Seide tragen sie gar nicht, weil das den Augen der Edelleute mißfällig wäre.... Der Franzose ist nach dem Gut anderer lüstern (appetitosa), aber das seine gibt er gerne hin. Ein Franzose würde gerne einen guten Bissen erschnappen, ihn aber nachher mit dem, den er bestohlen hat, fröhlich verzehren. Der Spanier ist ganz anders; von dem, was dieser Euch genommen, seht Ihr nie mehr etwas."

Die Berichte über diese „Gesandtschaften" zeigen, wie viel Aufmerksamkeit Machiavelli den militärischen Verhältnissen widmete, und diese waren in jener Zeit für die kleinen Staaten Italiens von besonderer Wichtigkeit. Sehr oft wurden ihnen unerwartet Kriege aufgezwungen und sie mußten dann in Eile Banden von Parteigängern, wilde condottieri und Plünderer, ja gedungene Mörder nehmen, wenn sie nicht Schweizer erkaufen konnten oder, was das Schlimmste war, nicht Franzosen oder Kaiserliche herbeiriefen, wodurch sie nie unabhängig und frei zu werden vermochten. Um ein einiges Italien zu konstituieren oder auch nur um Florenz einig zu gestalten, bedurfte man vor allem einer nationalen Miliz, und Machiavelli verwandte die größere Hälfte seines thätigen Lebens dazu, eine solche zu fordern und zu organisieren. Dieser Teil

seiner Thätigkeit ist untadelhaft. Er zeigte sich darin als Patriot mit einem Eifer, einem Verständnis und einer Uneigennützigkeit, die nie bestritten worden sind. Seine verschiedenen Schriften über die Kriegskunst hatten für seine Zeit einen großen Wert. Heutzutage mögen seine Ansichten über Befestigungen und Kanonenpulver in Frage gestellt werden; aber man darf nicht vergessen, daß er im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts schrieb: in einer Zeit, wo der Sieg noch dem Tapfersten gehörte, konnte niemand die Wunder der Feuerwaffen ahnen. Ariost donnerte noch in seinem „Rasenden Roland" gegen die „grausame, frevelhafte Erfindung". Zur Zeit, wo die Republik sich gegen die Medici verteidigte, erlebte Machiavelli auch einen Augenblick der Größe. Obwohl er keinen Glauben an befestigte Plätze hatte, arbeitete er doch tapfer an den Verteidigungswerken; und als er nebst Soderini mit leeren, aber reinen Händen die Staatsgeschäfte verließ, hätte er mit ein wenig mehr Haltung für einen großen Bürger gelten können. Aber es fehlte ihm die Haltung; das war sein Fehler, auf den wir später zurückkommen. Dagegen fehlte es ihm nicht an Mut; er, der doch stets die Verschwörungen haßte, war beschuldigt worden, an einer Verschwörung teilgenommen zu haben. Er wurde auf die Folter gespannt und erlitt drei- oder viermal die Estrapade (Wippgalgen) mit soviel Mut, „daß ich mich darob lieb habe", schrieb er seinem Freunde Vettori, „ich scheine mir seitdem etwas Besseres, als ich glaubte".

Doch wollte er wieder in die Geschäfte eintreten, aber die Medici hielten ihn ferne, und seit ihrer Rückkehr 1512—1521 blieb er ohne Anstellung, weshalb er diese Jahre eine „müßige Zeit" nennt, obschon sie doch die fruchtbarste und glorreichste Zeit seines Lebens war. Im J. 1521 verwandte ihn die florentinische Regierung zu unbedeutenden, wenn nicht gar, wie man behauptete, lächerlichen Arbeiten; später vertraute ihm sein Freund Guicciardini schwierigere Missionen an, besonders diejenige, die Märsche des Connetable von Bourbon zu überwachen. Aber die Zeiten waren schlimm; nach der Plünderung von Rom mußten die Medici Florenz

aufs neue verlassen, und die Stadt bildete sich wieder zur Republik um; Machiavelli kam nun zurück, aber der Republikaner von altem Schrot und Korn hatte den Tyrannen gedient und wurde darum von dem Vaterlande, welchem er mit voller Aufopferung und Liebe sich hingegeben, schlecht empfangen, schlecht angesehen. Er verlangte von dem Rat der Zehn die erledigte Stelle eines Geheimschreibers zurück; man zog ihm einen Francesco Tarugi vor, dessen Namen niemand mehr kennt. War das sein Todesstreich? Man weiß es nicht, gewiß ist nur, daß Tarugi am 10. Juni 1527 ernannt wurde und daß Machiavelli am 22. starb. Er hatte dem Bruder Matteo gebeichtet, welcher bis zum Tode bei ihm blieb; diese kleine Thatsache widerlegt das Märchen von dem berüchtigten Traum, das lange erzählt wurde und von Stephan Binet von Dijon mit folgenden Worten berichtet wird:

„Kurz ehe er den Geist aushauchte, hatte er folgende Vision. Er sah eine Handvoll armer Leute, zerlumpte, hungrige, krüppelhafte, unordentliche Gestalten, „in ziemlich kleiner Anzahl". Man sagte ihm, das seien diejenigen aus dem Paradiese, von denen geschrieben stehe: beati pauperes, quoniam ipsorum est regnum coelorum. Als diese verschwunden waren, kam eine große Schar von Persönlichkeiten voll Würde und Majestät; sie waren anzusehen wie die Mitglieder eines Senats, in welchem Staatsangelegenheiten von höchster Wichtigkeit verhandelt werden; er sah Plato, Seneca, Plutarch, Tacitus und andere ihresgleichen. Er frug, wer diese würdigen Herren wären, und man antwortete ihm, es wären die Seelen derer, die vom Himmel ausgeschlossen seien: Sapientia hujus saeculi inimica est Dei. Darauf frug man ihn, zu welchen er gehören wolle? Er antwortete; viel lieber wolle er in der Hölle mit solch großen Geistern sich über die Angelegenheiten des Staats unterhalten, als im Himmel mit dem Geschmeiß von Taugenichtsen, die er gesehen, zusammen sein. Und so starb er und wird gefunden haben, wie in der andern Welt Staatsangelegenheiten behandelt werden."

Das ist eine Anekdote, die wie viele andere nur wert ist,

in den Papierkorb geworfen zu werden; wir haben sie aber angeführt, weil sie noch kursiert, und es Zeit wäre, sie aufzugeben. Machiavelli griff die Politik der Kirche und der Päpste an, aber nie rührte er an die Dogmen, nie verkehrte er mit Savonarola, noch weniger mit Luther, den er nicht einmal zu sehen verlangte. Chateaubriand würde gesagt haben, er habe ein glückliches Ende gefunden und sei als guter Katholik gestorben.

II.

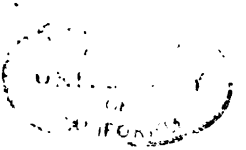
Die Arbeiten Machiavelli's sind sehr verschiedener Art. Es gibt von ihm ein Lustspiel „die Mandragore", welchem wir am Hofe Leo's X. begegnen werden; auch ein Märchen: „Belphégor", das, in sehr guter Sprache geschrieben, durch die Nachahmungen von La Fontaine allgemein bekannt geworden ist. Weitere Erzählungen aus den Jahren 1480—1505 verraten alle eine gewandte Feder und leichten Sinn. Es hat Italien nie an Erzählern gefehlt, die Namen einiger von ihnen aus jener Zeit haben sich bis heute erhalten, so der des Mönchs Bandel, der nach Frankreich fliehen mußte und Bischof von Agen wurde; Luigi da Porta, von welchem die erste Version von Romeo und Julia stammt, ein Lombarde; Agnolo Firenzuola, Mönch von Vallombrosa, übersetzte den „goldenen Esel" und verfaßte eine Anzahl Dialoge und Reden; Francesco Grazzini, ein kahlköpfiger Apotheker, hinterließ unter dem Titel „Abendessen" (Cena) eine Sammlung von Novellen, welche bestimmt war, Tischgesellschaften zu erheitern. Endlich gehörte unter die Zahl solcher Erzähler der vielgenannte Straparolo, dessen „lustige Nächte" Molière Stoff lieferten; alle sind sehr leichtfertig, der Zeit angemessen, deren Richtung und Sitten sie uns schildern; sie stehen unter denen von Boccaccio und haben nichts neues in die Litteratur gebracht, einige Fabeln ausgenommen, welche von andern Schriftstellern neu benützt, noch heute als Dokumente angeführt werden. Unter diesen Verfassern zeichnet sich, weniger durch Talent als durch gute Gesinnung, Cinzio Giraldi aus, welcher sich bestrebte, ernst und sittlich zu sein. Sein „Belphégor"

ist eine der am wenigst schlüpfrigen Erzählungen seiner Zeit, von dieser aus kann man auf die andern schließen.

Machiavelli verfaßte noch eine Anzahl von „Capitoli", kleine philosophische oder politische Gedichte über die Gelegenheit, das Glück, die Undankbarkeit u. s. w.; ferner den Anfang einer Satire in Versen, betitelt „der goldene Esel" und „Karnevalslieder", welche durch ihre Leichtfertigkeit gar sehr an den Ton von Lorenzo von Medici mahnen; vier seiner Werke aber sind es, die seinen Namen fortleben lassen: die „Kriegskunst", die „Reden über Titus Livius", die Abhandlung über den „Fürsten" und die „Florentiner Geschichten".

Die „Kriegskunst" ist ein Meisterwerk, selbst vom militärischen Gesichtspunkt aus betrachtet; man hat über diesen Gegenstand die höchste Autorität der Jetztzeit, den preußischen Generalstab, befragt, und er hat dieses Urteil bestätigt. Aber die Taktik des 16. Jahrhunderts interessiert heutzutage die Welt wenig.

Über die „Florentiner Geschichten", oder besser gesagt „die Geschichte von Florenz", welche Machiavelli gegen das Ende seines Lebens für Papst Klemens VII. verfaßte, hat Pasquale Villari eine lange Abhandlung geschrieben, worin er einige Irrtümer bekämpft, die seit lange kursierten. Bis jetzt war es der Anfang oder die Einleitung dieses Buches, was man am meisten bewunderte; es ist das eine allgemeine Geschichte des Mittelalters, und man nahm an, dieses Gesamtbild sei von Machiavelli entworfen. Jetzt ist an der Hand von Urkunden bewiesen, daß eine solche Arbeit bereits von Flavio Biondo verfaßt war und daß der Verfasser der Istorie sich damit begnügte, dieselbe zusammenzuziehen und hin und wieder zu verändern, um berühmte Persönlichkeiten hereinzuziehen. Überdies weiß der Geschichtsschreiber von Florenz sich weit weniger zu mäßigen und die Verhältnisse zu beachten, als man gewöhnlich von ihm annimmt. Er läßt Thatsachen, die ihm unangenehm sind, auch wenn sie wichtig wären, unberührt, und verweilt lange bei solchen, die ihm dienlich erscheinen. Nach dem Beispiel der Alten läßt er seine Per-



sönlichkeiten gerne sprechen und legt ihnen lange, oft treffliche Reden in den Mund; nur sind es dann nicht ihre, sondern seine Meinungen. Für ihn sind die Begebenheiten nur verwirrte Stränge, welche er wunderbar auseinander zu legen weiß, um die Stränge zu drehen, an denen er seine Theorien aufhängt. Jeden Augenblick vergißt der Mann der Politik das, was er erzählt, um auf eines seiner Steckenpferde überzuspringen, bald auf die bewaffnete Nation oder den weltverbessernden Fürsten, den Borgia, dessen Schatten ihn verfolgt; an der Spitze jedes Kapitels gibt er in seinem eigenen Namen eine Einleitung, wie Arioſt beim Beginn jedes Gesanges thut. Darunter leidet die Geschichtsschreibung, aber dennoch welch ein eminenter Künstler ist der Schriftsteller! Sein Stil ist lebhaft und frei, ohne Schwulst und Künstelei; er korrigiert sich, um sich zu vereinfachen; wenn er warm wird, ist er am natürlichsten.

Am meisten besprochen sind zu allen Zeiten die „Reden über Titus Livius“ und „der Fürst“. Es kommt viel darauf an, zu beachten, in welcher Zeit und in welcher Geistesverfassung Machiavelli seinen berühmten Traktat schrieb. Er sagt das selbst in einem wichtigen und lesenswerten Briefe an Francesco Vettori vom 10. Dezember 1513. Der Exsekretär von Florenz, welcher ein Jahr zuvor abgesetzt worden war, bewohnte nun sein Landgut San Casciano, das 7 Millien von Florenz entfernt lag. Er schreibt:

„Seit meinem letzten Mißgeschick wohne ich auf dem Lande so zurückgezogen, als wäre ich 20 Tagereisen weit von der Stadt entfernt. Bis jetzt habe ich mit eigener Hand Krammetsvögel gejagt. . . . Nach diesem sonderbaren Zeitvertreib, den ich zu meinem großen Ärger aufgeben mußte, hat sich mein Leben also gestaltet: Ich stehe mit der Sonne auf und gehe in ein Gehölz, das ich aushauen lasse; dort bleibe ich zwei Stunden, um die Arbeit des vorigen Tags einzusehen und mit den Holzhauern zu plaudern, welche immer über etwas zu klagen haben, sei's über sich oder die Nachbarn. Wenn ich das Gehölz verlasse, gehe ich in das zur Vogeljagd passende Gebüsch; ich nehme ein Buch unter

den Arm, Dante oder Petrarca, oder einen geringeren Dichter wie Ovid, Tibull oder ähnliche. Ich lese von ihren Leidenschaften, ihren Liebschaften, denke an die meinigen und gefalle mir eine Weile in diesen Träumereien. Dann richte ich meinen Weg nach dem Wirtshaus, spreche mit denen, die vorübergehen, frage nach Neuigkeiten aus ihrer Heimat, höre verschiedenes und notiere mir manches über den verschiedenen Geschmack und die verschiedenen Phantasien der Menschen. Nun kommt die Stunde des Mittagessens, und ich esse mit meinen Leuten, was mein mageres Landgut und mein schmaler Beutel mir erlauben. Wenn ich gegessen habe, kehre ich in das Wirtshaus zurück, finde dort jedenfalls den Wirt, vielleicht einen Metzger, einen Müller oder zwei Räuber, das ist meine gewöhnliche Gesellschaft. Ich mache mich mit ihnen den Tag über gemein, indem ich mit ihnen Karten spiele oder würfle, woraus tausend Gespräche und Meinungsaustausche hervorgehen. Meist streiten wir uns um einen Heller, und man hört dann unser Schreien bis San Casciano. In solchen Erbärmlichkeiten versunken, entrostet sich mein Geist ein wenig, und ich entschädige mich für die Tücke meines Geschicks, das mich jämmerlich mit Füßen getreten, ja so tief hinuntergestoßen hat, daß ich denke, es werde sich endlich darob schämen.

„Wenn der Abend gekommen ist, gehe ich nach Hause und in mein Studierzimmer. Nachdem ich auf der Schwelle meine ganz mit Schmutz und Staub überzogenen Bauernschuhe abgelegt, werfe ich mich in die Hofkleidung. So umgewandelt, begebe ich mich in den antiken Palast der antiken Männer, welche mich liebevoll aufnehmen und mit denen ich mich an der Nahrung erquicke, welche mir allein bekommt und für welche ich geboren bin. Ich scheue mich nicht, mich mit ihnen zu unterreden und sie über die Gründe ihres Handelns zu befragen; sie antworten mir wohlwollend, und vier Stunden lang empfinde ich keine Langeweile, vergesse alle Sorgen, fürchte mich nicht vor der Armut, empfinde nicht einmal Bangen vor dem Tode; so ganz schwinge ich mich auf zu den großen Männern. Und weil Dante gesagt hat, „hören

und nicht behalten sei keine Wissenschaft", habe ich mir aufgeschrieben, was ich von ihrer Unterhaltung behielt, und ein Opuskulum de Principatibus verfaßt, wo ich mich so tief als möglich in die Betrachtung dieses großen Gegenstandes versenke; ich überlege, was Fürstentum ist, wieviele Arten es gibt, wie sie sich zu einander verhalten, warum sie zu Grunde gehen. Wenn euch je eine meiner Plaudereien gefallen hat, so kann euch diese nicht mißfallen, und ein Fürst, ein neuer Fürst besonders, sollte sie gern annehmen. Darum widme ich sie Julian (von Medici).

„Philipp Casavecchia hat das Büchlein gesehen; er kann euch über die Sache unterrichten und euch unsere Gespräche darüber mitteilen; ich füge aber manchmal noch etwas hinzu und poliere daran. Ich sprach mit Philipp über mein Werk und überlegte mit ihm, ob ich es anbieten oder nicht anbieten solle? ob es sich gezieme, daß ich es schicke oder ob ich es selbst überbringen müsse? Was mich dazu bewegt, es herauszugeben, ist meine Bedürftigkeit; ich stehe vor dem Ruin, es kann so nicht fortgehen, wenn ich nicht durch meine Armut gänzlich verkommen soll. Dann hätte ich den Wunsch, daß die Herren (die Medici) mich verwenden, und wenn sie im Anfang mich auch nur Steine rollen lassen. Es stünde übel um mich, wenn ich sie nicht für mich gewinnen könnte. Wer mein Werk liest, muß sich überzeugen, daß ich die 15 Jahre, in welchen ich die Staatskunst studierte, weder verschlafen noch verspielt habe. Es sollte doch jedermann daran liegen, sich eines Mannes zu bedienen, der sich zum Besten anderer mit Erfahrungen vollgepfropft hat. An meiner Treue kann man nicht zweifeln, weil ich sie immer bewährt habe und nicht erst jetzt anfangen werde, mich zum Verräter zu stempeln. Wer 43 Jahre lang treu und gut erfunden worden ist wie ich, kann die Natur nicht ändern, und ich habe meine Armut zum Zeugen meiner Rechtschaffenheit und Treue!"

Dieser schöne Brief zeigt uns den ganzen Machiavelli, sein Leben und sein Werk, seine Stärke und seine Schwäche, sein Elend und seine Hoheit. Vor allem studierte er die Politik der Ver-

gangenheit wie die der Gegenwart nicht als ein metaphysisches Trugbild, sondern als praktische Wissenschaft. Wir haben schon gesehen, wie alle ideal angelegten Männer des Mittelalters, bis zu Dante und Thomas von Aquino, aus der Schule des Kaisertums wie aus der des Papsttums, nur Einen Traum hatten, den der Einheit, um aus dem Wirrwarr herauszukommen, in welchem Italien sich damals abmühte. Die allgemeine Monarchie, die Regierung eines einzigen ausgezeichneten Fürsten, der ein Vorbild aller Tugenden wäre, das war ihr Ideal. Die neuplatonische Schule von Ficino träumte im 15. Jahrhundert von nichts anderem. „Wie in der Welt nur ein Einiger Gott ist, im Planetensystem nur eine einzige Sonne, im menschlichen Organismus nur ein einziges Haupt, so bedarf die Gesellschaft der Einheit und findet diesen Zustand der Vollkommenheit in dem vollkommenen Monarchen, dem Bilde Gottes." Es handelte sich also nur noch darum, genau zu bestimmen, worin der vollkommene Monarch bestehe.

Savonarola hatte in seiner Abhandlung über die Regierung in Florenz (del reggimento del governo della città di Firenze) versucht, dieses Bild darzustellen. Nachdem aber der mit der Tonsur geschmückte Tribun ausführlich und scholastisch über die guten und schlechten Fürsten diskutiert hat, kommt ihm plötzlich der Gedanke, daß, da die Geister seines Landes feiner seien als anderwärts, der Tyrann daselbst auch um so schlimmer sein würde. Folglich könne nur die Republik den Florentinern entsprechen und gute Früchte bringen; für Florenz wolle Gott also die Republik. Und nun wirft der Mönch und Politiker seine erste Theorie über Bord und erörtert den Plan für eine republikanische Konstitution, welche er dem Charakter seines Volkes anpaßte. Er hat hundertfach Recht gehabt; aber unglücklicherweise verbrannte er die Bücher und — wir wiederholen es — verbrannte Bücher rächen sich immer.

Die Gelehrten jener Zeit hielten sich noch an die alte Rhetorik. Pontanus z. B. wiederholte in seinem „de principe", der Fürst müsse die Gerechtigkeit lieben, die Götter ehren und be-

sonders die Wissenschaften beschützen; er erinnerte daran, der Papst Calixtus III. habe, als er von Jacopo Piccinini bedroht gewesen, gesagt, er lege sich ruhig aufs Ohr, da er sich in Rom auf 3000 Gelehrte stütze, deren Rat und Klugheit ihm genüge, um eine feindliche Armee abzuwehren. Indes waren die gleichen Humanisten, welche in schönstem Latein solche Phrasen abwickelten, sehr aufmerksame, weise Männer. Sie schrieben, wenn sie auf Reisen waren, ihre Beobachtungen über die Sitten und Gesetze, auch über die Begebenheiten nieder, sahen sehr klar und sprachen sehr richtig. Vom Schluß des 15. Jahrhunderts an hatten Venedig und Florenz überall Gesandte, welche Menschen und Dinge mit erstaunenswerter Richtigkeit beurteilten. Ihre Depeschen, welche noch aufbewahrt sind und welche besonders in Deutschland mit der größten Sorgfalt studiert werden, beginnen die politische Geschichte der Renaissance ans Licht zu fördern. Diese feinen Diplomaten schreiben nicht mehr lateinisch, schlagen sich nicht mehr mit Prinzipien herum, sondern erzählen die Begebenheiten so wie sie sind, gehen auf Einzelheiten ein, zeigen die Untergründe und die doppelten Böden und erfinden dadurch, ganz natürlich und ohne daß sie es zu ahnen scheinen, die Experimentalmethode. Weit davon entfernt, über Tugenden und Laster zu deklamieren, nennen sie, was zweckmäßig und was albern ist. „Die Spanier sind schlau", schreibt Guicciardini[1]), „und diese Schlauheit macht sie

[1]) Francesco Guicciardini wurde 1482 (13 Jahre nach Machiavelli) in Florenz geboren. Mit 23 Jahren war er Professor der Rechte, dann Diplomat und Staatsmann, ein geschickter Diener der Medici. In seiner Jugend hatte er eine elegante „Geschichte von Florenz" (Storia fiorentina) geschrieben, welche einen frühreifen Geist verriet; lange hernach, als er sich von den Geschäften zurückgezogen, verfaßte er eine Geschichte Italiens von 1490–1534, die, ziemlich ungeordnet und wortreich, um ihres schönen Stiles willen früher zu sehr bewundert, heutzutage zu sehr vernachlässigt wird. Guicciardini erzählt, was er als Mann der Politik gesehen hat. Er betrübt sich über nichts, wird nie zornig, gibt sich keinen Illusionen noch Vorurteilen hin. Er ist ein sehr feiner Geist, der sich leider in endlose Phrasen verliert. Man hat heutzutage seine Ricordi politici veröffentlicht, welche

zu ausgezeichneten Dieben." Es soll das keine Beschimpfung, sondern nur eine beiläufige Bemerkung sein. Nicht jeder, der es sein will, ist ein guter Dieb; dazu gehört große Kunst der Verstellung, wie denn der von Guicciardini sehr bewunderte König Ferdinand von Spanien seine Kriege immer mit dem „Schein der Gerechtigkeit" anfing.

Es ist eine eigentümliche Gestalt, dieser Guicciardini: an keinem vermögen wir besser seinen Zeitgenossen Machiavelli zu messen, als an ihm. Er war ein echter Höfling, der gelegentlich gerne intrigierte, sich der Zeit anzubequemen wußte, seine Meinung den Verhältnissen anpaßte und würdevoll von einem Herrn zum andern überging. Seine Politik entledigte sich der Moral, besonders der christlichen Moral. Das Evangelium, welches Liebe, Verleugnung, Verzeihen von Beleidigungen ꝛc. lehrt, „könnte, je nach der Natur der Dinge, für denjenigen sehr gefährlich werden, welcher skrupulös es für die Regierung der Staaten befolgen wollte". So schrieb Guicciardini, so dachten die Fürsten, selbst die frommen Fürsten, wie jener Olgiati von Mailand, welcher im Augenblick, wo er einen Mord begehen wollte, den heiligen Ambrosius um Verzeihung anflehte und bat, ihm den Stoß gegen den Feind nicht fehlgehen zu lassen. Guicciardini war der Meinung, man könne in der Regierung nicht dem Gewissen folgen, weil jedermann, selbst der Kaiser, und selbst die Priester, gewaltthätig sei, und deren Gewaltthätigkeit eine doppelte, da sie mit zeitlichen wie geistigen Waffen uns unterjochen. „Man liebt und lobt die Offenheit, man tadelt und haßt die Verstellung; erstere aber kommt mehr andern als uns selbst zu gut: auch ich würde den rühmen, der während seines Lebens frei und offen handelt und nur in einzelnen sehr wichtigen Fällen Verstellung übt; und dies gelingt um so besser, je mehr man sich den Ruf eines ehrlichen

---

er nur für sich selbst geschrieben hatte mit der ganzen Strenge und Hingabe eines Mannes, der sich nicht an das Publikum wendet. Sie interessieren viel mehr als seine Geschichte.

Mannes zu erwerben gewußt hat. Manchmal ist es gut, sich zu rächen, selbst wo man keinen Haß hegt, damit durch das statuierte Beispiel andere gewitzigt werden, Dich nicht zu beleidigen; es ist sehr gut, sich zu rächen ohne Widerwillen gegen den, an dem man sich rächen will." Guicciardini rät auch „hartnäckig zu leugnen, was man nicht will wissen lassen, und fest auf dem zu bleiben, was man glauben machen will, weil man schließlich immer Erfolg hat, wo bestimmte Beweise fehlen." Das ist das vollkommene Nützlichkeitsprinzip, das wohlverstandene persönliche Interesse: Gewinn ist Tugend. Ein letztes Zitat kennzeichne den Mann, welcher solche Grundsätze niederschreibt: „Ich weiß niemanden, welchem mehr als mir der Ehrgeiz, der Geiz und die Schlaffheit der Priester zuwider sind. Aber die Stellung, welche ich bei mehreren Päpsten einnahm, zwang mich, für mich (das soll doch heißen für meinen persönlichen Vorteil) ihre Größe zu lieben; wäre es nicht diese Rücksicht gewesen, so hätte ich Martin Luther wie mich selbst geliebt, nicht um mich von den durch die christliche Religion, wie sie für gewöhnlich ausgelegt und aufgefaßt wird, auferlegten Gesetzen zu befreien, sondern um diese Bande von Verbrechern in die gehörigen Schranken gewiesen zu sehen, daß sie nämlich entweder ohne Laster oder ohne Macht bleiben müssen." (Nondimeno il grado che ho sempre avuto con più pontefici m' ha necessitato a amare per il particolare mio la grandezza loro; e se non fussi questo rispetto, avrei amato Martino Lutero quanto me medesimo, non per liberarmi dalle leggi indotte dalla religione cristiana, come è interpretata e intesa comunemente; ma per vedere ridurre questa caterva di scellerati ai termini debiti, cioè a restare o senza vizii o senza autorità.)

Es sei zu diesen Zitaten bemerkt, daß Guicciardini diese Geständnisse in Notizen (Ricordi) niederlegte, die ungedruckt bleiben sollten und erst in unsern Tagen veröffentlicht worden sind. Und übrigens war er kein Mann hohler Thesen. Es ist, dachte er, ein großer Irrtum, in allgemeinen Sätzen und Regeln von

Dingen der Welt reden zu wollen, weil alle diese Regeln Ausnahmen haben. Die Theorie und Praxis sind zwei sehr verschiedene Dinge, und viele sehr gewandte Theoretiker wissen sich in der Praxis nicht zu helfen. „Wir müssen auch vermeiden, durch Beispiele Beweise führen zu wollen, weil die geringste Verschiedenheit in jedem einzelnen Falle eine große Verschiedenheit in der Wirkung hervorruft. Diejenigen irren schwer, welche immer auf die Römer anspielen, weil, wenn wir uns nach ihnen richten wollten, wir zuerst eine Stadt haben müßten unter den gleichen Verhältnissen wie sie." Das war im besondern ein Stich auf Machiavelli. Noch müssen wir bemerken, daß Guicciardini keine Träume hegte und das Volk tief verachtete. „Wer vom Volk spricht", schrieb er, „sollte besser Narr sagen, weil das ein Ungeheuer voll Wirrwarr und Irrtum ist; seine eiteln Meinungen sind von der Wahrheit so weit entfernt, als Spanien nach Ptolomäus von Indien." In Summa: ein Machiavelli nach der Haltung, aber ohne Theorie und ohne Ideal — das war Guicciardini.

III.

Nach dem Gesagten lassen sich die Abhandlung über den „Fürsten" und die „Reden über Titus Livius" besser verstehen. Diese beiden Werke können nicht von einander getrennt werden; sie sind zu gleicher Zeit begonnen, ruhen auf den gleichen Grundlagen und entwickeln das gleiche System, welches im „Fürsten" für die despotische, in den „Reden" für die republikanische Regierungsform angewandt ist. Die Frage ist die gleiche: Wie läßt sich ein Staat bilden, welcher von Dauer und Bestand sein soll? In den „Reden" verlangt ihn Machiavelli nach dem Vorbilde des römischen Altertums, befragt darüber „die Dekaden" des Titus Livius und hält sich an die Thatsachen, ohne darüber zu diskutieren. Er findet darin eine Philosophie der Geschichte, die ebenso bestreitbar ist als alle andern.

„Im Anfang lebten die Menschen wie das Vieh; dann

kamen sie darauf, ein Haupt zu wählen, das sie verteidigen könne, und sie wählten den Stärksten. So bildeten sich die ersten Genossenschaften; dabei erwachte das erste Gefühl für Gerechtigkeit und Ehrlichkeit, man machte die ersten Gesetze und bestrafte die Schuldigen. Von da an war es nicht mehr der Stärkste, sondern der Weiseste und Klügste, welcher erwählt wurde, um die Herrschaft über die andern zu üben; er hinterließ sie seinen Erben, und so bildete sich als erste Regierungsform die Monarchie. Wie es aber die dem Menschen innewohnende Neigung mit sich bringt, alles zu mißbrauchen, so war auch kaum der Monarch seiner Macht gewiß, als er sich, früher oder später, zum Tyrannen umbildete. Darauf erhoben sich, zur Verteidigung der eigenen Macht oder der des Volks, als dessen Haupt sie sich aufwarfen, die Optimaten, woraus sich die aristokratische Regierung bildete, welche ihrerseits, sobald sie sich sicher wußte, sich zur Oligarchie gestaltete. Endlich stand das Volk auf und gründete die demokratische Regierung, die aus den gleichen Gründen entartete und zur Demagogie wurde. Diese machte von neuem das Fürstentum nötig, und die menschliche Gesellschaft betrat den alten Weg und drehte sich ewig im alten Kreis und ward darob das Opfer der benachbarten Völker. Um die Gefahren dieses ewigen Wechsels und dieser immerwährenden Revolutionen zu vermeiden, erfanden die Weisen die gemischte Regierungsform, welche die drei Formen mit einander verbindet und dadurch fester und sicherer ist, weil, wenn Fürstentum, Aristokratie und Volksregierung zusammen im gleichen Staate bestehen, das eine zum Schutz des andern bestehen bleibt. Das führte Lykurg in Sparta mit trefflichem Erfolge durch."

Später legt Machiavelli seine Anschauung von der Religion und von der römischen Kirche dar:

„Das römische Volk war glücklich genug, nach einem gesetzgebenden, kriegerischen König wie Romulus, einen König wie Numa zu bekommen, welcher die Religion stiftete, die besonders bei einem wilden Volke, wie es damals die Römer waren, immer nötig ist,

um die Ziviliſation aufrechtzuerhalten. Um eine größere Autorität zu erlangen, gab er vor, in Verbindung mit einer Nymphe zu ſtehen, ein Mittel, deſſen ſich Romulus nicht bediente, wohl aber viele andere Geſetzgeber und noch viel mehr Religionsſtifter, welche dadurch bei dem Volk mehr Glauben erlangen wollten. Die Religion der Römer war die Haupturſache ihrer Größe, weil ſie dadurch die Geſetze ehren und gute Sitten beobachten lernten. Eine weiſe Politik wird immer die Religion ehren, ſelbſt wenn ſie nicht daran glaubt, weil man oft geſehen hat, daß, wenn man ſie auch nur aus Klugheit einimpft, man eine wertvolle Verteidigung des Vaterlandes dadurch erreicht. . . ." „Wenn die chriſtliche Religion (fügt Machiavelli im 2. Kapitel ſpäter hinzu) immer ſo erhalten geblieben wäre, wie ihr Begründer ſie ſtiftete, ſo wäre alles anders geworden und die Menſchen wären viel glücklicher geweſen. Nun aber kann man, bis zu welchem Grade ſie verändert und verderbt worden iſt, daran ſehen, daß gerade diejenigen Völker, welche Rom am nächſten ſind, am wenigſten Glauben haben. Und wer bedenkt, welchen Gebrauch die römiſche Kirche von der Religion macht, und wie ihre Sitten ſind, ſollte meinen, das Ende und das Gericht ſeien nahe. Aber da es Leute gibt, welche glauben, das Glück Italiens hange von der römiſchen Kirche ab, ſo will ich ſolchen zwei Hauptgründe entgegenhalten. Der erſte iſt, daß durch das üble Beiſpiel, welches dieſer Hof gibt, die beſagte Provinz (Italien) alle Achtung vor der Religion verloren hat. . . . Wir Italiener verdanken alſo der Kirche und ihren Prieſtern, daß wir keine Religion haben und ſchlecht geworden ſind, und verdanken dieſer Kirche noch viel mehr, daß ſie die Urſache unſres Ruins geworden iſt, weil die Kirche unſre Provinz in ſteter Uneinigkeit gehalten hat und hält. Wahrlich nie war eine Provinz einig und glücklich, wenn ſie ſich nicht ganz gehorſam in die Ordnung einer Republik oder eines Fürſtentums fügte, wie es in Frankreich und Spanien geſchah."

Mit ſolchen Worten wurde ſchon im erſten Viertel des ſechzehnten Jahrhunderts nationale Einheit und der Kampf gegen

die Kirche gepredigt. Machiavelli schlug für die Lösung der italienischen Frage das vor, was sich in unsern Tagen vollzogen hat. Er hatte eine Theorie und ein Ideal vor Guicciardini voraus. Er ging aber in der Prüfung der Beziehungen zwischen Religion und Politik noch weiter und sagte sehr entschieden:

„Die christliche Religion läßt uns auf die Liebe zur Welt wenig Wert legen und macht uns dadurch sanftmütiger. Die Alten dagegen legten in sie (in die Welt) das Hauptglück und waren dadurch in ihren Handlungen wie in ihren Opfern gewaltthätiger. Die antike Religion sprach nur die Menschen selig, welche weltlichen Ruhm erlangten (la religione antica beatificava solo gli uomini di mondana gloria), wie Feldherren und Begründer von Republiken, während die unsrige die demütigen, beschaulichen Menschen höher stellt als die thätigen. Sie stellt das höchste Glück in die Demut, die Selbstverleugnung, in die Mißachtung weltlicher Dinge, während die andere sie in Seelengröße, Körperstärke und das stellte, was die Menschen kühn machte. Die unsrige will den Menschen stark haben, um Großes zu ertragen, nicht, um es zu vollführen. Dadurch ist die Welt den Bösewichtern zum Raube geworden, weil sie Menschen fand, welche, um in das Paradies zu gelangen, bereit waren, alles zu ertragen und sich nicht zu rächen."

Es ist wahr, Machiavelli weicht selbst vor der Strenge seiner Schlußfolgerung zurück, er fügt sogleich hinzu: „Nicht das Christentum, sondern feige Bürger tragen die Schuld, daß die Welt bis zu solchem Grade weibisch geworden, das Zeitalter so entwaffnet worden ist. Diese tragen die Schuld, indem sie die Religion in solcher Weise auslegten, während sie doch verlangt, daß man sein Vaterland verteidige und folglich die dazu nötigen Eigenschaften besitze."

Das waren aber nur Worte der Vorsicht, denn wenn sich auch, wie wir gesehen, Machiavelli den Dogmen, ja den Gebräuchen des Katholizismus fügte, so war er doch ein Heide. Was er Tugend nennt, ist virtus, der Mut; die christliche Tugend nennt

er die „Güte". Es ist dies eine wichtige Unterscheidung; durch sie erklärt sich vieles in seinen beiden Büchern. Er wagte es, ohne die Künsteleien und Rückhalte Guicciardini's in Anwendung zu bringen, öffentlich auszusprechen:

„Da, wo es sich um das Vaterland handelt, gilt es weder Gerechtigkeit noch Ungerechtigkeit, weder Mitleid noch Grausamkeit, weder Ehre noch Schande zu beachten, sondern man hat, jede andere Rücksicht beiseite setzend, bis aufs Äußerste der Partei zu folgen, welche das Vaterland rettet und ihm die Freiheit bewahrt."

Nur keine halben Maßregeln, keine halben Revolutionen, keine Kompromisse zwischen Tugend und Güte, zwischen Politik und Moral: das ist für Machiavelli die Hauptsache. Wehe denen, welche aufhören gut zu sein und sich doch vor dem Bösen fürchten! Die Kunst zu regieren besteht darin, daß die Unterthanen so gestellt werden, daß sie das Oberhaupt nicht zu schädigen vermögen; entweder muß man sie durch Güte an sich ketten, oder es ihnen unmöglich machen zu schaden. Wo eine unterworfene Stadt noch uneinig ist, muß man dreierlei thun: entweder die Häupter des Aufstandes töten, oder sie entfernen, oder Frieden mit ihnen schließen; „letzteres System ist das gefährlichste, das erste das sicherste". Aber da bei solchen Exekutionen leicht Hoheit und Großmut mit ins Spiel kommt, so erschrickt eine schwache Republik davor. Die Leute haben keine Erziehung und haben kein Herz.

Doch genügen (wir folgen immer Machiavelli) Kraft, Mut und Gewalt nicht immer. Oft ist es angezeigt, zu List und Betrug Zuflucht zu nehmen. Noch mehr: mit Betrug allein läßt sich regieren, nicht aber mit Gewalt allein. Der Betrug an sich ist verwerflich, aber oft nötig und im Kriege z. B. sogar ehrenvoll. . . . Verstehen wir indes recht: „Ich meine nicht den Betrug, der gegebenes Wort und geschlossene Verträge bricht, denn dieser verschafft allerdings oft Länder und Reiche, aber bringt nie Ehre, sondern ich spreche von dem Betrug, welchen man gegen den Feind braucht, der Dir doch nicht traut." Alles ist

also erlaubt, wenn nur Ehre und Vaterland gerettet werden. Das ist die Moral der „Reden" wie des „Fürsten", nur fühlt sich Machiavelli in den „Reden" mehr zu Hause. Er braucht weniger Niederträchtigkeiten anzuraten, weil er einem Volke, nicht einem Tyrannen gegenübergestellt ist, und das Volk im Grunde liebt. . . . Die Erfahrung beweist, sagt er, daß die Völker ihre Macht und ihren Reichtum nur unter einer freien Regierung vermehrt haben, weil die republikanische Regierung das allgemeine Wohl, der Fürst sein Privatinteresse sucht. Auf einer solchen Grundlage befindet man sich in einem solid gebauten Hause, und ist nicht, wie so viele, die den „Fürsten" gelesen, in Versuchung zu denken, ein Pessimist oder Humorist habe ironisch unser gespottet.

Taine sagt in seinem Essai über Titus Livius, Kap. 6: „Machiavelli liebt Italien, wie Titus Livius Rom liebt; wo seine Politik verbrecherisch erscheint, da urteilt und prüft er als Arzt, welches Mittel der bestehenden Gefahr gegenüber angezeigt, wann und bis zu welchem Grade eine gefährliche Operation nötig ist, ohne daß er Recht und Unrecht in Betracht zieht. Er ist ein Gelehrter, welcher die Art der Verschwörungen in mehrere Klassen teilt, drei Arten von Personen unterscheidet, die sie unternehmen können, drei Zeitpunkte aufzählt, welche jede Verschwörung bietet, zwei Mittel, durch welche man sie entdeckt, vier Arten von Gefahren, welche die Ausführung begleiten. Er bezeichnet die Verschiedenheiten und beleuchtet jeden Punkt der Theorie durch Thatsachen. ‚Man könnte', sagt er einmal, ‚kein Beispiel auffinden, das den Verschwörern und denen, gegen welche man sich verschworen hat, immer gleich sicher dienen könnte'. Das ist das Wort eines Mannes, der seine Kunst versteht und liebt und sich freut, einen belehrenden Fall gefunden zu haben. ‚Hätte ich die Absicht', sagt er ein andermal, ‚einem Fürsten den Krieg zu erklären, so würde ich eher seinen Feind als ihn angreifen.' . . . So spricht ein Lehrer, wenn er den Platz des Schülers einnimmt und die Operation selbst ausführt, damit die Beweisführung desto klarer werde. Das ist die Folge eines langen Verkehrs mit Menschen und Dingen.

‚Das Volk', sagt Machiavelli, ‚beging einen Fehler, als es die Auslieferung der ‚Zehn' verlangte, um sie lebendig zu verbrennen. Es hätte die Herausgabe verlangen sollen, ohne zu sagen warum?' Darin liegt nicht Verachtung, aber ein Vergessen dessen, was recht ist, und der Verfasser ist kein Bösewicht, sondern ein Politiker."

So ist denn der Machiavelli der „Reden" kein anderer als der des „Fürsten", nur war der Gegenstand in den zwei Büchern ein ganz verschiedener. Im Buch vom „Fürsten" handelte es sich darum, einen neuen Staat für einen neuen Herrscher zu schaffen, d. h. für einen Usurpator, wie es der junge Julian von Medici gewesen wäre, wenn er sich Parma's und Modena's bemächtigt hätte; ihm sollte das Werk gewidmet werden, wenn er nicht 1516 gestorben wäre. Machiavelli strich alsbald Julian's Namen aus und schrieb den von Lorenzo an die Spitze. Der Inhalt des berühmten Traktates ist mit kurzen Worten der: Ein neuer Fürst will einen neuen Staat gründen; was soll er thun, um das zu erreichen? Wie wird er einem alten Staat neue Provinzen einverleiben? Was sind überhaupt neue Staaten? Das bildet den eigentlichen Gegenstand des Buches. Es handelt sich vor allem um Eroberung, darum, das Gut anderer an sich zu reißen und es sich zu erhalten. Ohne Gewalt und Betrug läßt sich nicht dazu gelangen. So beleidigt man zuerst die, welche man beraubt hat, dann die, welche zur Beraubung geholfen und für sich selbst zu viel Nutzen von dem Wechsel erhofft haben. Die Schwierigkeiten sind geringer, wenn die annektierte Provinz viel Ähnlichkeit mit dem Lande des Besiegers hat; dann genügt es, die alten Gebräuche zu erhalten und „das Blut des alten Herrschergeschlechts auszulöschen". Die Schwierigkeiten werden dagegen ungemein vermehrt, wenn in dem annektierten Staate alles verschieden ist. Dann muß man entweder selbst dort wohnen und regieren oder neue Einwohner in die Hauptorte solcher Provinzen schicken.

„Es ist eine allgemeine Regel, daß man entweder den Menschen schmeicheln oder sie ganz und gar unter die Füße treten

muß, weil sie für leichte Beleidigungen sich rächen, aber gegen schwere Beleidigungen ohnmächtig sind; so muß also die Beleidigung derartig sein, daß keine Rache zu fürchten ist. . . . Der, welcher eine freie Stadt erobert und sie nicht vernichtet, muß sich darauf gefaßt machen, von ihr vernichtet zu werden, weil sie sich immer wieder auflehnen wird; in den Bürgern einer freien Stadt erlischt nie die Liebe zur Freiheit, während der Sklave leicht den Herrn wechselt."

Im 6. Kapitel geht Machiavelli auf „den neuen Staat", d. h. den zu gründenden Staat, ein. „Der Fürst, der ihn gründet, muß sich mehr auf seine „Tugend" als auf sein Glück stützen, obwohl das Glück (der Zufall) nicht zu verachten ist. Ein Herr zu werden und eine neue Regierung zu schaffen, ist schwierig. Glücklich der, welcher seiner eigenen Kraft sicher ist; die bewaffneten Propheten waren immer siegreich, während waffenlose, wie Savonarola, nur zu leicht gestürzt werden. Der Theoretiker flicht an dieser Stelle seine berühmte Lobrede auf Cäsar Borgia ein, welcher für ihn das vollkommene Muster des neuen Fürsten, d. h. (wir dürfen das nie vergessen) des Usurpators ist. Machiavelli bedurfte in der Zeit, in welcher er den „Fürsten" schrieb, eines Helden als Beispiel, und er wählte den, der sich im allgemeinen stärker und geschickter als seine Zeitgenossen und nicht schlimmer als sie erwiesen hatte. Manches, was in der letzten Zeit über diesen Borgia aufgefunden worden ist, entlastet ihn der schweren Anschuldigungen, die über ihn im Schwange gehen. Überdies waren alle Fürsten jener Zeit schlechte Subjekte: da waren Papst Alexander, die Sforza, die Aragonier, Ferdinand der Katholische, die Könige von England, woraus man leicht den Schluß ziehen kann: nicht durch Güte regiert man. „Es wäre gewiß sehr wünschenswert, daß ein Fürst alle guten Eigenschaften in sich vereinigte und keine schlimmen hätte; aber da das unter den menschlichen Verhältnissen nicht möglich ist, muß er klug genug sein, diejenigen Laster zu fliehen, welche ihm die Macht entwinden würden, aber auch sich soviel als möglich

vor denen zu hüten, welche sie ihm nicht nehmen würden; oder wenigstens, wenn er es nicht kann, sich ihnen nur mit möglichst großer Zurückhaltung hinzugeben."

„Darüber braucht sich der Fürst nicht zu beunruhigen, wenn er in Fehler verfällt, ohne welche er den Staat kaum zu retten vermöchte, weil, wenn man alles in Betracht zieht, manches als Tugend erscheinen würde, was der Ruin des Fürsten wäre, wenn er sich dazu herbeiließe, und anderes, was als Laster erscheint, dem Fürsten, der es wagt, Wohlsein und Sicherheit bringt."

Welche Eigenschaften verlangt nun der Politiker von dem Usurpator? Vielleicht Freigebigkeit gegen die Männer der Wissenschaft? Das hätten die Gelehrten des vorhergehenden Jahrhunderts geraten, welche an der Angel der großen Herren zappelten; aber mit solcher Münze zahlte Machiavelli nicht. Nach seiner Ansicht sollte das Vermögen des Fürsten gespart werden, weil sein Geld andern gehört. Nur die im Krieg erlangte Beute darf er verschwenden. Darauf folgt die große Frage: Ist es besser, wenn ein Fürst grausam oder barmherzig, geliebt oder gefürchtet ist? Mitleid ist sicher ein vortreffliches Ding, aber man hüte sich wohl, es übel anzuwenden. Cäsar Borgia galt als grausam, aber seine Grausamkeit hatte die Romagna zur Ruhe gebracht und erhoben, und so war er in Wirklichkeit menschlicher als die Florentiner, welche zuließen, daß sich Pistoja durch Parteizwiste zerfleischte. Am besten wäre es, geliebt und gefürchtet zugleich zu sein; aber da das unmöglich, ist offenbar die Furcht vorzuziehen. Die Liebe besteht durch das Band der Verpflichtung, das jeden Augenblick durch die Verderbtheit der Menschen gelöst werden kann, dagegen die Furcht hat Dauer und hört nie auf. Die Menschen lieben nach *ihrem* Gefallen, aber sie zittern nach der Laune des Fürsten, welcher mit dem rechnen muß, was sein, nicht mit dem, was der andern ist. Er kann gefürchtet werden, ohne gehaßt zu sein, wenn er nur nicht an das Gut der andern rührt und Blut nur da vergießt, „wo klare Motive und offenbare Rechtfertigungsgründe dafür sprechen, weil die Menschen immer noch

leichter den Verlust ihres Vaters als den ihres Geldes vergessen. Überdies kann manes nie wieder lassen, wenn man einmal angefangen hat, von dem Besitze anderer zu leben, während die Gelegenheit Blut zu vergießen sich viel seltener darbietet."

Muß man sein Wort halten, Treue bewahren? Sicherlich ist das sehr gut, doch sieht man zu allen Zeiten, daß gerade die Fürsten, welche Großes vollbracht haben, wenig Wort hielten und durch Hinterlist die Menschen betrogen, welche ihnen vertrauten. Ein Fürst soll zu gleicher Zeit etwas vom Löwen und etwas vom Fuchse haben: er kann und soll, falls er weise ist, nicht Wort halten, wenn dieses Worthalten für ihn zum Schaden ausschlüge oder wenn die Gründe nicht mehr vorhanden sind, die ihn sein Wort verpfänden ließen. „Wären die Menschen alle gut, so wäre dieser Rat nicht gut; aber da sie schlecht sind und euch nicht Wort halten, müßt ihr es ebenso mit ihnen machen." Lernet zu täuschen und euch zu verstellen; nichts ist leichter, als die Menschen zu betrügen. Alexander VI. that nie etwas anderes: „nie gab es jemanden, der mit heiligeren Eiden die Versprechungen beschwor, welche zu halten er gar nicht dachte, und doch gelang ihm alles, weil er die Welt wohl kannte, mit der er zu thun hatte." Die Hauptsache ist, daß man gut scheine, aber wisse, wann man es nicht sein soll. Wenn der Fürst seine Zunge wohl hütet, und wenn er „ganz Mitleid, ganz Treue, ganz Menschlichkeit, ganz Rechtlichkeit, ganz Frömmigkeit" zu sein scheint, so oft man ihn hört und sieht, dann hat er gewonnen Spiel. Besonders scheine er voll Frömmigkeit, „weil die Menschen im allgemeinen mehr nach den Augen als auf die Hände sehen. Was Du scheinst, sieht jeder, wenige wissen Dir den Puls zu fühlen." [1]) Ein Fürst bemühe sich also zu siegen und den Staat in Stand zu halten, dann werden die von ihm benützten Mittel immer als ehrenhaft gepriesen werden. „Ein Fürst der Jetztzeit, den zu

[1]) Schiller übersetzt diese Stelle mit den Worten: Was man scheint, hat jedermann zum Richter, was man ist, hat keinen.

nennen sich nicht gebührt (wahrscheinlich Ferdinand der Katholische), predigt nur Frieden und Treue, und doch steht er auf sehr gespanntem Fuße mit beiden, und hätte er dem einen oder dem andern gefolgt, so wäre er mehrere Male um Ruhm und Reich gekommen."

Alles das empört uns . . ., aber wir wollen nicht vergessen, daß Machiavelli kein Buch der Moral, sondern einen Traktat der Politik zum Nutzen der Fürsten seiner Zeit, besonders der neuen Fürsten, der Usurpatoren, schrieb. Überdies ist in diesem politischen Katechismus nicht alles Betrug und Gewaltthat. Vom 19. Kapitel an erteilt der Mentor dem Fürsten Ratschläge, welche Fénelon unterschrieben hätte: er möge sich nicht verhaßt machen, vielmehr vor dem Besitz und den Frauen der Bürger Achtung haben, die Großen nicht zur Verzweiflung treiben, das Volk begünstigen, dessen Liebe die beste Festung sei, seine Unterthanen zu Handel, Ackerbau und Arbeit ermuntern, ihnen Feste und Schauspiele geben, den Staat durch gute Gesetze, gute Waffen, gute Freunde, gute Beispiele befestigen und zieren und nicht im Vertrauen auf den Gott Zufall einschlafen. Das Geschick, welches vielleicht die eine Hälfte unserer Handlungen leitet, lasse für die andere Hälfte uns selbst sorgen. Es gleiche jenen Strömen, welche grollend die Ebenen überschwemmen, Bäume und Häuser wegtragen, den Boden auffpülen und an das andere Ufer tragen. Jeder flieht vor der Überschwemmung, die er nicht aufhalten kann. Aber in Zeiten der Ruhe kann der Mensch der Wiederkehr des Unheils vorbeugen, indem er Kanäle gräbt und Dämme aufwirft. So könne man sich gegen den Anprall des Geschickes verteidigen und sich mit Stärke waffnen, um ihm zu widerstehen. Die größte Stärke aber bestehe in der Einigkeit. Schluß: „Wir müssen einig, müssen stark sein, einen Fürsten haben, der uns zusammenhält und uns erhebt. Wir müssen uns mit unsern eigenen Waffen bewaffnen; eine kräftige Volksmiliz schaffen, eine Infanterie, welche der Kavallerie wie dem Fußvolk zu widerstehen vermag. Wir besitzen Mut, Geschicklichkeit, Verstand; dem einzelnen fehlt die Kraft nicht, aber es fehlt an einem Haupt. Italien wartet auf einen Erlöser.

Mit welch unaussprechlicher Liebe würde er in diesen Provinzen aufgenommen werden, die so viel unter fremden Überflutungen gelitten, — mit welcher Kampflust, welcher Treue, Liebe und Hingebung käme man ihm entgegen! Würde sich auch nur Eine Thüre vor ihm schließen? Würde auch nur Ein Volk ihm den Gehorsam versagen? Würde irgendwo eine Falle für ihn gelegt? Würde irgend ein Italiener ihm nicht huldigen? Allen ekelt vor den fremden Eindringlingen. Möge denn Euer glorreiches Haus sich dieser herrlichen Aufgabe unterziehen, mit dem Eifer und der Hoffnung, welche man an gerechte Dinge setzt, damit das Vaterland unter solchem Banner veredelt und die Worte Petrarca's zur Wahrheit werden:

Virtù contro al furore
Prenderà l'arme e fia il combatter corto:
Chè l'antico valore
Negl' italici cor non è ancor morto." [1])

Der Erfolg rechtfertigt die Mittel, darum hat der begeisterte Schluß in den Augen der Patrioten die ganze Rede gerettet. Daher kommt auch die Inschrift auf dem Denkmal, welches dem Verfasser im Pantheon von Santa Croce errichtet wurde:

Tanto nomini nullum par elogium, Nicolaus Machiavelli.

IV.

Ehe aber der Traktat über den „Fürsten" dem Verfasser ein Monument eintrug, hatte die Arbeit viele Abenteuer zu bestehen. Als Manuskript zirkulierte sie vom Jahre 1513 an. Casavecchia, Francesco Vettori hatten sie gelesen und bewundert. In Florenz wird eine von Bonaccorsi geschriebene Kopie aufbewahrt. Ein dem Manuskript beigefügter Brief von Francesco Bellazzi bittet, die Arbeit gegen alle zu verteidigen, „welche aus Bosheit oder Neid ... sie zerreißen oder verstümmeln möchten."

[1]) „Die Tugend wird die Waffen ergreifen gegen die Wut, und der Kampf wird kurz sein, denn der alte Mut ist in den Herzen der Italiener noch nicht erloschen."

Man fürchtete also schon damals strenge Zensuren. Vier Jahre vor dem Tode Machiavelli's wurde der „Fürst" von einem Professor von Sessa, namens Nifo oder Niphus, in einem Traktat unverschämt ausgebeutet und nachgeahmt. Derselbe führte den Titel de regni peritia und war dem Kaiser Karl V. dediziert. Das beweist, sagt Nourisson,[1]) welcher zuerst auf das Plagiat aufmerksam machte, daß solche Lehren damals im Schwange waren. Machiavelli zeichnete mit Meisterhand, was Niphus selbst und beinahe alle Politiker jener Zeit dachten.

Der „Fürst" wurde 1532 zu Rom gedruckt, cum gratia et privilegio des Papstes Klemens VII. und anderer Herrscher. Es ist bekannt, daß Karl V. das Buch aufmerksam las, daß Sixtus V. mit seiner päpstlichen Hand einen Auszug daraus machte, daß Mustapha III. es ins Türkische übersetzen ließ, daß Katharina von Medici daraus ihr Handwerk lernte, daß Heinrich III. und Heinrich IV. es bei sich trugen, als sie von den schwarzen Nihilisten ermordet wurden. Aber lange zuvor hatte sich auch, besonders in Florenz, der Widerspruch erhoben. Die durch die Rückkehr der Medici unterdrückten Patrioten schrieen laut, „das sei Machiavelli's Schuld"! Die Kirche mischte sich bald darein, denn sie erkannte trotz des Breve von Klemens VII. recht wohl, daß der verstorbene Sekretär von Florenz sie energisch angegriffen hatte. Kardinal Reginald Pole war es, welcher den Angriff mit dem Satz eröffnete: „Machiavelli hat mit dem Finger des Teufels geschrieben; mit seiner Beratung der Fürsten hat er es nur auf ihren Ruin abgesehen, und sein Leben konnte nur so verabscheuungswürdig sein als seine Schriften."

Auf Pole folgten die Jesuiten. Unter ihrem Einfluß wurde der Verfasser des „Fürsten" in effigie zu Ingolstadt verbrannt; seine Werke wurden auf den Index gesetzt, in Kraft der Unfehlbarkeit Paul's IV., welcher dadurch die Infallibilität von Klemens VII. angriff; — das Konzil von Trient billigte diesen

[1]) Le Prince avant le Prince et Machiavel, 1871.

Schritt. Später allerdings erlaubte man den Wiederabdruck einiger ausgemerzter Bücher unter der Bedingung, daß der Name des Verfassers nicht beigesetzt würde. Die Jesuiten wollten sie der Vergessenheit anheimgeben und glaubten über das menschliche Gedächtnis verfügen zu können. Einer von ihnen, namens Ribadeneira, bat den Erbprinzen von Spanien, alle Machiavellisten verbrennen zu lassen und selbst den Scheiterhaufen anzuzünden.

Darauf folgten die Protestanten, welche hierin das Spiel der Jesuiten mitspielten. Innocenz Gentillet nannte Machiavelli „einen unreinen Hund" und behauptete, er sei schuld an der Bartholomäusnacht. Noch strenger als Possevin, glaubte er den Gegner vernichten zu können, indem er ihm Talent, ja den gemeinen Menschenverstand, „das natürliche, feste, solide Urteil" absprach. Johann Bodin, der kein Protestant war, aber zwischen dem Mittelalter und der Reformation hin- und herschwankte, stellte dem „Fürsten" einen Traktat de Republica entgegen, in welchem er meinte, die Politik auf die christliche Moral bauen und Fürsten schaffen zu können, die das Muster aller Tugenden sein sollten. Wir dürfen nicht darüber spotten; es gibt Trugbilder, die weniger großartig sind. Der arme, zwischen Theokratie und Kommunismus hin- und herschwankende Campanella, welcher zwischen zwei Nebelwelten eine „Sonnenstadt" baute, nannte Machiavelli „einen gründlich Verworfenen, den Erfinder der Staatskunst, welche darin bestehe, das Interesse des Fürsten dem des Volkes voranzustellen und den Egoismus Herr werden zu lassen, statt der strengen Gerechtigkeit, welche die ewige, allgemeine Vernunft betrachtet". Campanella verbrachte 28 Jahre im Gefängnis und glaubte an die Astrologie.

Machiavelli hatte also in dem Jahrhundert, das auf seinen Tod folgte, gegen sich die Jesuiten, die Protestanten und die Philosophen, aber nicht alle. Justus Lipsius betrachtete ihn als den ersten unter allen, welche über Politik geschrieben, und bedauerte nur, daß der Florentiner seinen Fürsten nicht auf den Weg der Tugend und der Ehre geführt habe. Das oft wieder-

holte Wort von Franz Bacon ist bekannt: „Wir schulden Machiavelli und den Schriftstellern seiner Richtung Dank, daß sie offen und ohne Verstellung bezeichnet haben, was die Menschen gewöhnlich thun, nicht was sie thun sollen." Der Italiener Trajan Boccalini, ein Zeitgenosse von Bacon, sagt ungefähr das gleiche. Er läßt Machiavelli vor Apollo erscheinen; ehe der Angeklagte zum Feuer verurteilt wird, will er sich verteidigen. „Ich begreife nicht", ruft er, „warum man mich deshalb verbrennen will, weil ich das gewöhnliche Thun der Herrscher nach allen Darstellungen der Geschichte beschrieben habe. Wenn sie nicht bestraft werden wegen dessen, was sie thun, soll ich leiden, weil ich es beschrieben habe?" Eben soll Machiavelli losgesprochen werden, da wird ihm mit einer neuen Anschuldigung entgegengetreten. Man will ihn überrascht haben, wie er in einer Nacht Hundszähne in das Maul der Schafe legt. So wird die Herde nun nicht mehr von einem Menschen mit einem Stabe und einer Flöte geleitet werden können. Der Sinn der Fabel ist leicht verständlich. Dieser Boccalini wurde in Venedig durch spanische Agenten ermordet, welche, wie man behauptet, ihn in einen mit Kies gefüllten Sack steckten und so erstickten.

Eine eigentümliche Würdigung widerfuhr dem Werke von Christine, der Königin von Schweden, welche mit eigener Hand eine in Amsterdam erschienene französische Übersetzung des „Fürsten" mit Randbemerkungen versah. Villari gibt in seinem Anhang, reich an bisher noch unveröffentlichten Dokumenten, diese königlichen Noten in ihrer französischen oder doch beinahe französischen Sprache und ihrer sehr mangelhaften Orthographie: „Il n'a pas trop de tort." — „San doute." — „Que ceci est beau est vrai! celà s'appel parler en grandt homme et ie m'i suscris à son sentiment!" — Ein andermal: „Il faut savoir thrionfer de l'envie sen faire mourir les envieux. Ce serait leur fair trop d'honneur." — „Il n'y a poin de grandeur ny de fortune qui mérite d'estre acheté aux prix des crimes, et on n'est jamais ny grands ny heureux à ce prix." — „Méchante et indigne

action." — „Quel horrer!" Aber wenn sie sich auch ärgerte, erklärte sie sich doch für die Gewalt und widersprach Tacitus, indem sie schrieb: „Nunquam fida potentia nisi nimia." Sie gab zu, daß man „durch unumgängliche Notwendigkeit gezwungen werden könne, Böses zu thun", und fand das Wort Machiavelli's „nicht übel", daß es darauf ankomme, ob man von der Grausamkeit einen guten oder schlechten Gebrauch mache; sie setzte dazu auf den Rand: „Il y a sen doutte des maux qui ne se gérisse que par le sang et par le feu." („Es gibt sicher Übel, welche nur durch Blut und Feuer geheilt werden.") Nach ihrer Ansicht heilen in der Politik wie in der Chirurgie die mitleidigen chirurgins nicht die Wunden, sondern sie töten den Kranken. Dabei zeigt aber trotz ihrer Bekehrung die königliche Schwedin wenig Achtung für die Päpste; Größe gesteht sie nur Alexander VI. zu. In der Politik zeigt sie sich als einen durch die Zeit ernüchterten, durch das Herz sanfteren, durch das Geschlecht beengten Machiavelli.

Nun folgte das 18. Jahrhundert mit seinen philosophischen und reformatorischen Königen. In jener Zeit handelte man noch, wie Machiavelli es beschrieb, aber man wollte nicht, daß davon geredet würde. Friedrich der Große handelte so politisch wie die andern, aber er sprach menschlicher. Er las den „Fürsten", verstand ihn aber nicht und schrieb den „Anti-Machiavelli". Seiner Ansicht nach soll ein Herrscher das Glück und die Größe seines Volkes allem andern vorziehen; anstatt der absolute Beherrscher seiner Unterthanen, soll er ihrer aller Diener sein. Mit solchen schönen Grundsätzen

„Respektiert man eine Mühle und stiehlt eine Provinz".

Es gibt Mittel, sich mit der Tugend wie mit dem Himmel abzufinden. — „Darf ein Staatsmann Gefühl haben? Hat derselbe nicht eine Ausnahmestellung, steht er nicht immer allein auf der einen Seite, und hat er nicht immer die Welt auf der anderen?" So sprach Napoleon der Große, der nicht besser war als Friedrich der Große, aber dessen schlechtes Herz manchmal Augenblicke der Offenheit hatte. Napoleon I. wagte seine Bewunderung für

Machiavelli zu bekennen. Metternich dagegen schmähte das Buch über den „Fürsten"; niemand spricht mit Lob von seinen Gläubigern. Von ihm sagte Napoleon zu Frau von Remusat: „er wird bald ein Staatsmann sein, er versteht sehr gut zu lügen." Machiavelli log nicht; in den Augen vieler Leute ist das der größte Fehler seines Buchs.

Eine gewichtige Stimme erhob sich im 18. Jahrhundert zu seinen Gunsten; Jean Jaques Rousseau schrieb in seinem contrat social: „Indem Machiavelli vorgab, den Königen Lehren zu erteilen, erteilte er vielmehr den Völkern sehr wichtige Ratschläge. Der ‚Fürst' von Machiavelli ist das Buch der Republikaner." Dieses Paradoxon war nicht neu, Boccalini hatte es lachend hingeworfen; Alberigo Gentila hatte es ernst damit genommen und geschrieben, die verborgene Absicht der Sphinx sei gewesen, die Anschläge der Tyrannen zu enthüllen. Aber die von Rousseau verkündigte Idee verbreitete sich und klingt noch heute nach. Alfieri machte sie zu der seinigen und erhob den „göttlichen" Machiavelli bis in die Wolken. Ugo Foscolo nennt ihn in seinen „Totengrüften" den großen Mann, „welcher das Szepter der Fürsten zerschlägt, ihre Lorbeeren entblättert, und dem Volke zeigt, was alles an Thränen und Blut daraus strömt". Der Ton war angeschlagen, alle italienischen Patrioten sangen von da ab dieselbe Melodie und man erkannte den ganzen Machiavelli des letzten Kapitels seines Buches in dem Refrain von Garibaldi:

Va fuori d'Italia,
Va fuori, stranier!

In unserem Jahrhundert haben gelehrte Männer das Buch mit Aufmerksamkeit gelesen und darin noch etwas anderes erkannt als rednerische Darstellungen. Einer der ersten derselben war der Franzose Ginguené; er öffnete, ohne viel Lärm zu machen, viele Thore. Mehrere andere traten in seine Fußstapfen, — nur die besten seien hier genannt. Voran Leopold von Ranke, der aufmerksame, durchdringende Geschichtsforscher, der die Dinge so genau

und so richtig beurteilt. Schon im Jahre 1824 schrieb er leidenschaftslos über den „Fürsten" und ging in die Gedanken des Verfassers ein. Das gesunkene Italien des 16. Jahrhunderts konnte nur durch einen Fürsten und durch gewaltsame Mittel vermocht werden sich zu einigen und die Fremden zu verjagen. Solange in Florenz die Freiheit erhalten bleiben konnte, diente Machiavelli der Republik; nach der Rückkehr der Mediceer von seinen Ämtern entsetzt, wurde er Italiener und dachte auf Mittel, dem gemeinsamen Vaterland, selbst mit Darangabe der Freiheit seiner Heimat zu dienen. Er suchte das Heil Italiens, und da man daran verzweifelte, hatte er den Mut, ihm als letztes Mittel Gift zu verschreiben.

Gift oder nicht, antwortete ein anderer Deutscher, Heinrich Leo, dieses äußerste Mittel war das einzig mögliche Mittel: der „Fürst" von Machiavelli wäre zu jener Zeit der einzig mögliche gewesen. Der Politiker sah klar, nur dachte er nicht daran, Italien zu befreien; ihm lag nur daran, eine Stelle zu bekommen. Er ein Patriot? Nimmermehr. Es gibt ein lateinisches Gewissen und ein germanisches Gewissen, das erstere spielt mit der Welt eine Partie Schach, ohne sich um das Gute oder Schlimme zu kümmern, das daraus entsteht.

Ich bin für Machiavelli, sagt Macaulay; die Sphinx hat mir ihr Geheimnis anvertraut; er war ein Italiener seiner Zeit. Man findet bei ihm bald einen Aufschwung edler Begeisterung, bald Gaunerstreiche eines verschmitzten Diplomaten; so waren damals alle Italiener. Er liebte sein Vaterland und machte großartige Anstrengungen, ihm ein nationales Heer zu schaffen; schon dadurch hätte er seinen Namen unsterblich gemacht. Seine Politik entsprach dem 16. Jahrhundert. Auf allgemeine Grundsätze dürfen wir nicht eingehen; das ist Schulgezänk. Der, welcher die Schuhe erfand, hat mehr erreicht als Seneca mit seiner Abhandlung über den Zorn: der Erfinder der Schuhe erspart mir wenigstens Schnupfen, während Seneca noch niemanden gehindert hat, zornig zu werden. Der Fehler Machiavelli's war nicht, daß er auf die

Geschichte die Experimentalmethode angewendet und die Moral mit Füßen getreten hat. In der Politik ist eine gute Handlung von einer schlechten nicht so verschieden, wie das Sechseck vom Viereck; es gibt da eine Grenze, wo Laster und Tugend ineinander übergehen. Sein Fehler war, daß er das öffentliche Wohl nicht vom Wohl des einzelnen zu unterscheiden wußte, indem er glaubte, die Menschen müßten in einem reichen, starken Staat notwendig glücklich sein. Das kam daher, daß er nur die kleinen Staaten Italiens und des alten Griechenlands kannte, wo in der That jeder einzelne von den Unfällen, welche die Nation trafen, mitberührt wurde. Übrigens schrieb er viel besser als Montesquieu, der französische Prosaiker; wenn man einmal in Italien offen rufen darf: Tod den Tyrannen, dann wird sein Name bis in die Wolken erhoben werden.

Das ist ein Resumee der berühmten Abhandlung Macaulay's, dessen letztes Wort eine Prophezeiung ist. Ihm folgten andere berühmte Männer: Gervinus und Mohl in Deutschland, Zambelli und Mancini in Italien, Barthelemy St. Hilaire, Franck, Deltuf, Nourrisson in Frankreich, von denen jeder Machiavelli von seinem Gesichtspunkte aus beurteilte, je nach dem Interesse seiner politischen Partei oder National. Der letzte und bestunterrichtete von allen ist Pasquale Villari, welcher eben ein Werk von drei starken Bänden dem Verfasser des „Fürsten" gewidmet hat. Seiner Meinung nach hat noch niemand die Lösung des Rätsels gefunden, weil die einen es im Studium des Zeitalters, die andern in der Prüfung des Mannes suchten, den sie doch nur im Profil sahen; andere hielten sich ausschließlich an den politischen Gesichtspunkt, wieder andere an den moralischen. Aber wenn man ihn nur von der einen oder andern Seite ins Auge faßt, verändert sich die Physiognomie Machiavelli's und bleibt unverständlich. Man muß den ganzen Mann ins Auge fassen, ihm Schritt für Schritt in seinem Thun und allen seinen Werken folgen und darf ihn vor allem nicht von seiner Zeit loslösen. Die Verderbtheit war damals allgemein, am stärksten aber war sie in Italien, weil dort mehr Leute sich in das öffentliche Leben gestürzt hatten: dort

war eine berechnete, raffinierte Verdorbenheit ohne Gewissensbedenken und Mitleid. In Frankreich, England und Spanien diente der Feudaladel den großen Monarchien zur Grundlage; sie bewahrten die Traditionen fester, und mußten eine, wenn nicht in den Handlungen streng loyale, so doch in ihren Zielen nationale Politik befolgen. Die italienische Verworfenheit fällt um so mehr in die Augen, als sie besonders unter den Personen des öffentlichen Lebens, den Politikern und Schriftstellern verbreitet war; in den untern Klassen herrschte noch Moral. Die Volkslitteratur, die Familienbriefe, die Biographien einer Menge untergeordneter Persönlichkeiten beweisen das zur Genüge. In manchen Teilen Italiens war das Volk sogar gebildeter, geordneter und kamen weniger Verbrechen vor als jenseits der Alpen. Der Fremde mißtraute den Politikern, aber nicht den Kaufleuten und Bankiers, auch nicht den Ärzten, Sekretären und Lehrern, welche ihnen die Halbinsel zuschickte.

Das ist nicht alles; in den leitenden Kreisen gestattete man sich zweierlei Moral, eine häusliche, welche mehr oder weniger den zehn Geboten entsprach, und eine politische, welche jener ganz entgegengesetzt war. Ist es heutzutage anders? Treue, Loyalität, christliche Liebe hätten den Fürsten oder die Regierung bald gestürzt, welche sie im öffentlichen Leben in Anwendung hätten bringen wollen. Daher die Widersprüche, die Gewissenszweifel rechtlicher Leute, daher der als Sprichwort gebrauchte Satz: „sein Vaterland muß man mehr als die eigene Seele lieben.“ Das religiöse Gefühl erlahmte, der Skeptizismus bemächtigte sich der Gewissen und man warf sich den Alten in die Arme, welche zur Natur und Wirklichkeit zurückführten. Die Litteratur wurde heidnisch, die Kunst fand die Schönheit wieder, aber die Kunst ist nicht das Leben. Wie ließe sich eine natürliche, rationelle Moral bilden, welche in den harten Versuchungen des Augenblicks nicht in Widerspruch kommen müßte mit der geoffenbarten Moral? Wie ließe sich die Unabhängigkeit der Vernunft und des Gewissens erlangen, wenn man zugleich an der Heiligkeit des Glaubens fest-

halten wollte? Während Italien sich mit dieser Frage abquälte, welche im Norden durch die Reformation gelöst wurde, fiel Europa über das unglückliche Land her und brachte es an den Rand des Untergangs. In dieser Zeit lebte Machiavelli.

Er hatte sich in der Schule der Alten, besonders der Römer, gebildet, deren Geschichte und Litteratur er von Grund aus kannte. Er hatte einen klaren Kopf von wunderbarer Schärfe, eine sehr lebhafte Einbildungskraft, welche, ohne ihn zum Dichter zu machen, ihn völlig beherrschte; dazu paarte sich bei ihm Geschmack und Formensinn mit einer Neigung zum Spott, welche ihn die menschliche Dummheit unbarmherzig geißeln ließ und ihm viele Feinde machte. Im übrigen war er ein guter Mensch, in dessen Leben man keine schlechte Handlung findet. Seine Sitten waren weniger frei, als man aus seinen Worten schließen könnte. Seine Liebe zu Frau und Töchtern blieb sich stets gleich. Was ihn besonders groß erscheinen läßt, das ist seine geistige Thätigkeit: er lebte stets seinem Gedanken. Seine Zeitgenossen beherrschte er durch seine hervorragendste Eigenschaft, die Fähigkeit, die wirkliche Ursache historischer und sozialer Thatsachen zu ergründen. Er war kein geduldiger Forscher für kleine Einzelheiten, auch kein spekulatives Genie, das sich bei Abstraktionen über die Natur der Menschheit aufhielt. Aber niemand vermochte wie er die Ursachen und die Folgen einer politischen Revolution oder einer sozialen Umbildung zu entdecken, darzulegen, was in irgend einer gegebenen Gesellschaft der Charakter des Fürsten, des Anführers, des Edelmanns, des Volks im allgemeinen sein müsse; darin offenbarte sich die Originalität seines Verstandes.

Er hatte ein unerschöpfliches Bedürfnis nach Thätigkeit. Besonders trachtete er nach Geschäften, welche ihn nicht in eine hervorragende Stellung bringen konnten, weil er trotz seiner Fähigkeiten die Gabe nicht besaß, auf den ersten Blick den Charakter der Menschen zu erkennen und die Mittel zu finden, um sie zu leiten und zu beherrschen. Darin überragten ihn viele andere, besonders Guicciardini. Trotzdem aber fand Machiavelli

in diesen Arbeiten ein reiches Feld für Beobachtung und Erfahrung und er suchte sie mit Leidenschaft auf. Er war anfangs auf der Kanzlei der Republik nur ein vortrefflicher Geheimschreiber, aber seine Geschicklichkeit in der Arbeit, seine Neigung, über neue Pläne nachzudenken und dieselben vorzulegen, erwarben ihm das Vertrauen Soderini's, welcher ihn bald zu wichtigen Missionen verwandte. Der Schwerpunkt seiner politischen Erziehung bestand in der „Sendung" zu dem Valentiner. Hier fand er, daß ein Abenteurer der verruchtesten Art, der jedes Verbrechens fähig war, sowohl als Kriegsmann wie als Staatsmann noch große Eigenschaften haben könne. Diesem Herzog war es in der That durch Grausamkeit und Verrat gelungen, die schlimmsten Tyrannen der Romagna auszurotten, Ruhe, Ordnung, Gerechtigkeit, ja einen Anfang von Wohlstand unter den wilden Einwohnern, die sich zu ihm hielten, herbeizuführen. Wäre er besser oder weniger schlecht gewesen, hätte er einen Augenblick gezögert, „so wäre sein Mitleid Grausamkeit gewesen". So erschien denn das Bild des Valentiners Machiavelli als die lebendige Personifizierung der sittlichen Gegensätze, welche das Jahrhundert peinigten. Ihm war klar, daß die Politik Mittel und Wege besitzt, welche mit persönlicher Güte nichts zu schaffen haben, und daß diese persönliche Güte, welche den Entschlüssen und Handlungen des Staatsmannes in die Hände greift und ihn ewig zwischen Gut und Böse hin- und herschwanken läßt, der Ruin aller Ordnung ist. — Nur kein Zaudern, sondern kühnes Zugreifen in allem notwendigen Handeln; sobald das Ziel erreicht ist, wird das Thun entschuldigt werden, das Ziel aber ist die Rettung des Staates. Wenn diese gelingt, dann mag der Mensch getadelt werden, aber der Fürst wird gepriesen; wo aber durch Herzensgüte der Staat verloren geht, wird der Fürst als unfähig zu ewiger Schmach verurteilt werden und wenn er alle Tugenden ehrlicher Leute besäße. Der Zweck heiligt die Mittel, — das ist das Prinzip Machiavelli's wie das der Jesuiten. Es ist dies traurig; aber wo sind auch in unserer Zeit die Politiker, die anders denken?

Machiavelli beging das große Unrecht, auszusprechen, was andere Staatsmänner nur denken, wenn sie überhaupt denken. Er schrieb übrigens nicht gleich, sondern ließ seine Erfahrungen erst reifen und prüfte sie bei andern Gesandtschaftsreisen: er sah Frankreich, Deutschland, die Schweiz, machte den Krieg von Pisa mit; er las die Alten und bildete seinen Stil, indem er Lustspiele und Verse schrieb; er diente der Republik Florenz mit viel Eifer und Uneigennützigkeit und fiel ehrenvoll mit ihr. Dieser Sturz der Republik war für ihn oder wenigstens für uns ein Glück. Er zwang ihn zur Einkehr, zum Sammeln und Ordnen seiner Ideen. Die in Rom und Florenz so mächtigen Mediceer ließen nicht einmal den Gedanken an die Rückkehr einer Volksherrschaft zu; so studierte Machiavelli mit desto mehr Beharrlichkeit die Konstitution eines festen Staates. Das von ihm erdachte politische System hat einen doppelten Charakter. Es ist einerseits eine neue Art von Staatswissenschaft, andererseits ist diese Wissenschaft auf das Italien seiner Zeit angewandt und strebt die Nation umzugestalten und ihr ihre vorige Größe zurückzugeben. Das ist der doppelte Gegenstand, welchen er in dem „Fürsten", den „Reden" und der „Kriegskunst" ausführlich behandelt, der sich aber auch durch alle andern Werke Machiavelli's hindurchzieht. Die Grundlage seines Systems ist gleichfalls eine doppelte, weil dasselbe auf der Erfahrung wie auf der Geschichte beruht; die letztere bestätigt beinahe immer die Schlußfolgerungen der ersteren. In der „Geschichte von Florenz" finden wir überall den republikanischen Geist, von welchem Machiavelli durchdrungen war, wo es sich um Geschäfte handelte. Er zeigt darin, wie die großen Begebenheiten stets durch den Willen und die intelligente Kühnheit eines großen Mannes hervorgerufen wurden; beweist, daß der Sturz Italiens die notwendige Folge seiner Zersplitterung und fremder Einmischung gewesen, welche durch den Ehrgeiz der Papst-Könige hervorgerufen worden war. „Das italienische Vaterland", so schloß er, „wird niemals glücklich noch groß werden, wenn es nicht einig ist, und das kann nur geschehen durch das

Eingreifen eines umgestaltenden Fürsten". Stets erschien ihm dieser Fürst unter dem Bilde des Valentiners, der mit festem Willen und großem Verstande begabt, die Völker nach Gutdünken vernichtet und wiederherstellt, sie niederwirft und wieder erhebt. Es ist beinahe eine Naturkraft, welche ihren persönlichen Charakter, ihren individuellen und sittlichen Wert verliert, in ihrem Werke aufgeht und nur nach dem erlangten Resultate beurteilt werden darf. Nur einem einzigen leitenden Willen ist die Macht gegeben, einen Staat zu gründen und zu organisieren. Das Volk kann ihn erhalten, entwickeln, fruchtbar machen, niemals ihn schaffen. Mit diesen Begriffen wurde der Traktat des „Fürsten" entworfen.

Man erkennt darin die Konstitution und Organisation des Staates als das Werk eines Menschen, der ihn personifiziert, bei dem aber das individuelle, persönliche Gewissen beinahe verschwunden ist. Der Fürst soll bei der Erfüllung seiner großen Absichten jedes Hindernis hinwegräumen, ohne je von Gewissensbedenken aufgehalten zu werden. In dieser Weise gestaltete sich in dem Geiste Machiavelli's der Begriff der organischen Einheit des Staates, und so bildete sich auch später in der That der moderne Staat in der Geschichte. Dadurch erklärt sich der Erfolg des kleinen Buches bei den Denkern und Politikern unserer Zeit. Die wissenschaftliche Methode brachte den Verfasser dazu, sich mit der gleichen Unverdrossenheit in den guten wie in den schlechten Fürsten hineinzuleben, indem er dem einen wie dem andern Ratschläge erteilte, wie sie zu ihren Zielen gelangen können. Diese Ratschläge beruhen auf dem tiefen Studium von allem, was sich in alten und neuen Zeiten begeben hat, ohne daß sich der Verfasser im geringsten auf moralische Rücksichten einläßt. Gewissenszweifel, welche sich uns überall aufdrängen, scheinen Machiavelli nie zu berühren, da er sich darauf beschränkt, zu prüfen, wie man zur Macht gelangt und wie sich ein Staat bilden läßt. Nie fragt er sich, ob nicht die grenzenlose Unsittlichkeit der Mittel, selbst wenn das Ziel erreicht wird, die Grundlagen der Gesellschaft

angreifen und jede dauernde Regierung unmöglich machen müsse. Er prüft nicht, ob neben der persönlichen Sittlichkeit nicht eine soziale und politische Moralität existieren könne, welche eine unantastbare Grenzlinie zieht, indem sie dem Staatsmann für sein Verfahren eine Regel gibt; eine Regel, welche je nach Zeit und historischen Verhältnissen wechseln kann, aber doch auf geheiligten Grundlagen beruhen muß. Das ist die schwache und falsche Seite, das Gehässige seiner Lehre. Aber wenn die Analyse vollendet, die Vivisektion vollbracht ist, wenn Machiavelli zum Schluß kommt, dann tritt die praktische Seite und der wahre Zweck seines Werkes klar hervor. Es handelt sich darum, das italienische Vaterland zu konstituieren, indem man es von allem Fremden loslöst. Ein treffliches Ziel; aber man konnte nicht auf geradem Wege zu ihm gelangen, sondern mußte zu den unsittlichen Mitteln Zuflucht nehmen, deren sich damals die Politik bediente. Ganz von seinem Gedanken erfüllt und von seinem Gegenstande beherrscht, nahm sich Machiavelli nicht die Zeit, das allgemeine und dauernde wissenschaftliche Ziel von dem praktischen Ziel zu unterscheiden und von den vergänglichen Mitteln, unter welchen seine Zeit zu leiden hatte. Man muß wagen, so war seine Schlußfolgerung, und sich nicht durch Bedenken abhalten lassen, denn das Ziel ist groß und heilig. Freiheit, Tugend und wahre Sittlichkeit ist in Italien nur möglich, wenn die Nation einig, unabhängig und stark geworden ist. Ein solches Unternehmen gebührt einem reformatorischen Fürsten: Geschichte und Erfahrung zeigen ihm die Mittel, um an das Ziel zu gelangen. Das Volk soll das Werk vollenden und befestigen durch seine Waffen, durch Freiheit und Tugend.

Dieser letztere Gedanke ist in den „Reden" ausgeführt. Sie gehen aus von der Idee des „Fürsten". Ein einzelner soll der Gründer des Staates sein, der unerbittlich seinem Ziele zusteuern muß. Die „Reden" führen darauf das Volk in die Handlung ein und zeigen ihm seinen Weg. Hier findet sich eine Fülle richtiger, tiefer, praktischer Gedanken, welche eine neue Staats-

wissenschaft anbahnen. Der Theoretiker wächst, der Patriot begeistert sich. Dem schleichenden Politiker des 16. Jahrhunderts folgt hier der Bürger von Florenz, der auf dem römischen Forum gelernt hat. Das ist aber nicht alles: um frei zu sein, muß das Volk stark sein; um stark zu sein, muß es bewaffnet sein, darf keine Söldner mehr unter seinen Bannern, keine gedungenen Mörder mehr dulden. Die wahre Macht der Heere und Nationen ist die Tugend. Dieser Gedanke erfüllt das dritte Hauptwerk Machiavelli's: „Die Kunst des Krieges." Von Jugend auf hatte ihn die für die damalige Zeit sehr kühne Idee der Nationalbewaffnung erfüllt; unter den Verfolgungen der Mediceer nahm er sie wieder auf, und später, als er alt und krank darniederlag, gelang es ihm beinahe, dieselbe der schwankenden Seele eines Papstes einzupflanzen, als Italien von einem Einfalle der Deutschen bedroht wurde.

Das war der Gedankengang Machiavelli's. Wenn man seine Werke einzeln liest, ist es unmöglich, deren Einheit und Zweck zu erkennen, und man läuft Gefahr, sich in den seltsamsten Verleumdungen zu verirren; liest man sie aber im Zusammenhang, so begreift man nicht nur ihren Wert, sondern erkennt auch den Weg, auf welchem der Gedanke der Nation, welcher der Gedanke des ganzen Jahrhunderts war, sich von den Widersprüchen loslöste, die ihn gefangen hielten. Italien war zu einer religiösen Reform, wie sie sich in Deutschland vollzog, unfähig geworden. Statt sich zu Gott aufzuschwingen, wie Savonarola es gepredigt hatte, statt seine Kraft in neuem Erfassen des Glaubens zu suchen, strebte es danach, den Begriff von Staat und Vaterland wieder festzustellen, und das war der Gedanke, welcher Machiavelli beherrschte. Er starb, als Italien unterging; sein Gedanke verflüchtigte sich wie ein Traum, man sah nur noch die Schattenseite seines Werkes; er wurde der am wenigsten verstandene, am meisten verleumdete Mann, dessen Name die Geschichte bewahrt. Jetzt, wo Italien das geworden ist, was er gewünscht hat, ist der Augenblick gekommen, wo man seinem Andenken gerecht wird.

V.

Das ist im allgemeinen das Ergebnis, welches Pasquale Villari aus den Werken Machiavelli's zieht; er zeigt mit voller Klarheit den Gedanken des Theoretikers, seine Stärke und seine Schwächen, erklärt die scheinbaren Widersprüche, wirft auf die Schatten, welche so viele verletzt haben, ein gleichmäßiges, helles Licht. Es ist aber ein eigentümlicher Charakterzug in der Physiognomie dieses außerordentlichen Mannes, welchen sein Kritiker wohl hin und wieder andeutet, ohne ihn doch genügend hervorzuheben: Machiavelli war ein Cyniker. Er war es dem Temperament nach, und sein Lebensweg war nicht dazu angelegt, ihn zu heilen. Seine Porträts zeigen ihn uns von mittlerer Größe, mit einem etwas kleinen Kopf, sehr lebhaften Augen, zusammengekniffenem Mund und einer leicht gebogenen Nase. Er war ein sehr scharfer, ziemlich boshafter Zuschauer und Beobachter, der das Gras wachsen hörte; aber er hatte nichts Imponierendes und Beherrschendes. Benedetto Varchi, einer seiner jüngeren Zeitgenossen, sagte von ihm: „Wenn Niccolò mit seinem Verständnis für die Regierung und die Behandlung der Dinge dieser Welt den Ernst des Lebens und die Strenge der Sitten vereinigt hätte, dann stünde er nicht nur über den Geistern unserer Zeit, sondern müßte dem Genius des Altertums verglichen werden." Aber Niccolò besaß weder den Ernst Guiccardini's, noch die Ehrenhaftigkeit Varchi's; er war ein Tollkopf, der gerne lachte. Er las Dante, aber auch Burchiel, einen Dichter des niedern Volkes. Er spottete gerne über andere, und das ist nicht der Weg, der sehr hoch führt. Die Schwachen (wir sprechen von der großen Menge) tragen nur diejenigen, welche sowohl sie als auch sich selbst ernsthaft nehmen.

Die gleiche Feder, welche die „Reden" schrieb, hatte auch die „Mandragore" geschrieben und im Prolog zum Publikum gesagt:

E se questa materia non è degna,
Per esser pur leggieri,
D'un' uom che voglia parer saggio e grave;
Scusatelo con questo, che s'ingegna

Con questi van pensieri
Fare il suo tristo tempo più suave,
Perchè altrove non have
Dove voltare il viso:
Che gli è stato interciso
Monstrar con altre imprese altra virtue,
Non sendo premio alle fatiche sue.
. . . . . .
Pur, se credesse alcun dicendo male
Tenerlo pei capegli,
E sbigottirlo, o ritirarlo in parte;
Io l'ammonisco e dico a questo tale,
Che sa dir male anch 'egli.
E come questa fu la sua prim 'arte
E come in ogni parte
Del mondo ove il si suona
Non istima persona.

„Wenn auch dieſer Stoff nicht würdig iſt eines Mannes, welcher weiſe und ernſt erſcheinen möchte, ſo entſchuldigt ihn aus dem Grund, daß er arglos mit ſolch eiteln Gedanken dieſe traurigen Zeiten verſüßen möchte, weil er ſein Antlitz ſonſt nirgends hinwenden kann. Es iſt ihm verſagt, in andern Unternehmungen andere Anlagen zu offenbaren, denn für ſeine Bemühung erhält er keine Belohnung! Wenn aber jemand glauben würde, dadurch, daß er Übles von ihm ſpricht, ihn an den Haaren zu halten oder ihm Angſt zu machen oder ihn auf die Seite zu ſchieben, ſo thue ich dieſem Jemand kund, daß auch er Böſes ſagen kann, ja daß das ſein Haupthandwerk iſt und daß er, ſoweit die italieniſche Zunge reicht, niemanden achtet." . . . .

Man ſieht, daß er ſich um den Zorn der Menge nicht kümmert. Auch im „goldenen Eſel" ſagt er:

„Nachdem ich mir früher darin gefallen, den und jenen zu beißen, kam ich ſchließlich dazu, mich ruhig zu verhalten . . . ., aber das verdorbene, erbärmliche Zeitalter iſt ſchuld daran, daß man, auch ohne Argusaugen zu beſitzen, viel mehr Böſes als Gutes ſieht."

Er war ein Peſſimiſt, folglich ein Beobachter, und gefiel

sich in Mystifikationen und Paradoxien; es freute ihn, andere in Erstaunen zu setzen und den Mangel an guter Haltung zur Schau zu tragen. Sein Freund Guicciardini schrieb ihm: „Eure Gemütsart hat euch stets der öffentlichen Meinung ferne gehalten.“ Wir sahen, wie er sich zu San Casciano am Abend in fürstliche Gewänder warf, um sich würdig mit Titus Livius zu unterhalten; aber den ganzen Tag ging er im schmutzigen Bauernkittel einher, schwatzte mit den Holzhauern, spielte mit den Müllern und zankte sich mit dem Wirt herum. Er machte sich, wie gesagt, gerne mit Gesindel gemein, ja noch mehr, er machte sich, um die öffentliche Meinung zu ärgern, gerne schlechter als er war. Wir sahen aus seinen Briefen, daß er weder ein schlechter Gatte noch ein schlechter Mensch war; aber als er an Vettori den Gesandten schrieb, bekannte er sich in den gemeinsten Ausdrücken zu den gemeinsten Sitten. Er war nur in der Einbildung leichtfertig, und suchte etwas darin, sich schlechter zu machen als er war. Wir wissen, daß er mutig einige junge Mädchen bei sich aufnahm, die in Gefahr waren, in die Hände von Cäsar Borgia zu fallen, „weil ich“, sagte er, „mit den Betrübten natürliches Mitleid empfinde“. Und doch gab er vor, blindlings die Politik des berüchtigten Prinzen zu bewundern. Er hatte jahrelang sehr großmütig und treu Peter Soderini gedient und ihn unterstützt, und schleuderte doch gegen ihn das blutige Epigramm:

La notte che morì Pier Soderini
L'alma n'andò dell' Inferno alla bocca;
E Pluto le gridò: anima sciocca,
Che Inferno! va nel limbo de' bambini.[1])

Wir sahen, daß Machiavelli, als er ein Gefangener der Mediceer war, die Folter so mutig ertrug, daß er selbst darüber erstaunte. Aber das hinderte ihn nicht, vom selben Gefängnis aus an Julian ein Sonett zu richten, in dem er gänzlich aufhörte Held zu sein.

[1]) „In der Nacht, in welcher Peter Soderini starb, eilte seine Seele an den Eingang der Hölle. Und Pluto herrschte sie an: Du einfältige Seele willst in die Hölle? Geh' in die Vorhölle zu den kleinen Kindern!“

Nachdem er an die Riemen erinnert hat, welche seine Beine einschnürten, die sechs Züge mit dem Folterseile, die er erlitten, die Wände geschildert, von denen Läuse, so „dick und groß wie Schmetterlinge" herauskommen, den Gestank des Ortes, den Lärm der klirrenden Ketten, der rostigen Schlösser, Schlüssel, Riegel, das Schreien der Gefolterten, fügt der Dichter schwermütig hinzu:

Quel che mi fè più guerra
Fu che, dormendo presso all' aurora,
Cantando sentii dire: Per voi s'òra.
Or vadano in malora
Purchè vostra pietà ver' me si voglia,
Buon padre, e questi rei lacciuol ne scioglia.[1])

Kommen diese Verse aus einem bösen Herzen? Wohl schwerlich — es ist nur die Prahlerei des Cynismus. Bedeckt mit Wunden, vermag er zu lachen und über sich und diejenigen zu spotten, welche er trotz der Folter nicht anzeigen noch beschuldigen will. Er spielt mit allem und wirft das Geld, wenn er welches hat, zum Fenster hinaus. Mit solch großartiger Gleichgültigkeit war es, besonders in Florenz, wo die Biederkeit damals etwas Engherziges hatte, unmöglich, eine gute Figur zu spielen. „Er ist arm und gut", schrieb sein Freund Vettori, „das ist er, dafür stehe ich ein, was man auch von ihm sagen mag. Er und ich haben uns auf tausenderlei Art durchgeschlagen, ohne einen Pfennig zurücklegen zu können. Er hat viele Ausgaben, wenig Einnahmen, keinen Heller Geld und eine große Familie. Kurz, er ist ein Zigeuner, und das ist eine üble Sache für jemand, der vorwärts kommen will. Auch hat man ihn nie an die rechte Stelle gesetzt; man vertraute ihm allerdings Missionen an, weil er viel Geist, ein scharfes Auge und eine gute Feder hatte, aber sie waren immer untergeordneter Art; nie war er der „Redner"

[1]) „Was mich am meisten peinigte, ist, daß, als ich am Morgen einschlief, ich Stimmen hörte, welche sangen: für dich betet man. Mögen sie (die Genossen des Gefängnisses) zum Teufel gehen, wenn nur Euer Mitleid, guter Vater, sich mir zuwendet und meine verdammten Bande löst."

der Republik, d. h. ihr Gesandter, höchstens war er Sekretär oder Attaché der Gesandtschaft. Nachdem er in Ungnade gefallen, vergaß man ihn neun Jahre völlig, dann wurde er mit einer Mission zu München geschickt, — — wer seinen eignen Wert fühlt, der kommt durch solche harte Behandlung nicht von der schlechten Meinung ab, die er von der menschlichen Gesellschaft hat, während der Unbedeutende sich den Geist frisch erhalten kann und frei drauf losredet. Wenn man das akademische Gewand nicht trägt oder es nicht mehr will, weil man es zu grün findet, schilt man leichten Herzens über die Akademie. Unter solchen Verhältnissen, wenn man auf keine Stellung Rücksicht zu nehmen hat, wagt man alles zu sagen, alles anzugreifen; dann kleidet man den Gedanken nicht mehr ein, um ihn in gute Gesellschaft zu führen, sondern stellt ihn nackt und bloß ins Sonnenlicht. Ärgern sich die Vorübergehenden, so ist das dem Betreffenden nur um so lieber, er findet seine Freude daran, sie zu ärgern; man verbirgt dann die Krallen nicht in weißen Handschuhen, sondern nennt die Sache bei ihrem wahren Namen, ja mit dem möglichst energischen Ausdruck, preist nicht mehr Kraft und Feinheit, sondern Wildheit und Hinterlist; heißt nicht mehr Guiccardini, sondern Machiavelli."

Es gibt Menschen, die mäßig, arbeitsam, unbestechlich, vorwurfsfrei angelegt sind, aber sie gefallen sich darin, zu schreiben: „Eigentum ist Diebstahl", oder „Gott ist das Böse." Sie wollen die Aufmerksamkeit nicht durch Schmeicheleien, sondern durch Faustschläge auf sich ziehen; man faßt sie mürrisch ins Auge, aber man hat sie gesehen und vergißt sie nicht wieder; und das ist es gerade, was sie wollten. So hat es Machiavelli gemacht; indem er recht tüchtig in das Publikum hineinschlug, verletzte er die Zartfühlenden und Gemäßigten, die ihm heute noch nicht vergeben können. Guicciardini machte sich ebensowenig Illusionen über das menschliche Geschlecht, aber der ernste Mann wußte an sich zu halten und seine Beobachtungen in sich zu verschließen. Er mißtraute den Theorien und allgemeinen Regeln und haßte

die rauhen Reden, welche zu viel sagen wollen und darum nichts sagen; er war der wahre Politiker. Um sich dessen zu vergewissern, muß man den ersten Band seiner „nicht veröffentlichten Werke“ lesen, die erst in der Gegenwart erschienen sind, seine „Betrachtungen über die Reden Machiavelli's“. Der Theoretiker hatte (was wahr scheint) behauptet, die Bürger würden in unfruchtbaren Ländern energisch und arbeitsam, während der Überfluß der Natur zum Müßiggang verleite. Der Praktiker antwortet: „Nur keine allgemeinen Sätze! Rom wurde auf fruchtbarem Lande gebaut, aber der Landstrich war nicht groß und war von kriegerischen Nachbarn umgeben; darum mußte Rom durch Kraft der Waffen und durch Einigkeit wachsen. So geht es, nicht in einer Stadt, die philosophisch leben will (alla filosofica), sondern in solchen, die nach dem allgemeinen Gange der Welt regiert sein wollen, wie das auch sein muß.“ Schon hier sieht man den Unterschied der beiden Geister.

Machiavelli hatte ferner gesagt, daß man allein sein müsse, um eine Republik zu gründen, und daß darum Romulus wohlgethan habe, seinen Bruder zu töten. Guicciardini antwortet: „Es ist unzweifelhaft, daß ein einzelner Mann die Dinge besser in Ordnung zu bringen vermag, als viele zusammen es thun könnten, und daß dieser Mann in einer zerrütteten Gesellschaft Lob verdient, wenn er sie, im Fall dies auf andere Weise nicht möglich ist, durch Gewalt, Betrug und andere außerordentliche Mittel wieder zur Ordnung bringt. Aber laßt uns Gott bitten, daß wir nicht nötig haben, auf diese Art zur Ordnung gebracht zu werden, denn die Menschen sind nicht unfehlbar, und dem Organisator könnte leicht die Lust kommen, sich zum Tyrannen aufzuwerfen. Und was das Leben des Romulus betrifft, so muß man sorgfältig prüfen, denn es scheint, daß der Senat ihn töten ließ, eben weil er sich eine zu große Gewalt anmaßen wollte.“ . . .

Wenn Machiavelli mit seiner gewöhnlichen Sicherheit darauf besteht, das beste Mittel die Freiheit zu sichern, sei: die Söhne des Brutus zu töten, so antwortet Guicciardini: Das mag sein,

aber es ist dann zu wünschen, daß Brutus keine Kinder hinterlasse. Muß Blut vergossen werden, nun, so geschehe es; aber der Fürst möge keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um seinen Staat durch Menschlichkeit und Wohlthaten zu befestigen, und sich wohl hüten, als absolute Regel anzunehmen, was Machiavelli gesagt hat; denn dieser fand ein übermäßiges Gefallen an außerordentlichen und gewaltsamen Maßregeln.

Man sieht, immer dieselbe Kritik: keine allgemeinen Maßregeln, kein ungestümes Extrem im Ausdruck! Wenn Machiavelli erklärt, die Kraft allein genüge nicht, um einen großen Weg zu machen, es bedürfe auch der Unredlichkeit, so antwortet Guicciardini: Was versteht Ihr unter Unredlichkeit? Verstellung und List? In diesem Falle mögt Ihr Recht haben. Oder aber Betrug und Wortbruch? In diesem Fall kann man große Männer nennen, welche ohne Betrug Königreiche erlangten: z. B. Alexander und Cäsar, welche ihren Ehrgeiz offen darlegten. Es ist sehr fraglich, ob Unredlichkeit immer ein sicheres Mittel ist, um zur Größe zu gelangen, „man kann mit Betrug wohl manches ausführen, aber der Ruf, ein Betrüger zu sein, beraubt Euch hinterher der Mittel, ans Ziel zu gelangen".

Machiavelli, welcher suchte in Erstaunen zu setzen, sagt ein anderes Mal, die Kämpfe in Rom seien vorteilhaft gewesen, weil das Volk sich begnügte für seine Rechte zu streiten, nach erlangtem Siege aber die Regierung mit den Patriziern teilte.

O! o! ruft Guicciardini, nicht die innern Kämpfe waren es, die Roms Macht begründeten. Ihr beglückwünscht den Kranken über seinem Leiden wegen der vortrefflichen Mittel, die ihn heilen sollen.... Die Geschichte ist voll der verschiedensten Beispiele, und jedes hat seine guten Gründe. Es gibt Entschlüsse, für welche sich keine festen Regeln aufstellen lassen, weil sie gefaßt werden müssen mit Rücksicht auf den in der Stadt herrschenden Geist, auf den Stand der Dinge, welche doch von den Zeitverhältnissen und andern wechselnden Umständen abhängen.

Guicciardini war, wie schon gesagt, ein Machiavelli ohne

Theorie und ohne Ideal; er warf seinem Freunde nicht nur vor, daß er unsittliche Theorien aufstellte, sondern auch, daß er sich übermäßig exaltierte. Er gestattete ihm nicht, an die „feile Menge" zu glauben, bei der weder vernünftige Überlegung, noch begründeter Entschluß, noch festes Handeln, sondern nur Verwirrung, Unordnung und Hirngespinste zu finden seien. Möge Machiavelli nicht daran denken, einen Gesetzgeber zu loben, der, wenn er sein Werk vollbracht hat, edelmütig abdankt und den Staat in den Händen des Volkes läßt. „Das sind", schreibt Guicciardini kalt, „Gedanken, die sich leichter in Büchern und in der Einbildungskraft der Menschen malen, als in der Wirklichkeit ausführen lassen." In dieser Weise drücken sich gesetzte, ruhige Persönlichkeiten aus, welche die Erfahrung von der Bewunderung wie vom Ärger geheilt hat und welche vor absoluten Ideen auf der Hut sind. Sie erringen sich so die Anhänglichkeit der praktischen Geister. Cavour sagte zu einem seiner Freunde, nachdem er die „unveröffentlichten Werke" Guiccardini's gelesen: „Das ist ein Mann, der sich auf die Dinge verstand, viel mehr als Machiavelli."

Dieser dagegen, mit seiner freien Sprache, seinen Kühnheiten und Schwächen, mit dem Schwung und den Geistesflügeln, die ihn so hoch trugen, mit dem scharfen Blick, der so sicher das Gesamtbild erfaßte und der selbst die Nebel der Zukunft durchdrang, Machiavelli ergreift und erschüttert mehr die absoluten Geister, die — Kinder und die Philosophen. Sein größtes Unrecht bestand darin, zu offen zu sein, ja seine Offenheit zu übertreiben, oder, wenn wir uns eines Ausdrucks bedienen dürfen, den er nicht verschmäht haben würde, mit den Füßen in die Schüsseln zu treten. Alles was er dachte, schrie er mit einer heftigen und aggressiven Offenheit in die Welt hinaus. Wenn irgend jemand sich in seinen Büchern und in seinem Leben ganz als das Gegenteil von dem erzeigte, was man gewöhnlich machiavellistisch nennt, so war es Machiavelli.

Siebentes Kapitel.

Arioſt.

I. Arioſt: ſeine Jugend; ſeine lateiniſchen Dichtungen. — II. Sein Theater. — III. Im Dienſt des Herzogs Alphons von Ferrara. — IV. Das Rittergedicht vor Arioſt. Luigi Pulci und ſein Morgante maggiore. — V. Bojardo und ſein Orlando innamorato. — VI. Der „Raſende Roland".

I.

Machiavelli war ein Toskaner und verließ Florenz ſelten, aber ſchon zu ſeiner Zeit war die Stadt Dante's und Politian's nicht mehr der leuchtende Mittelpunkt Italiens. Die Künſte ſtrahlten von Rom aus, wo Michelangelo ſich niedergelaſſen hatte, und die Poeſie von Ferrara, wo Arioſt, der Sänger der Renaiſſance, der ausgezeichnetſte Dichter ſeiner Zeit, und vielleicht aller Zeiten, lebte.

Lange Zeit, bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, hatte man zu Ferrara weder Bildung noch Beredſamkeit gepflegt, man kannte Cicero nicht, und wer von Salluſt, Cäſar, Titus Livius zu reden wußte, der wurde als etwas ganz Außerordentliches angeſtaunt; über den Elementarunterricht erhoben ſich die Schulen nicht. Im Jahre 1492 wurde der Humaniſt Guarino von Verona als Lehrer des Marquis Leonel, eines natürlichen Sohnes Nikolaus III. dorthin berufen. Der Schüler las eifrig Plutarch, improviſierte italieniſche Verſe und wurde bald ein Beſchützer der Wiſſenſchaften. Guarino hatte ihm täglich zwei Stunden Unterricht zu erteilen; ſeine freie Zeit benützte er, um in ſeinem Hauſe

andere Schüler heranzubilden, die Armen hatten nichts zu bezahlen; auch abends lehrte er und ſein Haus war überfüllt. Auch aus fremden Ländern eilten ihm Schüler zu, unter ihnen der Ungar Janus Pannonius und der Engländer Robert Fleming. Unter einem ſolchen Lehrer und einem ſolchen Fürſten erblühte die Gelehrſamkeit und ſelbſt die lateiniſche Poeſie ſo ſchnell, daß am Schluſſe des Jahrhunderts Ferrara ein wichtiger Vereinigungspunkt der Humaniſten geworden war. Arioſt lernte dort wohl ſchon als Kind lateiniſch. Ob aber viel, ob er frühe ſchon mit Gelehrten diskutierte? Man behauptet das ſo gerne von ſolchen, die in der Wiſſenſchaft einen großen Namen erlangt haben. Arioſt ſagt in ſeiner an Bembo gerichteten Satire das Gegenteil; denn er erzählt, er habe mit 20 Jahren kaum den Äſop zu überſetzen verſtanden. Bei uns geht es ſchneller, man lieſt jetzt in der fünften Klaſſe Phädrus; aber allerdings verſteht man ihn nicht.

Der Dichter macht ſeinen Vater für den Mangel an klaſſiſchem Unterricht verantwortlich, da dieſer ihn mit aller Gewalt zum Studium der Rechte zwang; in dieſem „Geſchwätz“ (in queste ciancie) habe er fünf Jahre verloren. Es iſt auffallend, mit welcher Bitterkeit eine Menge italieniſcher Dichter von der Jurisprudenz geſprochen haben; wir erinnern an Petrarca, der doch gewiß ernſt und fleißig angelegt war. Nach vielen Verhandlungen wurde Arioſt „in Freiheit geſetzt“ und erhielt die Erlaubnis, „ſeine Lateiner“ (i latini miei) unter Gregor von Spoleto zu ſtudieren; noch zeigt man in der Bibliothek von Ferrara den Saal, wo er ſtudiert haben ſoll, und wo Reliquien von ihm geſammelt ſind: ſeine Handſchriften, ſein Seſſel, ſein berühmtes Tintenfaß, das mit einem kleinen Amor geziert iſt, welcher zur Verſchwiegenheit ermahnt, indem er den Finger auf den Mund legt. Der Dichter befolgte dieſen Rat, eine bei ſeinen Genoſſen ſeltene Tugend.

Der junge Ludovico machte nun unter Gregor von Spoleto wunderbare Fortſchritte und verfaßte noch in jugendlichem Alter ein ſehr beredtes Lob der Philoſophie in Hexametern; darauf verliebte er ſich und beſang ſeine Liebe in lateiniſchen Verſen,

wie es damals Mode war. Seine Oden an Philiroe ſind bewundernswert. Italien war damals von Feinden überſchwemmt, aber der 22jährige Jüngling dachte nur an ſeine Liebe, und zwar, was für ihn bezeichnend iſt, er liebte genau nach der Weiſe von Horaz:

Rursus quid hostis prospiciat sibi,
Me nulla tangat cura, sub arbuto
Jacentem aquae ad murmur cadentis....

Ludwig XII. eroberte das Herzogtum Mailand: was liegt daran, wenn, nachdem er die Alpen überſchritten hat,

... quatiat Celticus Ausones?

Was liegt daran, ob man einem galliſchen oder lateiniſchen König dient,

Si sit quidem hinc atque hinc non leve servitium?

Die moderne Kritik möchte den Dichter dieſer Gleichgültigkeit wegen entſchuldigen; wir verdammen ſie nicht, wir konſtatieren einfach die Thatſache; ſie iſt bezeichnend für die Zeit ſowohl als den Mann. Es handelt ſich ja um Barbaren, es handelt ſich um Philiroe, um Paſiphile, Lydia, Julia, Glycera, oder eigentlich um Horaz und Catull, manchmal auch um Petrarca. Das Gefühl Arioſt's verändert ſich je nach dem Dichter, deſſen Vorbild er folgt. Die gleiche Megilla, welche er lateiniſch ziemlich obenhin beſingt, wird im Italieniſchen zur Madonna, „zur höchſten Schönheit, welche mit ihrem beſeligenden Licht den Abendhimmel erleuchtet und beſtrahlt". Man ſieht, das Herz hat mit dieſen Dichtungen wenig zu thun. Es kommt nur darauf an, die antiken und modernen Meiſter gut nachzuahmen; es iſt der Künſtler, der ſeine Hand übt. Hätte Arioſt die Zeit gehabt, auch griechiſch zu lernen, ſo würde er gar auf dreierlei Art haben lieben können. Aber er wollte zuerſt die „Sprache ſeiner Lateiner" ganz gut lernen und verſchob das Studium des Griechiſchen; die einmal verſäumte Gelegenheit, ſich dieſe Sprache anzueignen, bot ſich ihm nie wieder.

Dieſe Verſuche lateiniſcher Dichtung wurden durch häusliches Unglück unterbrochen; Arioſt's Vater ſtarb und der Dichter mußte um des täglichen Brotes willen „Maria mit Martha" vertauſchen; denn er ſollte zwei Schweſtern verheiraten, ohne das Erbteil zu ſchmälern und zwei Brüdern eine gute Erziehung geben. Seine Biographen rühmen, daß er ſich dieſer Pflichten mit Klugheit und Liebe entledigte. Es galt jedoch, für die ganze Familie den Lebensunterhalt zu ſchaffen, und ſo trat er, trotz des in ſeinen erſten Schriften ausgeſprochenen Widerwillens, in Fürſtendienſte. Sein erſtes Werk war eine Dichtung im Stile Catull's für die Hochzeit Don Alfonſo's mit Lucretia Borgia (1502). Im Jahr darauf richtete er an den Kardinal d'Eſte, welcher Biſchof von Ferrara geworden war, das berühmte Diſtichon, in dem er auf den Namen Hippolyt, vielleicht auch auf die etwas zweifelhafte Tugend des Prälaten anſpielt:

Quis patre invicto gerit Hercule fortius arma?
Mystica quis casto castius Hippolyto?

Das war die lateiniſche Periode Arioſt's. Kenner wie Foscolo rühmen die kleinen catulliſchen Gedichte ſehr, andere, wie Panizzi der Bibliothekar, finden ſie hart und gezwungen. Jedenfalls machten dieſe Übungen im lateiniſchen Verſeſchmieden die Hand des Dichters geſchmeidig und verliehen ihm die anmutsvolle Leichtigkeit und Freiheit der Bewegung, den Reiz im Überfluß, welche andern bedeutenden italieniſchen Dichtern fehlen und welche das beſondere Kennzeichen ſeines Talents waren. Es läßt ſich ja nicht leugnen, daß die romaniſchen Sprachen, ſelbſt die italieniſche, im Verhältnis zu den beiden Sprachen des klaſſiſchen Altertums etwas Zerfahrenes, Geſchwätziges haben. Wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen ſind, gehen ſie ſchwankend und unſicher oder ganz ſteif und gerade (wenigſtens wenn ſie in Verſen ſprechen); nur unter der Obhut ihrer Mutter gelangen ſie zu der freien Würde, der eleganten Sicherheit, welche als das deutlichſte Zeichen guter Herkunft gilt. So haben Horaz und Catull die Oktave des Dichters abgeſchliffen, indem ſie dieſelbe von den Faſern und

Auswüchſen frei machten, welche die Dichtungen Boiardo's mehr als einmal einengen und erſticken. Monti ſchrieb darüber: „Das Studium des Lateiniſchen iſt das erſte Element unſerer poetiſchen Sprache“ und fügt hinzu: „Dadurch eröffnete ſich für Arioſt eine reiche Quelle freier, kräftiger Schönheiten, welche originell erſchienen, weil er ſie nicht als Nachahmungen hinſtellte; und er wußte mit wunderbarer Richtigkeit aus der lateiniſchen Sprache und ſeiner eigenen Phantaſie ſich eine neue und ſchöne Ausdrucksweiſe zu bilden, die man bei den Alten vergeblich ſuchen würde.“

II.

Das Jahr 1503 wurde im Leben des Dichters wichtig, indem er nun die tote Sprache mit der lebendigen vertauſchte und ſein Hauptwerk, „den Raſenden Roland“, begann. Er hatte jedoch, ehe er darin vorwärts kam, unter den Launen und Wünſchen des Hofes, an welchem er, der Edelmann, Dienſte genommen, viel zu leiden. Der Kardinal machte den Dichter zum Kurier und trieb ihn zu Pferde über Felſen und Abgründe, veranlaßte ihn aber daneben zur Beluſtigung ſeines Hofes Luſtſpiele in Proſa zu ſchreiben. Man ſagt, Arioſt habe von Kindheit an Sinn für das Theater gehabt, und oft, wenn ſeine Eltern ausgegangen waren, ſeine Geſchwiſter die verſchiedenſten Perſonen darſtellen laſſen. Wenn aber ſolche Kinderſpiele als ein Vorzeichen für die Zukunft gelten ſollten, ſo fände ſich wohl in jedem Hauſe ein künftiger Molière. Weiter wird erzählt, daß, als er einſt von ſeinem Vater geſcholten wurde, er ihm lange zuhörte, ohne ein Wort zu erwidern. Man frug ihn, warum er ſich nicht verteidigt habe, und er antwortete, er habe während der Strafpredigt ſich eine Komödie ausgedacht, in die er eine ſolche Szene zwiſchen Vater und Sohn einzuſchalten gedenke. Die Szene exiſtiert wirklich in der Caſſaria als die zweite des 5. Aktes. Man wollte daraus ſchließen, daß das Stück in die Jugendzeit Arioſt's falle, in das Alter, wo ſein Vater ihn noch ſchelten konnte, d. h. gegen 1490, und der Calandra von Bibbiena vorausgegangen, alſo das

erſte Originalluſtſpiel des italieniſchen Theaters ſei. Aber die heutige Kritik kennt nur die Daten der erſten Vorſtellungen, und es iſt bekannt, daß die Calandra in Urbino 1504 geſpielt werden konnte, während die Caſſaria den Hof von Ferrara erſt im März 1507 ergötzte. Pigna behauptet überdies, daß Arioſt ſeine Stücke „nach dem Vorbild der Calandra von Bibbiena zuerſt in Proſa geſchrieben habe". Solche Fragen der Priorität kümmern nur die Spezialiſten; wichtiger iſt, daß weder Calandra noch Caſſaria Originalarbeiten ſind. In dem gereimten Prolog, welcher der Aufführung vorherging, kündigte Arioſt eine neue Komödie an, welche weder die Lateiner noch die Griechen je in Szene geſetzt hätten; aber er fürchtete ſchließlich, dieſe Kühnheit werde das Publikum erſchrecken, die Mehrzahl achtet ja nur, was von den Alten herkommen ſoll.

E solo stima
Quel che gli antichi han detto esser perfetto.

Das iſt ein Zug, welcher die Renaiſſance charakteriſiert. Der Verfaſſer erkannte an, daß das Publikum in gewiſſem Sinne Recht habe, wenn es behauptete, daß italieniſche Proſa oder Poeſie nie der antiken gleichkommen könne. „Aber", ſagte er, „die Talente ſind gleichwohl dieſelben wie früher, und man wird heutzutage ein Künſtler ganz auf demſelben Weg wie ſonſt auch". Trotz dieſer vernünftigen Beobachtung war die Kühnheit des Neuerers ziemlich ſchüchtern. Er ſchrieb (wie Bibbiena verſichert) das Stück in Proſa, ohne es von Plautus oder Terenz zu überſetzen; aber die Perſonen, die Sitten, die Intriguen, ſelbſt der Titel, der an die Aſinaria, Aulularia, Ciſtellaria erinnert, ſind den Alten nachgeahmt, und das gilt auch von den andern Stücken Arioſt's. Die Szene ſpielt in Ferrara ſtatt in Rom, und die Perſonen haben italieniſche Namen, aber es ſind die Masken des alten Theaters. Vater und Sohn ſind die gleichen geblieben, das Mädchen iſt nicht anders geworden durch das Chriſtentum, der Sklave wurde zum Diener, ohne die Rolle zu wechſeln; er verkörpert die Liſt, welche über die Gewalt ſiegt und bleibt die

Haupttriebfeder der Handlung. Von Zeit zu Zeit kommt irgend ein guter ſatiriſcher Zug, eine Anſpielung auf die Laſter und Lächerlichkeiten der Zeit, ein Seitenhieb auf die Richter, Steuerbeamten, Pilger, Frömmlinge, ſelbſt die Fürſten, ein tüchtiger Griff, an dem man den Meiſter erkennt, aber das iſt alles. Arioſt, welcher geliebt hatte wie Catull und Horaz, lachte wie Plautus. Als er ſpäter ſeine Theaterſtücke in Verſe brachte, um ihnen litterariſchen Wert zu geben, blieb er Abſchreiber und verſuchte das lateiniſche Versmaß in ſeine Sprache einzuführen. Aber ſelbſt bei dieſen verfehlten Verſuchen wurde der Künſtler gewandter und machte ſich jede Art von Stil zu eigen. Er erfand nicht die originelle Komödie, welche Machiavelli in ſeiner Mandragore improviſierte, aber er fand bei Plautus und Terenz Lebhaftigkeit, Heiterkeit, Schelmenſtücke, welche ihm ſpäter, als er in ſeinem Roland vorgeſchritten war, zugute kamen. Beachten wir wohl, daß die Aufnahme des alten Theaters auf die italieniſche Bühne von hiſtoriſchem Intereſſe iſt. Arioſt bahnte damit einen Weg, welcher viel betreten wurde, den Weg, welcher von Plautus zu Molière geführt hat. Um ſich davon zu überzeugen, genügt es, eine Szene aus der „Lena" zu leſen. Der Dichter von Ferrara führt dort einen Diener namens Corbulon ein, welcher nach einem Mittel ſucht, Flavio, ſeinem jungen Herrn, zu Hilfe zu kommen. Dieſer, der Sohn einer angeſehenen Familie, hat ſeine Mütze und ſeinen Mantel verkauft, um ſich Geld zu verſchaffen; nun handelt es ſich darum, eine neue Mütze und einen neuen Mantel zu bekommen; was iſt zu thun? Corbulon, der in den Dichtern bewandert iſt, ſagt zu dem Publikum:

Bisogneria d'un servo quale fingere
Ho veduto talor nelle commedie,
Che questa somma con fraude e fallacia
Sapesse del borsel del vecchio mungere.
Deh, se ben io non son Davo nè Sosia,
Se ben non nacqui fra Geti o in Siria
Non ho in questa testaccia anch' io malizia?
Non saprò ordire un giunto anch' io ch'a tessere

Abbia fortuna poi la qual propizia
(Come si dice) agli audaci suol essere?
Ma che faró? che con un vecchio credulo
Non ho a far, qual a suo modo Terenzio
O Plauto suol Cremete o Simon fingere;
Ma quanto egli è più cauto, maggior gloria
Non è la mia, sio lo piglio alla trappola?
Jeri andò in nave a Sabbioncella, e aspettasi
Questa mattina: convien ch'io mi prepari
Di quel ch' ho a dir, come lo vegga. Or eccolo
Appunto: questo è un tratto di commedia:
Il nominarlo, ed egli in capo giungere
Della contrada, è un tempo medesimo.[1])

La Lena, atto III scena I.

Dieſer Monolog zeigt zur Genüge, wieviel Gemachtes, Künſtliches bei dieſem Theater war. Es folgt darauf eine Szene zwiſchen Corbulon, dem Diener, und Hilarius, dem Vater, der von ſeiner Reiſe zurückkommt; es iſt das einer der Schelmenſtreiche Scapin's, welche nachzuahmen Molière nicht unter ſeiner Würde hielt. Corbulon eilt nach allen Richtungen der Bühne (das iſt eines der Effektſtücke des Plautus), thut, als ob er Hilarius nicht ſähe und jammert über das ſchreckliche Unglück, das ſeinem jungen Herrn zugeſtoßen. Der erſchreckte Hilarius fragt, was denn geſchehen ſei; und Corbulon berichtet von einem nächtlichen Überfall. Euer Sohn, erzählt er dem Greiſe, ging geſtern Abend nach Hauſe:

[1]) „Man ſollte freilich hier einen der alten Sklaven auftreten laſſen, die man bei Plautus und Terenz mit ſo viel Gewandtheit aus der Taſche des alten Herrn das Geld ziehen ſieht. Aber ſoll man darum zu nichts nütze ſein, weil man kein Sklave iſt, nicht Diavo noch Socia heißt, kein Gete oder Syrer iſt? Sollte ich nicht durch irgend eine geſchickte Liſt das Glück verſuchen, welches, wie man ſagt, dem Kühnen hold iſt? Was ſoll ich thun? Mein alter Herr iſt nicht ſo dumm wie der Cremetes oder Simon des Terenz und Plautus. Aber um ſo beſſer! Mein Ruhm iſt um ſo größer, wenn ich ihn trotz ſeiner Klugheit in meinen Netzen fange.... Geſtern iſt er nach Sabbioncella gefahren und ſoll heute zurückkommen, da muß ich ſchon nachdenken, was ich ihm ſagen werde, wenn ich ihn ſehe. Da kommt er gerade, — das iſt ja wie auf dem Theater: — man nennt ihn und er iſt da."

„Als er durch die Arkaden ging, wurde er von Strolchen angegriffen; vier Kerle fielen mit ihren Dolchen über ihn her.

Aber er wurde nicht verwundet?

Nicht im geringſten.

Gott ſei Dank.

Er riß ſich los und lief dann ſo ſchnell ihn ſeine Füße trugen. Einer der Strolche ſchoß nach ihm.

Großer Gott!

Beruhigt Euch, der Schuß traf nur ſeine Kokarde.

Nun, das ging gut.

Seine Mütze fiel. . . .

Er hat ſie verloren?

Nein, die Kerle haben ſie genommen.

Und zurückgegeben?

Zurückgegeben? Warum nicht gar.

Ach, welch ein Verluſt! Die Mütze hat mich gewiß mit allen ihren goldnen Verzierungen zwölf Dukaten gekoſtet. Aber es ſei, wenn das nur alles iſt.

Hört weiter. Sein Kleid, das auf der Seite herabhing und ſich immer um ſeine Füße ſchlug, hinderte ihn bei der Flucht. Mehrere Male fiel er darüber. So mußte er's von ſich werfen.

Sein Kleid iſt alſo auch verloren?

Nein, aber die Diebe haben es genommen. . . .

Dummkopf, das iſt ein verlorenes Kleid. . . .

Nein, andere haben's ja gefunden.

O, o, mit mir iſt's aus. Es war ein warmes Gewand, das mich mit dem Pelz vierundachtzig Dukaten gekoſtet hat. Der Unſinnige! Aber wenn er nur nicht verwundet iſt. . . .

Ja, in der Seele.

Was ſoll das heißen?

Nun, er iſt natürlich aufgeregt und bekümmert und fürchtet den Augenblick, wo Ihr von der Sache hört, und den Ärger, den Ihr darüber haben werdet. . . .“

Bis dahin iſt alles der alten Komödie entnommen, kaum ein paar Male ſtreifen ein paar Sätze an die moderne Lokale Satire. Was thun? fragt der Greis. Corbulon antwortet: Nun, man muß die Richter, den Bürgermeiſter, nötigenfalls den Fürſten benachrichtigen.

Ach, ruft Hilarius, das würde nicht viel nützen. Wenn

ich die Geſchichte dem Fürſten erzählte, würde mich der Fürſt zum Richter ſchicken, und dieſer würde ſeine gierigen Augen zuerſt auf meine Hände werfen, und wenn er ſie leer ſähe, würde er ſagen, daß ich keine Zeugen oder Beweiſe habe, daß er anderes zu thun und andere Geſchäfte im Kopf habe und daß ich nichts als ein Dummkopf ſei. Freſſen ſich denn die Wölfe untereinander? Weißt Du, wo die wahren Spitzbuben ſind? Gerade unter denen, die bezahlt worden, ſie zu fangen. Ich ſtehe dafür, der Richter, der ſie henken laſſen ſoll, teilt mit ihnen.... Sie ſind alle zuſammen Schurken.

Dann gibt Hilarius das nötige Geld, und der Schwank iſt aus. Nur in Einem ſeiner Stücke, im „Nekromanten", greift Arioſt die Laſter ſeiner Zeit an; aber auch hier treten die Geſtalten nicht beſonders hervor, ſie ſind Schurken und Dummköpfe wie alle andern, der geſunde Menſchenverſtand und Witz findet ſich nur bei dem Sklaven oder dem Knecht Temolo. Man fragt Temolo, ob er an Geiſter glaube? und er antwortet (das iſt das ſchärfſte Wort des Stückes):

Di questi spirti, a dirvi il ver, pochissimo
Per me ne crederei; ma li grandi uomini,
E principi, e prelati, che vi credono,
Fanno con loro esempio ch'io, vilissimo
Fante, vi credo ancora.[1])

Il Negromante, atto I scena III.

An ſolchen Streiflichtern erkennt man, allerdings weniger oft als man es wünſcht, die Phyſiognomie, die beſondern Eigentümlichkeiten des Dichters, das „Lächeln" der Renaiſſance.

III.

Unter ſolchen Studien und Verſuchen bildeten ſich die Anlagen Arioſt's aus, während ſein äußeres Leben nicht dazu an-

[1]) „Ich würde nicht an Geiſter glauben, aber die großen Herren und Fürſten und Prälaten glauben daran; ſo muß ich armer Schelm wohl auch ein wenig daran glauben."

gethan war, mächtige Eindrücke auf ihn auszuüben. Man ſucht heutzutage ihm den gleichen ſittlichen Einfluß zuzuſchreiben, wie ihn Dante ausgeübt hat; aber dieſe Frage iſt ſchwer zu entſcheiden: ein Orangenbaum kann ſo viel Wert haben, als eine Eiche, das hängt von dem ab, was man daraus machen will. Für uns iſt die Frage, wodurch ſich die Eiche von dem Orangenbaum unterſcheidet. Man hat von Taſſo geſagt, „er ſei ein Narr geweſen, der ein weiſes Werk ausgeführt habe“, von Arioſt, „er habe ein weiſes Werk närriſch ausgeführt“; und ganz unrichtig iſt dieſes etwas ſummariſche Urteil nicht. Der gute Ludovico hat ſich ſelbſt in den Satiren geſchildert, welche in unſerer Zeit aufs neue ſorgfältig ſtudiert werden; und erkennen wir aus dieſen Bildern auch keinen Helden, ſo tritt uns doch ein tüchtiger, braver Mann mit bürgerlichen Tugenden entgegen; um ſeine Mutter und ſeine Geſchwiſter zu erhalten, opferte er alles, ſelbſt etwas von ſeiner Manneswürde. Der Kardinal Hippolyt gab ihm wenig Geld und verwendete ihn als reitenden Boten; der Dichter beklagte ſich darüber, doch ohne Bitterkeit: „Ach, ich hätte ja gerne ſeinen Namen bis in die Wolken emporgetragen, aber wenn ich ſein Lob ſinge, ſo hält er das nicht für ein Werk, das Lohn verdient, nur für meine Botendienſte werde ich bezahlt. Er bildet ſich ein, es ſei ein Vergnügen für mich, ihn zu beſingen; eine größere Leiſtung in ſeinen Augen wäre, wenn ich immer hinter ihm reiten würde.“

Ein trauriges Los für einen Lobredner, im Dienſte eines Mannes zu ſtehen, welcher ſich nicht mit Weihrauch bezahlen läßt! Alles was der Träumer wünſchte, war ein geruhiges Leben und Muße genug, um ſtudieren zu können; man ſchläft ja unter einer groben Decke ſo gut als unter Seide und Gold. Es gefiel ihm beſſer, ſeine trägen Glieder ruhen zu laſſen, als ſich rühmen zu können, ſie zu den Scythen, Indiern, Äthiopiern oder ſonſt wohin getragen zu haben. „Der Geſchmack der Menſchen iſt verſchieden: dem einen gefällt die Tonſur, dem andern der Degen, dieſem das Vaterland, jenem fremde Geſtade. Möge der die Welt durch-

jagen, der ſie gerne durchjagt, und England, Ungarn, Frankreich, Spanien ſchauen; mir dagegen gefällt's im Vaterland zu bleiben. Ich habe Toskana, die Lombardei und die Romagna geſehen, das Gebirg, das Italien durchzieht, dasjenige, welches es abſchließt, die beiden Meere, die es beſpülen, das genügt mir. Die übrige Welt werde ich ruhig auf der Karte bereiſen, ohne mich viel zu kümmern, ob Krieg oder Frieden auf Erden ſei." — Ruhig, behaglich leben, das war ſein Geſchmack. Aber er hatte den Kardinal immer auf dem Rücken, und manchmal überkam ihn die Luſt, ihn abſchütteln zu können.

„Apollo", rief er, „heiliger Gefährte der Muſen! Dank deiner Güte beſitze ich nicht ſo viel, daß ich mir einen Mantel kaufen könnte! Der heilige Kardinal glaubt mich mit ſeinen Gaben gekauft zu haben, aber es würde mir nicht ſchwer werden, ſie ihm zurückzugeben, könnte ich dadurch meine alte Freiheit wieder erlangen.... Wenn er glaubt, mich wegen eines Einkommens von 25 Thalern für 4 Monate, das er mir überdies oft genug beſchneidet, als Sklaven behandeln und feſſeln zu können, mich frieren und ſchwitzen laſſen zu dürfen, ohne daß er ſich darum kümmert, ob ich krank werde oder ſterbe, ſo nimm ihm dieſen Wahn. Sage ihm, Apollo! daß ich lieber die Armut geduldig ertragen, als ſein Knecht ſein will."

Aber ſolche Einfälle waren ſelten; der Dichter bäumte ſich und ſtampfte mit den Füßen, aber warf Zaum und Halfter nicht von ſich.

Eines Tages ſchien ihm das Glück zu lächeln. Johann von Medici, der ihn als einfacher Kardinal mit Schmeicheleien überhäuft hatte, beſtieg den heiligen Stuhl und erlangte als Leo X. großen Ruhm. Arioſt eilte nach Rom „in einem Botenanzug", ſchrieb er, „und da ich keine andern Kleider bei mir hatte, vermied ich es, hochgeſtellten Herren Beſuche zu machen, denn nirgend mehr als hier beurteilt man die Leute nach ihrem Äußern. Es iſt wahr, die Füße des Papſtes habe ich geküßt, und er zeigte mir, daß er mich gerne anhöre; daß er mich geſehen, glaube ich

nicht, denn ſeit er Papſt geworden, trägt er keine Brillen mehr. Ein Anerbieten wurde mir nicht gemacht, weder von Seiner Heiligkeit, noch von meinen Freunden, welche ſeit kurzem große Herren geworden ſind; mir ſcheint, alle ahmen den Papſt in betreff der Kurzſichtigkeit nach.“ Dieſe Freunde waren Bembo, Molza, Bibbiena, welche vielleicht einem Befehl von Leo X. nachkamen, dem wenig daran lag, ſich dem Hof und den Höflingen von Ferrara gefällig zu erweiſen. Armer Dichter! er war zur Mittelmäßigkeit beſtimmt! „Der Papſt“, ſagt er in einer Satire, „neigte ſich zu mir von ſeinem heiligen Stuhle, ergriff meine Hand und gab mir auf beide Wangen den heiligen Kuß. Darauf ging ich, Herz und Taſche voll Hoffnung, aber durchnäßt und beſchmutzt vom Regen und aß in einer Herberge zu Nacht.“ Die Sache war alſo nicht ſo ſchlimm; er wußte ſich zu faſſen.

„Wenn er mir auch den Beutel, die Ärmel, die Bruſt, ja den Hals, den Bauch und die Gedärme mit Gold gefüllt hätte — wäre das ein Lohn dafür, daß ich ſo müde geworden bin und ſoviel Treppen ſteigen mußte? Es wäre beſſer geweſen, in Ruhe zu bleiben und mich weniger zu ermüden. Der arme Papſt hat überdies noch andere Hungrige ſatt zu machen, als mich. Es war einmal eine ſchreckliche Dürre: trocknen Fußes durchſchritten die Reiſenden die Teiche und tiefſten Flußbette. Ein Hirte, den die Sorge um ſeine Heerde bedrückte, rief die Hilfe des Herrn der Himmel an, und dieſer zeigte ihm in weiter Ferne ein Thal, wo er Waſſer finden werde. Er zog mit all den Seinen dorthin, und da er nur ein enges Gefäß hatte, um am Brunnen zu ſchöpfen, ſo nahm er daraus den erſten Schluck, den zweiten gab er ſeiner Frau, dann kamen die Söhne an die Reihe, dann die Knechte, einer nach dem andern, je nach ihren geleiſteten Dienſten. Eine Elſter, welche von ihrem Herrn beſonders geliebt und die immer ſeine Freude geweſen war, rief: Wehe mir, ich gehöre nicht zu ſeinen Verwandten, ich habe nicht am Brunnen mitgearbeitet, ich kann ihm heute auch nicht mehr nützen wie früher, ich bleibe hinter den andern zurück, und wenn ich mich nicht nach einer

andern Quelle umſehe, ſterbe ich vor Durſt.“ Die Elſter, das war der Dichter, und er ſprach zu ſich ſelbſt: „Wenn ich warte, bis alle getrunken haben, werde entweder ich keinen Durſt oder der Brunnen kein Waſſer mehr haben. Beſſer iſt es alſo, in der gewohnten Ruhe zu bleiben.“ So tröſtete ſich der Weiſe, der kein Freund von Verwünſchungen war, mit Fabeln. Er ging von Rom nach Florenz, wo eine ſchöne Witwe, mit prachtvollem blonden Haar, welche er heimlich heiraten ſollte, ihn glücklich machte; er liebte ſie mit treuer und verſchwiegener Liebe. Aber der Kardinal wollte ihn nach Ungarn ſchicken. Arioſt weigerte ſich entſchieden. „Nach Ungarn, Herr! nimmermehr! in ein Land, wo es kalt iſt, wo man in den Öfen ißt, trinkt und ſchläft, wo der Wein nach Rauch ſchmeckt und die Speiſen voll Pfeffer ſind: In dieſem eiskalten Land auf der Straße ſterben für den Kardinal, an einer Krankheit, die man ſich für ihn zuzieht! für Hippolyt, der für den geringſten ſeiner Knechte beſſer ſorgt, als für ſeinen Dichter! Was nütze ich ihm, da ich nicht verſtehe, ein Rebhuhn an der Gabel in freier Hand zu zerlegen? Ich kann mich in Anbetracht meines hohen Wuchſes nicht bücken, um meinem Herrn die Schuhe aus- und anzuziehen, und bin nicht gewandt genug, um Mundſchenk zu ſein; ich hätte ſollen auf die Welt kommen, als die Menſchen noch von Eicheln lebten.“ Das war alles für jene Zeit ziemlich ſtolz geſprochen; einem Prälaten um ein Stück Brot ſchmeicheln, das mag ja hingehen, aber etwas Freiheit und Würde muß gewährt werden, — ich gehe nicht nach Ungarn! Der Kardinal ärgerte ſich und entzog dem armen Arioſt zwei Benifizien.

So trat der Dichter ſpäter denn in die Dienſte des Herzogs Alphons, und zwar in der Eigenſchaft eines Kammerherrn und Vertrauten, mit einem monatlichen Gehalt von 25 Frks. Der Herzog ſchickte ihn in die Garfagnana, um dieſe damals von Räubern ganz verheerte Provinz zu ordnen und zu beruhigen. Hierhin verlegen die alten Biographen die Anekdote von dem Straßenräuber Pacchione, welcher den Dichter, ſtatt ihn gefangen zu halten und ein Löſegeld

zu fordern, mit aller Hochachtung behandelte, die dem Genius gebührt. Andere erzählen die Geſchichte anders. Ihnen zufolge wäre dieſer Pacchione ein mißratenes Genie geweſen, welcher, als er in die Hand des Gouverneurs gefallen, einige Strophen von Roland rezitierte, um ſeinen Kopf zu retten. Alle kommen darin überein, daß der Dichter ſich in ſeinem Regierungsbezirk außerordentlich langweilte. Er ſelbſt beſchreibt dieſe Langeweile in ſeinen Satiren; indes beweiſen die gelehrten Forſchungen von M. Campori, daß man trotz Langeweile und phantaſtiſchen Träumen ein tüchtiger Beamter ſein kann. Es bedurfte einer feſten Hand für dieſe Banditen und beſonders für die Manutengoli, d. h. für die Unterhändler, die ihnen beiſtanden und ſie beſchützten. Damals wie heutzutage hatten dieſe Strauchdiebe Tauſende von Mitteln, um der Gerechtigkeit zu entgehen: einer flüchtete in das Gebiet des Herzogs Alphons, der ihn beſoldete, andere ſtanden unter dem Schutz von Prieſtern und flüchteten in Kirchen und an andere heilige Orte, und der arme Arioſt, der doch ſelbſt „Presbyter“ war, wußte nicht, welchem Heiligen er ſich angeloben ſolle, um ſeiner Pflicht nachzukommen. Dazu kamen noch Privatintereſſen und Gehäſſigkeiten; 83 Weiler und Dörfer waren in Parteien zerfallen und lagen im Streit; Familienhaß und Blutrache herrſchte überall: Arioſt war gezwungen, dem Herzog zu ſchreiben, er müſſe um ſeine Entlaſſung bitten, wenn man ihm die Mörder nicht ausliefere. Er zeigte ſich darin charakterfeſt, vielleicht aus künſtleriſcher Gewiſſenhaftigkeit, die, was ſie that, recht thun wollte. „Solange ich dieſes Amt verwalte“, ſchrieb er, „werde ich keinen einzigen Freund haben, als die Gerechtigkeit“. Zu eben der Zeit aber ſchlug er Klemens VII. ab, nach Rom zu kommen und Redner am päpſtlichen Hofe zu werden. Die Luft der Heimat, der eigene Herd, vielleicht die Frau, die er heimlich geheiratet hatte, Alter und Gewohnheit, wohl auch Erſchöpfung hielten ihn im Lande des Herzogs Alphons feſt. Einen Monat von ſechſen mußte er in Ferrara zubringen, auf dem Domplatz, „ohne dies“, ſagt er, „wäre ich, von Langeweile übermannt, ſchon geſtorben.“

Endlich wurde ſein Wunſch erfüllt. Im Jahr 1525 wurde er von Garfagnana nach Ferrara zurückberufen und konnte nach Gefallen ſeinen Studien leben. Dort zeichnete er einen Plan für ein Theater, das der Herzog erbauen ließ, dort brachte er ſeine Komödien zur Aufführung, dort verbeſſerte er ſein Gedicht und baute ſich ein kleines, bequemes Haus, wo er von niemanden abhing, ein Haus, das nicht unreinlich und das von ſeinem eigenen Gelde bezahlt war.

Parva, sed apta mihi, sed nulli obnoxia, sed non
Sordida, parta meo sed tamen aere domus.

Dort pflegte er ſeinen Garten, oder vielmehr änderte ſtets an ihm, wie an ſeinem Gedicht, und ſuchte immer das Beſſere, was nie der Feind des Guten iſt; wie in allem, war er auch darin Künſtler, der biedere Mann. Nur verſtand er ſich auf die Gärtnerei weniger als auf die Dichtkunſt. Einſt hatte er Kappernſträuche geſät und alle Morgen betrachtete er freudig ihr Wachſen; als man endlich erkennen konnte, was für Pflanzen es waren, fand ſich, daß es Hollunder war. Aber er grämte ſich nicht darüber. Er iſt kein Dante, aber eine ſympathiſche, gemütliche Erſcheinung, mit der ſich im Alltagsleben vielleicht beſſer verkehren ließ, als mit Dante. Seine heitere, mit witzigen Worten gewürzte Unterhaltung gewann ihm Freunde, die ihm ſtets treu blieben. Einfach, mit wenigem zufrieden, kein Feinſchmecker, aber ein tüchtiger Eſſer, liebte er es, ganz allein weite Fußtouren zu machen, ohne je dabei Langeweile zu empfinden. Eines Morgens ging er, Verſe machend, von Carpi fort, ging, ohne auf den Weg zu achten, immer weiter, und war nicht wenig erſtaunt, als er ſich abends in Pantoffeln zu Ferrara befand. Er las nicht viel, und obwohl er von Geſchichte und Geographie mehr wußte, als damals ein Dichter zu wiſſen brauchte, konnte man ihn doch nicht unter die Gelehrten ſeines Landes und ſeiner Zeit rechnen. In Summa, er war ein Müßiggänger, aber auch ein Künſtler, der fleißig mit dem Kopf arbeitete, der an ſeinem Werke feilte und immer wieder feilte, es zwanzigmal durcharbeitete, und der

in ſein Werk ſeinen Stolz, ſeinen Mut, ſein Gewiſſen legte, alle Tugenden, auf welche ſein eingeſchränktes Leben ſonſt keinen Anſpruch erhob. Er wäre wohl fähig geweſen, große Handlungen zu vollführen, wenn ſeine Stellung ſolche verlangt oder erlaubt hätte. Im Kampfe zeigte er Mut und zog ſich mit Ehren aus Geſandtſchaften, die ihm anvertraut waren; er wollte ein ſchönes Werk hinterlaſſen und arbeitete daran raſtlos 30 Jahre lang. Er beſprach ſich mit Bembo und andern erfahrenen Männern, war nie zufrieden, kämpfte erſt mit ſich ſelbſt, dann mit den Buchdruckern, die „ihn umbrachten", erſchöpfte ſich an ſeiner Aufgabe und ſtarb an der Sorge um ſie, noch ehe er 60 Jahre alt geworden, eben in dem Alter, in welchem man erſt lernt recht zu arbeiten.

Und das Werk wurde ſo ſchön, der Künſtler ſtieg ſo hoch, daß in dem damaligen glorreichen, üppigen Ferrara mit ſeinen gebildeten Fürſten, ſeinen gelehrten Prinzeſſinnen, in dieſer erſten modernen Stadt Europas, Arioſt es war, der alles beherrſchte. Der arme Teufel, der aus der Notwendigkeit eine Tugend gemacht und in einer untergeordneten, abhängigen Stellung ausgeharrt hatte, der betrübt, aber ohne Bitterkeit, eine Kette getragen, die er weder zerbrechen noch nutzbar machen konnte, wurde nicht nur der glücklichſte Dichter für die Nachwelt, ſondern auch der erſte Mann von Ferrara. Weil er ſeine Verſe immer wieder veränderte, konnte er ſie nicht im Gedächtnis behalten, und dadurch gingen viele verloren. Am meiſten vermißte er die, welche auf die beiden Marmorſäulen eingegraben werden ſollten, welche beſtimmt waren, die Reiterſtatue des Herzogs Herkules I. zu tragen. Die eine Säule zerbrach unterwegs, die andere wurde auf einem öffentlichen Platz aufgerichtet, wo ſie bis 1659 ohne Verwendung blieb; dann ſtellte man die Statue von Papſt Alexander VII. darauf. 1796 ſchlugen die Republikaner der Cispadana den Papſt herunter und ſtellten an ſeiner Statt eine Statue der Freiheit auf. General Bonaparte wohnte der Aufſtellung bei. 1799 nahmen die Öſterreicher die gipſerne Freiheit

weg und die Säule (es war immer die gleiche) hatte bis 1810 nichts mehr zu tragen; dann kamen die Cispadaner zurück und krönten den Marmor mit einer Statue des Generals Bonaparte, nur waren die Republikaner der Cispadana keine Republikaner mehr, und der General Bonaparte war der Kaiſer Napoleon geworden. 1814 wurde der Tyrann natürlich weggeworfen und die Säule ſtand bis 1833 verwitwet da. „Von da an und bis jetzt", ſagt Carducci, „erhebt ſich auf der Säule, welche den Herzog von Eſte zu tragen beſtimmt war und welche ſtatt des Herzogs von Eſte einen Papſt, eine Republik und einen Kaiſer trug, die Statue Ludovico Arioſt's von Francesco Vidoni. Und weder die Päpſte, noch die Kaiſer, noch ſelbſt die Freiheit werden Dich von hier vertreiben, Du göttlicher Dichter, der Du den Roland geſchrieben, der Du Dich freuen und tröſten konnteſt, als Dir ſtatt Kappernſträucher Hollunderbüſche erwuchſen."

IV.

Es war alſo Roland, der ſeinen Dichter auf dieſe Säule erhob. Warum Roland? Woher kommt es, daß ein ſolcher Gegenſtand von einem ſolchen Dichter auf dem Höhepunkt des 16. Jahrhunderts gewählt wurde? Das iſt die erſte Frage, die uns entgegentritt und auf welche die moderne Kritik in Frankreich und Italien lebhafte Schlaglichter geworfen hat. Der wenigſt gebildete Leſer weiß ſehr wohl, was die altfranzöſiſchen Heldengedichte und Abenteuerromane waren, der Cyklus der karolingiſchen und der bretoniſchen Heldengeſchichten. Frankreich war bereits der Erzähler par excellence, es brachte eine unerſchöpfliche Fülle von Erzählungen hervor und verbreitete ſie weithin. Norditalien wurde davon ſchon im Mittelalter überſchwemmt und zog lange Zeit die Sprache von Oc und Oil dem heimiſchen Dialekt vor. Dante, der in ſeinen Ausdrücken nicht zart war, warf es ſeinen Mitbürgern als eine Schmach vor, daß ſie die Volksſprache anderer Länder rühmten und die ihrige mißachteten. Im Thale des Po beſaßen die Gebildeten lyriſche Gedichte in

provençalischer Sprache und französische Erzählungen wurden in franko-italienischem Kauderwelsch durch Marktschreier verbreitet. Die altfranzösischen Heldengedichte hatten von Anfang an großen Erfolg: nicht als ob Karl der Große je als Volksheld wäre gefeiert worden, aber er galt als der erste Held der Christenheit, als die historische Idealgestalt, welche das abendländische Kaisertum gegründet hatte. Dazu umgab ihn die naive Legende des Volks mit lichtem Glorienschein. In den nördlichen Teilen der Halbinsel nahm man es ernst mit den karolingischen Helden, weil sich zahlreiche Adelsfamilien der Abstammung von ihnen rühmten, und die Genealogen machten es sich zur besondern Aufgabe, ihre Patrone in direkter Linie zu einem der zwölf Pairs des Heldenkaisers hinaufsteigen zu lassen. Italien begnügte sich nicht damit, die französischen Märchen zu reproduzieren, sondern erfand neue, so daß es bald seine eigenen Heldengedichte hatte, deren gewöhnliches Thema war, daß irgend ein Baron, ob freiwillig oder gezwungen, den Hof Karl's des Großen verließ, unter die Heiden ging und dort eine Menge Heldenthaten verrichtete, Schlachten gewann, Ungeheuer tötete, Zweikämpfe und Turniere ausfocht. Die jungen Sarazeninnen waren über den Sieger entzückt, und verbargen das nicht, sondern machten ihm Liebeserklärungen. Dann trat ein Verräter auf mit Namen Gaine oder Ganelon und offenbarte den Namen des unbekannten Ritters, welcher alsbald ins Gefängnis geworfen wurde, unerhörte Qualen zu erdulden hatte und in Todesgefahr schmachtete. Inzwischen waren andere Barone aus Frankreich aufgebrochen, um ihn zu suchen. Sie kamen gerade recht, um ihren Freund retten und die Sarazenin taufen zu können. Dazwischen bekehrten die Ritter eine Menge Völkerschaften und retteten die Christenheit, indem sie ein großes Heer besiegten, welches, von einem Heiden angeführt, zur Belagerung von Paris ausgezogen war. Das ist der Hauptinhalt dieser ersten italienischen Geschichten.

Als der Roman von Karl dem Großen die Apenninen überschritten hatte und die Brenta verließ, um sich am Arno zu

erfriſchen, wurden andere Erzählungen erfunden. Die toskaniſche Sprache hatte ſich gebildet, ſie verarbeitete nun allen Stoff, der ihr vom Norden zufloß, in Poeſie und in Proſa, beſonders in dem bekannten Sammelwerk „Reali di Francia“, das auch der Geſchichte mannigfache Dienſte geleiſtet hat. In Verſen zeichneten ſich die Florentiner bald aus. Der gleichlautende Reim, mit welchem ſich die Norditalieuer hatten begnügen können, wurde als ein zu enges, veraltetes, zu männliches Kleid beiſeite geworfen und durch die Oktave erſetzt, welche den weiblichen Endungen freieren Spielraum gewährte. Die Oktave war übrigens ein altes populäres Versmaß, das, wie man ſich erinnern wird, Boccaccio in ſeiner Theſeide eingeführt hatte und in der gelehrten Welt aufgenommen ſah. Sie erſcheint an und für ſich als eine wertloſe Neuerung, aber ohne ſie hätten wir weder einen Bojardo noch einen Arioſt. Sie iſt gewiß nicht vollkommen, es bleibt ihr ein lyriſcher Ton, von dem ſie ſich nicht ganz losmachen kann; aber doch iſt ſie die beſte erzählende Form in der modernen Litteratur. An andere Sprachen ſchmiegt ſie ſich nicht ſo gut an wie an's Italieniſche oder wird ſchleppend. „Aber wir haben nur deſto mehr Urſache, ſie zu lieben“, fügt Rajna hinzu, „denn ſie iſt unſerer Sprache angepaßt und kleidet uns gut“.

Als der Ritterroman in ſolcher Weiſe in Italien ſeine Form gefunden, war er Herr der Zukunft und wurde der Stammvater einer neuen Generation der Novelliſtik. Wir nennen zuerſt den **Morgante maggiore** von **Pulci**. Dieſer toskaniſche Dichter begnügte ſich freilich, beſonders im Anfang ſeines Werkes, einen unbekannten Verſeſchmied beinahe Wort für Wort abzuſchreiben; es war ein gar anſpruchsloſes Werk, gemacht, um Lorenzo von Medici zu ergötzen, welcher ſich in der Poeſie wie in der Politik gerne mit dem Volke gemein machte. Die ganze Geſchichte von Roland läßt ſich in den 28 Geſängen bis Ronceval verfolgen. Nur daß der Erzähler ſeine Geſchichte zur Beluſtigung der Zuhörer mit groben Späſſen und den Abenteuern zweier poſſenreißender Rieſen ausſchmückt. Morgant, der dem Stück den

Namen gibt, ist ein von Roland bekehrter schrecklicher Heide; er wird der Stallmeister Roland's, ein Sancho Pansa von grotesk-gewaltigem Heldenmut, dessen Haupt mit einer Sturmhaube bedeckt und dessen Hand mit einem Glockenschwengel bewaffnet ist, mit dem er wie ein Blinder dreinschlägt. Er begegnet im Frankenlande Margutte, der ihm um seines außerordentlichen Wuchses willen gefällt. Die beiden Goliathe sprechen alsbald von Religion. „Bist Du Christ oder Sarazene?“ fragt Morgant. Margutte antwortet frivol: „Ich sage Dir ganz offen, daß ich weder an das Blaue noch an das Schwarze glaube, aber ich glaube an den gesottenen wie den gebratenen Hahn, manchmal auch an Butter und Bier, wenn ichs habe. . . .“

Dieses Credo geht durch dreizehn Verse durch. Es soll jedoch keineswegs der Religion zu nahe treten, sondern entspricht der gewöhnlichsten Volksbelustigung. Der Dichter läßt vielmehr seine Gesänge mit Worten der Schrift anfangen (In principio erat Verbum, Gloria in excelsis Deo, Deus in adjutorium meum intende) und folgt darin dem Herkommen der toskanischen „Bänkelsänger“ und Volksbelustiger. Dieses Kirchenlatein, welches in Byron's englischer Übersetzung sich so gotteslästerlich ausnimmt, trug in dem italienischen Morgante eine Lokalfarbe und war höchstens ein Spott über die Naivetät des Volkes, welches in seinen Liedern Heiliges und Profanes in solcher Weise vermischte. Pulci war kein strenger Kirchenmann, aber er war auch kein Ketzer, und scheint zwischen Katholizismus und Skeptizismus hin- und hergeschwankt zu haben. Beides lag in der Luft; er war weder ein Atheist noch ein Gläubiger, sondern nur einer, der gern lachte.

Morgant und Margutte nehmen ein schlimmes Ende. Margutte hatte eines Tages zuviel zu Mittag gegessen, fand seine Stiefel nicht, ärgerte sich zuerst, dann sah er, daß ein Affe sie ihm gestohlen. Der Affe zog sie so sonderbar an und aus, daß der Riese schrecklich zu lachen anfing, seine Augen schwollen an und drohten aus den Höhlen zu treten. Je länger das

Schauſpiel dauerte, deſto mehr lachte er. Er hatte einen vollen Magen und ſuchte ſein Kleid aufzuneſteln, — aber umſonſt. Der Affe zog immer noch die Stiefel aus und an. Margutte lachte immer mehr, bis er endlich platzte. Und ſo groß war der Lärm der Exploſion, daß man glaubte, eine Bombe ſei geſprungen.

Auch Morgant ſtarb eines Todes, der in ſeiner Art zu philoſophiſchen Betrachtungen führen könnte. Dieſer grobknochige Koloß hatte mit den Stürmen und dem Meere gekämpft. Er hatte ein Fahrzeug vom Schiffbruch gerettet und mit ſeinem Glockenſchlägel einen Walfiſch getötet, als er, nachdem er glücklich das Ufer erreicht, von einem kleinen Krebs in die Ferſe gezwickt wurde. Er kümmert ſich nicht darum, aber der Schmerz nimmt zu; ſpöttiſch ſagt er zu ſeinem Herrn: Ein Krebs hat mich töten wollen, vielleicht wollte er den Walfiſch rächen. Seht, wohin das Geſchick den Unglücklichen bringt: Er badet ſeine Ferſe und iſt noch ohne Sorge, aber das Übel nimmt zu von Tag zu Tag; die Geſchwulſt wird hart und er muß ſoviel Pein und Schmerzen erdulden, daß ihm das Lachen vergeht, — ſo hat der Krebs den Rieſen getötet.

Margutte aber und der ſchreckliche Morgant ſind nur untergeordnete Perſönlichkeiten; der eigentliche Held des Gedichtes iſt natürlich Roland. Die Kataſtrophe von Roncevaux ſcheint dem damals noch wenig bekannten Rolandsliede entnommen zu ſein; hier wird der italieniſche Poſſenreißer ernſthaft und naiv; er gibt ſich der Poeſie der Abenteuer hin, wird warm beim Klirren der Waffen und läßt ſich von der Illuſion und Rührung erfaſſen, der er eben entgehen wollte. Er hört den Klang des Hornes, das Sauſen des Schwertes Durandal, das Felſen zerbricht, hört das Gebet des ſterbenden Helden, der mit ernſter, heiliger Stimme zu Gott ruft. Roland ſteckt Durandal in die Erde, dann umarmt er das Schwert und ſagt: „O Gott, würdige mich den rechten Weg zu finden. Möge dieſes Schwert an Stelle des heiligen Holzes treten, das den Leib des Gerechten

trug!“ Er richtet die Augen gen Himmel, er sieht wie verklärt aus, er spricht mit seinem Kruzifix, drückt das Schwert an sein Herz, kreuzt die Arme, neigt das Haupt und verscheidet. Der Himmel thut sich auf, und eine Stimme steigt wie eine leichte Wolke zum Himmel empor: In exitu Israel de Aegypto. Es sind die Engel, die so singen; man erkennt es am Rauschen ihrer Flügel.

Das ist das romantische und doch burleske Gedicht, ein Werk der Laune und der tollen Phantasie, in welchem der Verfasser von einem Eindruck zum andern übergeht, in beständigem Wechsel, und uns bald hinreißt, bald aus der Fassung bringt. Luigi Pulci bearbeitete einen bereits bekannten Stoff, den er aber mit glänzendem Glaswerk und schimmerndem Gold ausschmückte; neu ist bei ihm die Stellung, die er zu seinem Werke einnimmt. Man möchte ihn oft einem Manne vergleichen, der ganz ernsthaft ein Haus von Karten erbaut, und dann unter lautem Lachen das Ganze über den Haufen wirft. — Es ist die Renaissance, die sich über das Mittelalter lustig macht.

V.

Solche Arbeiten dienten zur Belustigung der Mediceer; ihre Höflinge ergötzten sich daran, wie wir etwa vor dem Polcinell eine Weile stille stehen, um uns eine Viertelstunde daran zu vergnügen oder zu verjüngen. Im Norden Italiens nahm man es dagegen mit den Rittern noch ernsthaft, ja man nahm für sie Partei: die einen waren, je nach dem Geschmack der Städte und Höfe, für die Ritter Karl's des Großen, die andern für die Verliebten der Tafelrunde; in Ferrara, Mailand, Mantua liebte man besonders Lancelot, Ginevra, Tristan und Isolde, deren Namen oft den Neugeborenen gegeben wurden. Der Norden hatte Florenz den Stoff geliehen und ihm dafür die Oktave genommen; nun bedurfte man eines Dichters, welcher, ohne ein Possenreißer zu sein, einen Ritterroman in Oktaven verfaßte. Dieser Dichter war ein Edelmann von Scandiano, Graf Bojardo (1430—1494). Er war

Humaniſt, hatte Herodot und Xenophon, den „Amphitryon“ und den „goldenen Eſel“ überſetzt und viele lateiniſche Hirtengedichte verfaßt. Nun ſchrieb er einen „verliebten Roland“ (Orlando innamorato), ein unendlich großes, unvollendet gebliebenes Gedicht, in welchem ſeine ungebundene Phantaſie in 79 Geſängen alles Pittoreske und Wunderbare, die ganze Ritterlichkeit und Phantaſterei des Mittelalters darſtellte. Unglücklicherweiſe war das große Werk ferrareſiſch geſchrieben und mußte erſt von Berni ins Toskaniſche übertragen werden. Arioſt ſetzte es mit ſeiner „göttlichen Hand“ fort, der „verliebte Roland“ verſchwand über der Fortſetzung Arioſt's und dem rifacimento von Berni. Und doch war es kein mittelmäßiges Werk. Man iſt in unſern Tagen darauf zurückgekommen und hat wohl daran gethan. Bojardo hatte begriffen, daß ein Gedicht, wie er es beabſichtigte, nur aus dem Stoff des Frankenlandes gemacht werden könne. Karl der Große war der Held, welcher ſeit Julius Cäſar am lauteſten geprieſen worden war. Vor ihm verſchwand König Arthur in den bretoniſchen Nebeln. Mußten aber die Roland und Renaud die gleichen bleiben, wie die Tradition ſie geſchaffen? Jene waren grob geſchnittene Figuren der guten, alten Zeit, wo man alles hinter ſich ließ, um Heiden zu töten und das heilige Grab zu befreien, mit der feſten Überzeugung, daß man dadurch den Himmel gewinne. Aber wie ließen ſich im 15. Jahrhundert an den eleganten Höfen Oberitaliens Ritter denken ohne Liebe, ohne Hoffitte, ohne Turnier und Ringſpiel? Lancelot und Triſtan waren die Typen jener Zeit geworden. So gebührte ſich's denn, daß Karl der Große im Mittelpunkt des Bildes blieb, umgeben von ſeinen Pairs und Paladinen; aber dieſe Pairs und Paladine mußten nach der Mode der Ritter von der Tafelrunde gekleidet werden. In dieſer Weiſe vollzog ſich die Verſchmelzung des fränkiſchen Stoffes mit dem bretoniſchen. Die Helden der italieniſchen Dichtungen trugen fränkiſche Namen, aber den Sitten und dem Geiſte nach gehörten ſie der Bretagne an.

Bojardo war der Mann, welchem das Verdienſt zukam,

dieſe Verſchmelzung zuſtande gebracht zu haben. Als Edelmann und Kavalier kannte er die Höfe und die Wiſſenſchaften: die Poeſie des Mittelalters ſowie die alten Dichter waren ihm vertraut; überdies beſaß er eine wunderbare Einbildungskraft und mächtige Erfindungsgabe, an die weder einer ſeiner Vorgänger noch ſeiner Nachfolger hinanreichte. Er war es, der zuerſt den Gedanken hatte, Roland verliebt ſein zu laſſen, eine Traveſtie, welche den Paladin der Legende ganz und gar umbildet. Wie weit entfernt ſind wir da vom urſprünglichen „Rolandslied“, worin die Liebe nur 20 Verſe einnimmt:

„Der Kaiſer war von Spanien zurückgekommen, er kam nach Aachen, dem ſchönſten Orte Frankreichs, in ſeinen Palaſt und betrat den Saal. Zu ihm kam Aude, die ſchöne Dame, welche ſagte: ‚Wo iſt Roland, der Heerführer, der mir geſchworen, mich zur Gemahlin zu nehmen?‘ Kaiſer Karl hatte darüber gar großen Schmerz und Beſchwerde, weinte und zog an ſeinem weißen Bart: ‚Schweſter, liebe Frau, der Mann, nach dem Du fragſt, iſt tot; ich verſpreche Dir dagegen einen Größeren: meinen Ludwig, beſſeres weiß ich nicht zu ſagen. Er iſt mein Sohn und ſoll mein Nachfolger ſein.‘ Aude antwortete: ‚Das iſt eine ſeltſame Rede, verhüte Gott und ſeine heiligen Engel, daß ich Roland überlebe.‘ Sie erbleichte und fiel zu den Füßen Karl's nieder. — Aude iſt nicht mehr, Gott ſei ihrer Seele gnädig! Der fränkiſche Adel beweint und beklagt ſie.“

Das iſt die ganze Liebe des Helden Roland, und überdies iſt es die Liebe, die er einflößt, nicht die, welche er empfindet. Wie ganz anders der Paladin Bojardo's! Er kämpft noch immer für Chriſtum, darin hat ſich das Lied nicht verändert, aber Chriſtus war zur Zeit der Renaiſſance wohl Nebenſache. Jeder Ritter mußte eine Dame haben; daher die herrliche Schöpfung der Angelika, welche vielleicht den nebelhaften Orient ſymboliſiert, von welchem ſich die Kreuzfahrer in ihrem heiligen Wahn angezogen fühlten. Der verliebte Roland: in dieſen zwei Worten ſcheint ein Widerſpruch zu liegen, und der Widerſpruch erzeugt

das Lächeln. Der Gegenſatz regt an, beluſtigt, und die Komödie beginnt, die ewige Komödie, in welcher die Ehre im Kampf liegt mit der Liebe. Was man auch ſagen mag, Bojardo iſt ein Meiſter des komiſchen Epos. Verweilen wir bei ihm, denn das iſt einer der Punkte, welche die moderne Kritik ins Licht geſtellt hat.

Die landläufige Meinung geht dahin, daß Bojardo ſeinen Gegenſtand viel zu ernſt genommen habe, daß er daraus ein unerſchütterlich edles Epos habe machen wollen; daher der Mißerfolg ſeines Orlando innamorato, der von Berni erſt habe umgeſchaffen werden müſſen, um geleſen zu werden. Das iſt aber ein Irrtum, der von einer Litteraturgeſchichte in die andere übergeht, und den man Gefahr läuft, als feſtſtehende Wahrheit anzunehmen. Um ihn zu widerlegen, braucht man nur Bojardo's Gedicht zu leſen. Sein Orlando innamorato repräſentiert uns ebenſo wie das Gedicht von Arioſt die Ironie der Renaiſſance. Jeden Augenblick beruft ſich der Dichter von Scandiano auf Turpin, genau wie ſpäter ſein Nachfolger. Marphiſe iſt ſehr groß und etwas bräunlich: Turpin hat ſie ja geſehen und hat es geſagt. Sie verſetzt Renaud einen ſo ſchrecklichen Fauſtſchlag, daß das Blut aus Naſe, Mund und Ohren ſtrömt: wieder berichtet das Turpin, und man muß es glauben, obwohl es verwunderlich klingt. Roland war von ſo gewaltiger Kraft, daß er von Anglante nach Brava eine große Säule auf der Achſel trug: fragt nur Turpin, in ſeinem Buche ſteht es. Ein gewiſſer Elefant war dreißig Spannen lang und zwanzig dick: — ſo verſichert Turpin — und ſollte es nicht wahr ſein, ſo dürfen wir ihm keinen Vorwurf daraus machen, er ſprach davon ja nur vom Hörenſagen. Turpin fügt noch hinzu, daß die Beine des Elefanten ſo dick waren, wie ein Mann am Gürtel, und da ich ſie nicht gemeſſen, kann ich nicht behaupten, er habe gelogen. In dieſem Tone geht es bei Bojardo fort. Selbſt ſein Kaiſer Karl hat groteske Momente; er ſtürzt ſich bei einem Turnier vom Thron mitten auf den Kampfplatz, den Stock in der Hand, um hier

einen, dort einen zu fassen; mehr als zwanzigen hat er den Kopf entzwei geschlagen.

Dando gran bastonate a questo e a quello,
Ch'a più di venti ne ruppe la testa.

In dieser Weise behielt, wenn auch mit mehr Haltung, Bojardo in seinem Gedicht die Weise Pulci's bei. Das konnte nicht anders sein; ein Italiener des fünfzehnten Jahrhunderts konnte nicht immer ernsthaft bleiben, wenn er berichtete von den Schwert- und Lanzenstößen, dem Waffengeklirr, den um der geringsten Ursache willen Erschlagenen, von all den Feenmärchen, Zauberern und Zauberinnen und Drachen. „Wie“, fragt Rajna, „konnte ein Mensch, der bis ins Mark von klassischer Kultur durchdrungen und mit gut italienischer Vernunft begabt war, eine solche Welt darstellen, ohne jeden Augenblick in Lachen auszubrechen?“ Und Bojardo lacht auch oft recht herzlich; manchmal thut er es ganz offen, manchmal verbirgt er sein Lachen hinter einer Grimasse. Um bei den Damen und Herren des Hofs zu gefallen, mußte aber darin Maß gehalten werden. Bojardo mußte sich als galanter Hofmann zeigen; damit gab er auch für Ariost den Ton an, wie er ihm auch den Gegenstand für sein Gedicht schuf. Jedermann weiß, daß der „Rasende Roland“ nur die Fortsetzung ist von dem „Verliebten Roland“. Der Dichter von Scandiano hatte die Persönlichkeit der Angelika geschaffen, die seltsamste, ironischeste Gestalt der beiden Gedichte, außerdem eine Menge anderer Gestalten, besonders Heiden, deren Namen nicht nur in dem goldenen Buche jener fabelhaften, legendenhaften Aristokratie zu finden sind, sondern auch in der Alltagssprache aller Länder. Achten wir wohl darauf, daß es besonders heidnische Gestalten sind. Rajna macht darüber eine sehr richtige Bemerkung und glaubt sie auf alle epischen Cyklen anwenden zu können: Wenn ein Gegenstand erneuert, verjüngt werden soll, behält man die nationalen Helden bei, welche traditionellen Wert haben, und verändert die Fremdlinge und Feinde; an diesen kann man seiner Phantasie freien Lauf lassen. Bojardo behält Karl den Großen, Roland, Renaud,

Olivier, Turpin, den Herzog Naimes und den ganzen Adel, aber er erfindet Agrament, Sobrin, Gradaſſe, Mandricart; er erfindet Sacripant, der fern von der Gefahr ſo tapfer war, aber im Kampfe ſein Leben ſo ſehr liebte.

Era fuor dei perigli un Sacripante
Ma nei perigli avea cara la vita.

Und dieſe Perſönlichkeit ging von Bojardo auf Arioſt, von Arioſt auf Taſſoni, von Taſſoni auf zwanzig andere über; dieſer Eigenname wurde ein Gattungsname, den die franzöſiſche Akademie aufnahm, um einen Prahlhans und Eiſenfreſſer zu bezeichnen. Der Gebrauch erweiterte den Begriff des Wortes, um es auf alle ſchlechten Subjekte anzuwenden. Der Mann der ſchönen Frau iſt ein „alter Sacripant", wird Hamilton ſagen. Gazotte ſchreibt: der Sacripant läßt alles dahinten, Halskrauſe, Schuhe und Mantel. Selbſt Viktor Hugo läßt ſeinen Don Cäſar von Bazan von ſeinem Vetter Don Salluſt ſagen:

„Herr Salluſt iſt ein großer Sacripant."

Einſt jagte Boiardo in der Nähe von Scandiano im Gehölze von Fracaſſo und ſuchte für den ſtolzeſten, wildeſten Mann ſeiner heidniſchen Helden einen Namen; da kam ihm plötzlich der Name „Rotomonte" (rollender Berg) in den Sinn. Er beſtieg ſofort ſein Pferd, jagte auf ſein Schloß zurück und ließ zum Zeichen des Triumphes mit allen Glocken läuten. Der damals gefundene Name, den er ſpäter in Rodomonte umänderte, ſollte die Jahrhunderte überdauern, die alten Ritter überleben und allen Sprachen einverleibt werden; denn wer von uns hat nicht hundertmal die Worte Rodomonte und Rodomontade geſchrieben und ausgeſprochen. Man lieſt den „verliebten Roland" nicht mehr, aber Rodomont wird nie ſterben.

Um Arioſt's Anteil an der Vervollkommnung der italieniſchen Ritterpoeſie richtig beurteilen zu können, iſt es nötig, zu beachten, wie weit Boiardo daran teil hatte. Der Dichter von Scandiano fand nicht nur den Gegenſtand, den Stoff, die Per-

sönlichkeiten und ihre Namen, den Ton, welcher diesem von der Renaissance dargestellten Mittelalter zukam, sondern er bestimmte auch die Grundlagen, die Idee, den Geist. Das Christentum bildet nicht mehr das Hauptinteresse, sondern ist höchstens eine Ursache für Abenteuer. Christen und Sarazenen leben unter demselben Gesetze, dem des Rittertums: an Christus oder Mohammed glauben ist beinahe gleichgültig; das mag für das Leben jenseits Wert haben, aber um dieses Jenseits bekümmern sich die Ritter gar wenig. Roland, der fromme, heilige Roland, der zukünftige Märtyrer von Roncevaux, zieht sich in einer schrecklichen Schlacht, in welcher das Los der Christenheit entschieden wird, zurück und fleht zum Himmel, daß die Seinen geschlagen werden möchten. Und warum? Damit Kaiser Karl, zum Äußersten gebracht, seines Armes bedürfe und ihm bei der Rückkehr Angelika nicht länger versage. Es gibt allerdings zwei Feldlager und zwei Religionen, aber darüber denken die Kämpfenden so wenig als möglich nach, — jeder hat seine besondern Pläne und persönlichen Absichten. Gradassus führt hundertfünfzigtausend Ritter aus Hinterindien herbei, um das Roß Bayard oder das Schwert Durandal zu erkämpfen. Agrament geht über das Meer, weniger um die Lehre Mohammeds zu verbreiten, als um seinem Ahnherrn Alexander gleichzukommen.

Die hohe Begeisterung der Kreuzzüge, das tief religiöse Gefühl existiert nicht mehr. Hat es je in Italien existiert? Doch wir wollen nicht übertreiben: Bojardo hat etwas Ritterliches; es genügt, ihn mit Berni zu vergleichen, um sich davon zu überzeugen; wir können uns nur beugen vor den Abenteuern dieses poetischen Don Quixote, der im Frühlingsleben der Renaissance die tragische Größe der guten alten Zeit wieder herzustellen wagte. Noch mehr, er allein oder beinahe allein (vor Michelangelo und Machiavelli) fühlte das Sinken Italiens. Wenige Tage vor seinem Tode (1494) erfuhr er, daß die Franzosen die Alpen überschritten hatten; da fügte er dem 69. Gesang seines Gedichtes die Worte ein: „Während ich singe, sehe ich, o mein Gott und

Erlöſer, ganz Italien in Flammen durch die große Wut der Gallier, die, ich weiß nicht welche Gebiete zur Wüſte machen."

Danach entſank ſeinen Händen die Feder für immer.

VI.

Nachdem wir geſehen, welchen Anteil Bojardo an dem italieniſchen Rittergedicht des Roland hat, haben wir noch Arioſt's Anteil zu zeigen. Zu dieſem Zwecke müſſen wir bis ins Jahr 1503 zurückgehen, die Zeit, wo Arioſt ſein Gedicht begann. Bis dahin hatte er ſich nur durch ſeine lateiniſchen Verſe ausgezeichnet. Hätte er dieſen Weg verfolgt, ſo wäre er irgend ein Sannazar geworden, — das iſt ſchon etwas, aber einen „Raſenden Roland" beſäßen wir nicht. Glücklicherweiſe erlahmte zu jener Zeit der Geſchmack für die toten Sprachen; die Frauen beſonders, welche nicht alle Gelehrte waren, wie Lucrezia Borgia, legten Wert darauf, in einer Sprache, die ſie verſtehen konnten, beſungen und „beſeufzt" zu werden. Kardinal Bembo, welcher damals der Schiedsrichter über den Geſchmack war, trug viel dazu bei, die Volksſprache zu Ehren zu bringen, obwohl er beſſer als irgend jemand Latein verſtand. Als er nach Ferrara kam, bewunderte man höchlichſt die Eleganz ſeiner Reime. Darauf verfaßte er ſeine Dialoge und ſeine unter dem Titel Aſolani geſammelten Erzählungen. Die Dichter folgten ſeinem Beiſpiel, unter andern Ercole Strozzi, welcher früher auch den lateiniſchen Muſen gehuldigt hatte. Die Frauen waren für Bembo, da er ein Geiſtlicher und ein Liebender war, — zwei Titel, welche ſie für ihn günſtig ſtimmten. Auch Arioſt neigte ſich dem reinen, milden, italieniſchen Idiom zu, das Pietro Bembo wieder ins Licht geſtellt hatte, indem er durch ſein Beiſpiel zeigte, was es werden könne, wenn es dem groben, gemeinen Gebrauch entnommen würde:

Pietro
Bembo, che il puro e dolce idioma nostro
Levato fuor dal volgare suo tetro,
Qual' esser dee, ci ha col suo esempio mostro.

Man lieſt nun zwar, Bembo habe dem Dichter von Ferrara den ſonderbaeen Rat gegeben, ſeinen Roland lateiniſch zu ſchreiben. Ehe man ſich gegen die Anſicht des Kardinals auflehnt, muß man ſeine Gründe hören. Er ſagte zu Arioſt: „Ihr ſeid gewandter im Schreiben der lateiniſchen als der italieniſchen Sprache, und ſo werdet Ihr in jener größer daſtehen, als in dieſer.“ Im Jahre 1503 hatte Bembo auch nicht Unrecht. Bis dahin hatte Meſſire Ludovico in Latein ziemlich gute Verſe geſchrieben, aber ſeine italieniſchen Dichtungen waren gering geweſen. Das muß man wiſſen, ehe man Bembo als Pedanten von den Dächern ausſchreit; dreiviertel der litterariſchen Fragen ſind ja Fragen des Datums. Arioſt antwortete, er ſei lieber einer der erſten unter den italieniſchen Dichtern, als der zweite unter den lateiniſchen, und fügte hinzu, er wiſſe am beſten, weſſen ſein Genius fähig ſei.

Arioſt fand ſeinen Stoff nicht auf einen Schlag; er verſuchte zuerſt ein Gedicht in Terzinen zu Ehren des Hauſes Eſte. Aber für ein langatmiges Gedicht bot das Haus Eſte nicht Stoff genug. Die Terzine, dieſes Metrum der „Göttlichen Komödie“, das unſer Dichter, als er es für ſeine brieflichen Satiren anwandte, bald im Schritt, bald im Trab gehen ließ, indem er ihm die bequeme Tracht der „Cauſerie“ anlegte, beſaß für den erzählenden Stil weder die nötige Geſchmeidigkeit, noch den genügenden Umfang. Die Oktave taugte beſſer, obgleich ſie etwas zum Lyriſchen neigte. Schon Pulci und Bojardo hatten das verſtanden. Arioſt begann alſo Bojardo zu folgen und übernahm nicht nur ſeine Strophe, ſondern benützte auch ſeinen Stoff; er ſetzte den „Verliebten Roland“ fort, welcher nach vollen 79 Geſängen noch weit vom Ziele entfernt war. Der Inhalt iſt alſo in beiden Werken der gleiche. Es iſt ein Gedicht, das den Kampf zwiſchen Karl dem Großen und Agramant, den Kampf zwiſchen dem Chriſtentum und dem Mohammedanismus darſtellt; es ſind zwei Romane: der von Roland und Angelika, und der von Roger und Bradamante. Es iſt die gleiche Art der Kompoſition, der

Dispoſition, der Erzählung, das gleiche Syſtem, die Abenteuer ineinander zu verſchlingen, ſie zu löſen und wieder aufzunehmen; die gleiche Stellung des Verfaſſers gegenüber ſeinem Gedicht und ſeinem Publikum.

Iſt's darum aber auch die gleiche Idee und der gleiche Geiſt? Man beſtreitet dies heutzutage, ſucht bei Arioſt Hintergedanken, glaubt, daß er ſich ein ſittliches Ziel geſtellt habe, die Brandmarkung der Liebe und die Apotheoſe der Ehe; man will ihm ſogar eine politiſche Rolle zuweiſen und ihn den Gibellinen einreihen. Man ſagt, das karolingiſche Epos ſei immer zu den Zeiten in Gunſt geweſen, wo es ſich darum gehandelt habe, die königliche Autorität zu befeſtigen; es habe ſich in Frankreich zwiſchen dem Aufkommen der Merovinger und dem der Capetinger gebildet. Es ſei erblüht unter Philipp Auguſt und habe ſich in Europa, beſonders in Oberitalien, in dem Augenblick verbreitet, wo es die Anſprüche der Kaiſer unterſtützen konnte. So ſei es auch in Toskana aufgetreten, um die Reaktion der Antiwelfen zu unterſtützen; dann habe es ſich nach dem Norden gewandt, um im Intereſſe Karl's V. für Karl den Großen zu ſchwärmen. Die Kritik iſt ſoweit gegangen, zwiſchen dem Werke Karl's V. und dem Arioſt's eine gewiſſe Analogie zu finden. Das Werk des Dichters iſt eine Zuſammenſtellung von Rittergedichten, Romanen und Erzählungen, ein Haufe von Abenteuern, die an andere Abenteuer angeknüpft ſind und ſich auf einer frivolen Oberfläche in unbeſtimmter, bizarrer Art entwickeln, während das Ernſthafte, Tragiſche im Hintergrunde liegt. So ſoll auch die politiſche Kompoſition Italiens und Europas ſein, welche Karl V. zuſtande brachte. Man ſieht auch da eine große Vereinigung, die in der Geſamtheit wie in den Einzelheiten, das heißt in den einzelnen Staaten, der Sicherheit entbehrt: der neue große Staat, mit einer königlichen Grundlage in Spanien, einer kaiſerlichen in Deutſchland, einer gemiſchten in Italien, hängt gleichſam in der Luft, ungewiß über die eigene Natur, hin- und herſchwankend zwiſchen ſeinem germaniſchen und ſeinem neulateiniſchen Charakter.

Alles ſcheint in kleine Staaten und halbfreie Regierungen zerſtückelt, welche bei der erſten Gelegenheit ſich gleich Epiſoden von dem großen Körper loslöſen wollen. Dieſer Staat hat ein gar ſonderbares Ausſehen; auf den erſten Blick könnte man ihn für die phantaſtiſche Schöpfung eines allzu mächtigen, launenhaften Mannes halten, der ſeine Freude daran gefunden, Europa zu zerſtören und wieder zuſammenzuſetzen, gleichwie Arioſt das legendenhafte Gebäude der europäiſchen Märchen in Stücke zerbrach, um es hernach wieder aufzubauen. Aber genau betrachtet, nach ſeinen geheimſten Gründen befragt, zeigt ſich dieſer Staat als das wohlüberdachte Werk der willenskräftigſten Geiſter jener Zeit, die ſich in die Hände arbeiteten, um Italien und Europa vor einer neuen ſie bedrohenden Barbarei, einer ottomaniſchen Invaſion zu retten. Eine derartige Wichtigkeit legt die junge Kritik in das Gedicht des Homers von Ferrara!

Alles das iſt ſehr geiſtreich, aber man darf die Vögel nicht zwingen, Steine zu tragen. Andere, von mehr künſtleriſcher Natur, beſonders de Sanktis in ſeiner Storia della litteratura italiana, haben die gegenteilige Anſicht aufgeſtellt, die von der vollkommenen Abſichtsloſigkeit, der ſtolzen Sorgloſigkeit des geflügelten Dichters. Arioſt hat nichts zu geſtehen, nichts zu leugnen. Er findet den Boden von Pulci, Bojardo u. a. ſchon gebahnt, ohne daß er Hand daran zu legen braucht. Er iſt weder Gläubiger noch Skeptiker, ſondern ein Indifferenter. Die Welt, inmitten deren er ſich bildet, ermangelt allen Adels, allen Edelmuts, der Religion, des Vaterlandes, der Sittlichkeit und hat darum für ihn nur geringes Intereſſe. Er gehörte zu dem guten Schlage Menſchen, denen edle, freie Triebe angeboren ſind; ſo erfüllt er, als ein weder knechtiſcher noch rebelliſcher Diener, geduldig die ihm vom Leben und der Armut angewieſene Rolle, thut was er ſoll mit Treue und Klugheit, aber ohne Begeiſterung und innere Teilnahme. Man nannte ihn zerſtreut. Aber für ihn war das Leben eine Zerſtreuung, eine Nebenſache, — ſeine Beſchäftigung war die Kunſt. Sehet ihn an, dieſen Mann, aus dem Mittelſtand entſproſſen, in

den höfiſchen Kreis geſtellt, den empfindlichen Gelehrten, der trotz ſeiner Güte und natürlichen Seelenruhe leicht verletzt iſt, der ſeine Knechtſchaft weder ertragen noch abſchütteln kann und der durch ſeine Armut ſich erniedrigt fühlt, der über ſeinen Aufwallungen und ſeiner Zerſtreutheit oft verſpottet wird, — ſehet ihn an, wenn er träumt und dichtet. Sein Blick wird helle, ſein Antlitz begeiſtert, — man ſieht und fühlt das Göttliche ſeines Weſens. Da, auf dieſer Stirne, lebt: der Künſtler!

Folgen wir de Sanktis und fahren wir fort. Die ſchon damals ſo ferne liegende Welt der Ritterlichkeit exiſtierte nur noch in der Einbildungskraft, in Märchen und Legenden. Das wenige, was davon an den Höfen noch lebte, war Hoffitte, nichts weiter. Wohl gab es einen Kodex der Ehre und der Liebe, aber dadurch ließ ſich weder ein Cäſar Borgia, noch ein Machiavell hindern; dieſe Ehre und dieſe Liebe blieben auf der Oberfläche, in dem Benehmen und dem eleganten Ton des Salonlebens. Der Cortegiano von Caſtiglione zeugt deutlich, was dazu gehörte, was dabei fehlte. Die Hoffitten waren nicht Ritterlichkeit, ſondern nur die Blume derſelben. In der Ritterſchaft ſelbſt ſah man nur eine Dichtung; ſie intereſſierte weniger durch ihr Ideal als durch die Neuheit, den Wechſel, die Seltſamkeit der Abenteuer. Die Poſſenreißer, welche ſie einander übermittelten, ſuchten nur, ihr Publikum zu beluſtigen, es in Aufregung und in Atem zu erhalten. Daher dieſe Art des Erzählens, die Unterbrechungen und Wiederholungen, welche dann alle Erzähler bis auf Alexander Dumas angenommen haben. Dabei haben wir eine Anſicht auszuſprechen, die bis jetzt nicht bekannt iſt, die Anſicht Guſtav Doré's, welcher das Gedicht Arioſt's ſo trefflich illuſtrierte. „Der ‚Raſende Roland'", ſagte er, „hat mich nicht gefeſſelt wie z. B. ‚Don Quixote'. Ich habe ihn wegen meiner Bilder vielleicht vierzigmal geleſen und Pittoreskes im Überfluß gefunden. Aber es ſind viel zu viel Perſonen darin, und dieſe Gewohnheit, die einen gerade im intereſſanteſten Augenblick zu verlaſſen, um zu andern überzugehen, ärgert ſchließlich und läßt kalt. Allerdings

habe ich nur Übersetzungen gelesen und darum die Musik der Sprache nicht gehört.“

Weder das Zeitalter noch Messire Ludovico, dessen Persönlichkeit eher Heiterkeit hervorrief, waren also chevaleresk. Als er sich anschickte, das Werk Bojardo's fortzuführen, war er wie ein Maler, dem es gleich ist, ob er eine Madonna oder eine Nymphe oder eine Fee zeichnet, wenn sie nur gut gezeichnet ist. Viele haben gefragt: Was war die Absicht Ariost's? Gewiß keine andere als die, die Welt des Rittertums zu schildern und darzustellen; er besingt die Damen und die Ritter. Die Einheit des Gedichtes hat man in dem Kriege zwischen Kaiser Karl und Agramant gesucht: eine seltsame Einheit in einer Handlung, die ewig von neuen Episoden überströmt und erstickt wird. Überdies ist Einheit ein konventionelles Wort, das uns von Aristoteles und Horaz überliefert worden ist, und es wäre Unsinn, es auf die Welt anzuwenden, in welcher Roland lebte. Der Charakterzug dieser Menschen ist ja gerade die persönliche Initiative, der völlige Mangel an Ernst, an Ordnung, an Ausdauer in einer einigen, wichtigen Handlung, so daß die Handlungen Abenteuer, die Ritter irrende Ritter genannt werden. Sich vom Zentrum loslösen, und aufs Geratewohl herumschweifen, das ist die ständige Beschäftigung dieser undisziplinierten Heldenherzen. Diese Art von Menschen nach Vorschriften der Gattung ordnen zu wollen, hieße sie fälschen. Hier ist Unordnung Ordnung. Einheit ist nur in der Kunst. Über dieser ritterlichen Anarchie schwebt ein heiterer, harmonischer Geist, der nach Belieben die Intriguen lenkt, verwirrt und entwirrt, die Neugierde kitzelt, ohne die Aufmerksamkeit zu ermüden, und in all diesem Wechsel, in aller Raschheit der Bewegungen, Verwirrung und Unordnung zu vermeiden weiß, unversehens Persönlichkeiten und Begebenheiten zurückbringt, die vergessen scheinen, und endlich, sobald es ihm gefällig ist, alle die unentwirrbar scheinenden Fäden zu erfassen versteht; er allein bleibt ruhig und lächelnd im Konflikt und Tumult so vieler widersprechender Elemente.

Schon das ſind Eigenſchaften der Kompoſition, welche den großen Künſtler zeigen. Dazu kommt, daß der Dichter ſich nirgends in ſein Werk einmiſcht; er bleibt ſtets der Zuſchauer, dem es Genuß iſt, in dieſe Welt hineinzublicken, als ob es nicht ſeine Welt, nicht das Geſchöpf ſeiner Einbildungskraft wäre. Daher die völlige Objektivität, die Klarheit, die ſo oft homeriſch genannt wurde. Hier wird die Kunſt zur Vollkommenheit, und darum wird Arioſt als der Fürſt der italieniſchen Künſtler geprieſen. Er malt, was er ſieht; er beſchreibt nicht den Eindruck, welchen ihm eine Sache gemacht hat, ſondern dieſe Sache ſelbſt. Darin bleibt er unübertrefflich, weil er nichts Manieriertes hat; er vergißt ſich ſeinem Gegenſtande gegenüber völlig und thut nicht, als ob er einen eigenen perſönlichen Blick hätte. Im Gegenteil, er erzählt in aller Gemütsruhe, wie alles geſchehen, ohne daß er von dem Seinigen etwas hinzuthäte. Er hat ein „poröſes" Genie, welches die Dinge nach ihrer Eigenheit und ihrem Unterſchiede erfaßt und wiedergibt, ohne daß ſie durch etwas aufgehalten oder verändert werden. Dieſes Genie bildet ſich in tauſendfacher Art um, je nach der verſchiedenen Natur der Gegenſtände, nicht nach ſeiner eigenen Laune. Das Heroiſche, das Tragiſche, das Idylliſche, es entſteht alles mit der gleichen Leichtigkeit und Sicherheit, als ob es ſich von ſelbſt verſtände und nicht das Werk des Geiſtes wäre, der es in Bewegung ſetzt. Die Dinge werden bei der That, mitten in der Handlung erfaßt, mit allen weſentlichen, gleichfalls handelnden Beigaben; die Beſchreibung iſt knapp und nüchtern, die Charaktere und Landſchaften ſind kaum ſkizziert, weil die Charaktere und die Landſchaften der unbewegliche Menſch, die unbewegliche Natur ſind. Die Nebendinge, die Verbindungen, die leicht verſtändlichen Umſtände, das Vorhergegangene, alles das iſt mit einem Bleiſtiftſtrich hingeworfen: die Handlung iſt im dramatiſchen Augenblick erfaßt und wird mit vollen Segeln vorwärts getrieben. Niemals bleibt man im Sande ſtecken, nie fährt man irre, nie ſtößt man auf Klippen oder Hinderniſſe, man befindet ſich in klarem Waſſer, welches fließt und läuft. Die

Wirkung ist die, welche eine Welt der reinen Einbildungskraft hervorruft, in der der Dichter nur als Künstler handelt und die mit seinen Gefühlen und Leidenschaften in keinerlei Beziehung steht. Wenn man ihm folgt, empfindet man eine lebhafte, stets wach gehaltene Neugierde, oft eine ruhige Befriedigung, wie die eines Menschen, der weiß, daß er träumt und in phantastische Visionen versenkt, die Augen halb geschlossen hält; der Traum gefällt ihm, ohne seinen Verstand anzuregen — eine Art Müßiggang der Einbildung. Man sieht eine Menge Bilder an sich vorüberziehen, so lebendig, klar, natürlich und ausdrucksvoll, daß sie einen anziehen und nicht mehr loslassen, ohne irgend eine Zerstreuung zu gestatten; sie werden einem zugetragen auf breiten Wogen, dazwischen tönt leises Murmeln, das sich schmeichelnd an's Ohr drängt, während das Auge durch bunte Farben ergötzt wird. Diese Welt wird zu unserm eignen Traum, oder um in der Sprache dieser Poesie zu reden, zu unserm verzauberten Schloß, zum Feenreich, in goldenen Duft gebaut. . . . Kein Schatten der Wirklichkeit, kein Gespenst der Gegenwart, keine hohle, aus Gehirn oder Herz kommende Stimme stört dieses Fest der Phantasie. Wir sind im Reiche der reinsten Kunst. Der Dichter kehrt Italien und seinem Zeitalter, kehrt aller Wirklichkeit den Rücken und schwebt wie Dante in fernen Welten; dann bei der Rückkehr von seiner weiten Reise umgibt er sich mit Dichtern und Künstlern, dem wahren Bild des damaligen Italien, der Mutter der Künste und Wissenschaften, und bietet ihnen seinen Roland. Dante schleppte die ganze Erde hinter sich her; das Vaterland folgte, verfolgte ihn bis in das Paradies. Ariost geht einher mit erhobenem Haupt und leichtem Herzen, gleich einem Maler auf seinem Studiengang. Was seine Pulse schlagen, sein Herz erzittern läßt, ist allein die Sorge gut zu malen und auf der Leinwand richtig darzustellen, was ihm so klar vor der Seele steht. Unzufrieden, unruhig ändert und ändert er immer wieder bis zu seinem Tode: wenn man etwas zustande bringen will, kommt man nie zur Ruhe. Was Ariost verwirklichen wollte, war nicht

irgend ein Gedanke, nicht irgend eine Begebenheit; die Welt der Ritterlichkeit, in welcher er ſich außerhalb der Geſchichte abmüht, iſt nur ein Erzeugnis ſeiner Einbildungskraft. Was er zuſtande bringen will, iſt die Form, die reine Form, die reine Kunſt, der Traum dieſes Jahrhunderts, dieſer Geſellſchaft, die Freude der Renaiſſance.

Das iſt nach ihren Hauptzügen die Anſicht von de Sanctis.

Welches war denn aber dieſe reine Kunſt? Es war, in kurzen Worten ausgedrückt, die geniale Nachahmung des Altertums, das Anpaſſen antiker Schönheit auf moderne Gegenſtände. Wir dürfen nicht vergeſſen, daß der Dichter mit lateiniſchen Verſen begonnen hatte, daß er ſeinen Virgil, ſeinen Horaz, ſeinen Catull und viele andere, ſelbſt Statius auswendig kannte; zu ſeiner Verfügung ſtand andrerſeits der geſamte karolingiſche und bretoniſche Sagenſtoff. Was er thun wollte und meiſterlich that, war: er zerlegte dieſe ganze Welt in Stücke und errichtete mit den Stücken ein Monument, gleich den Domen, die ſich zu Rom, Florenz und Mailand erhoben. Er wollte die Spitzbogen in Arkaden umformen, die Pfeiler in Säulen verwandeln, ſie mit griechiſchen Kapitälen zieren, an Stelle der ſpitzen Türme die Kuppel des Pantheons ſetzen, die Kathedrale mit Marmorſtatuen bevölkern, ſie mit Teppichen behängen und Achilles, Äneas, Helena, Ariadne, Euryalus und Niſus, alle Helden Homer's und Virgil's in der Geſtalt von Damen und Rittern, alle alten Götter nach den Anforderungen der neuen Mythologie verjüngt wieder erſtehen laſſen. Carducci hat wohl Recht, wenn er ſagt, daß „er ſich darin gefiel, in dieſer von ihm geſchaffenen phantaſtiſchen Welt ein Volk von Kaiſern, Königen, Kriegern, Damen, Rieſen, Zwergen, Ungeheuern, Geiſtern, Zauberern und Feen ſich tummeln zu ſehen, ſie wie ein neuer Orpheus durch die Macht ſeines Geſanges an ſich zu feſſeln, ſie an ſeinen Wagen zu ſpannen und mit den goldenen Zügeln des heidniſchen Apollo zu lenken". Künſtler nach Form, Satzbildung und Vers, eignete er ſich alle Schönheiten an, die er bei ſeinen Lieblingsſchriftſtellern fand, er machte ihre Gedanken zu

den ſeinigen und reihte ſie ſeiner Moſaikarbeit ein. That er dies aus Mangel an Erfindungsgabe? Keineswegs. So thaten alle Künſtler ſeiner Zeit, ſo die Meiſter der engliſchen und franzöſiſchen Renaiſſance, beſonders Shakeſpeare, Molière und Lafontaine, und ſpäter die Lieblinge Frankreichs: André Chénier, Alfred de Muſſet ꝛc. Alles, was er entlehnt, entſpricht ſo ganz dem Geiſte des Italieners, daß es ihm gehört, von ihm ſelbſt iſt.

„Er wußte in der Nachahmung unnachahmlich zu bleiben.“ Dieſer Gemeinplatz, der auf ſo viele Dichter angewandt wird, gebührt niemanden mehr als ihm. Nie wird man ihm nehmen, was er von andern genommen, weil man ihm nicht nur den Stoff, ſondern auch die Kunſt rauben müßte, und die Kunſt läßt ſich nicht ſtehlen. Darum iſt Arioſt auch ſchwerer zu überſetzen als Dante. Bei ihm gibt es keine Anhaltepunkte oder Reliefs, an die man ſich anklammern kann. Seine einfache und doch nie ſeichte Periode, die ſtets reich aber nie üppig, nachläſſig aber nicht weichlich iſt, ſeine unausſprechliche Leichtigkeit und Freiheit, das Liebliche ſeiner Schönheiten iſt der Höhepunkt der Kunſt, es erinnert an Raphael. Hier eines ſeiner Bilder, das er von Catull entlehnt hat. Ut flos in septis secretis nascitur hortis etc.:

La verginella è simile alla rosa
Ch' in bel giardin sulla nativa spina,
Mentre sola e sicura si riposa,
Nè greggi nè pastor se le avvicina:
L'aura soave e l'alba rugiadosa,
L'acqua, la terra a suo favor s'inchina,
Giovani vaghi e donne innamorate
Amano averne e seni e tempie ornate.

Ma non sì tosto dal materno stelo
Rimossa viene, e dal suo ceppo verde,
Che quanto avea dagli uomini e dal cielo
Favor, grazia e bellezza, tutto perde.

La vergine che il fior di che più zelo
Che de' begli occhi e della vita aver dè,
Lascia altrui cõrre, il pregio ch' avea inanti
Perde nel cor di tutti gli altri amanti.[1])

Das iſt die vollendete Form. Was Arioſt von Catull entlehnt hat, läßt ſich nicht nachahmen und nur ſchlecht überſetzen. Virgil ſagte zu denen, die ihm vorwarfen, daß er nachahme: „Leichter iſt es, Herkules ſeine Keule als Homer einen einzigen Vers zu nehmen.“ Aus dem gleichen Grunde wird Arioſt's Roland nie nachgeahmt werden. Dieſer große Künſtler war ein außerordentlich fleißiger Arbeiter. Niemand mehr als er iſt durch ungeheure Arbeit zur vollkommenen Fertigkeit gelangt. Man bewahrt in Ferrara einige ſeiner Manuſkripte, ſie ſind erſtaunlich korrigiert. Man weiß, daß er jedermann, nicht nur Bembo, Molza, Navagero, berühmte und erfahrene Männer, ſondern auch den nächſten beſten Beſucher, der ſein Haus betrat, um Rat fragte. Sein ganzes Leben hindurch beſſerte er an ſeinem Gedicht. Und doch, welch eine Jugendglut, welch eine Urſprünglichkeit liegt in dieſem unermeßlichen Werke! Das kommt daher, daß bei ihm der Künſtler den Menſchen mit ſich fortriß. Noch iſt ein Punkt nicht genug ins Auge gefaßt. Der „Menſch“ war das Kind ſeiner Zeit: Meſſire Ludovico war ein bürgerlicher, gleichgültiger, ſpöttiſcher Zuſchauer, ein Poſſenreißer des Hofs, der jeden Augenblick ſich ſelbſt zu fragen ſcheint: woher, Kerl, haſt Du denn alle dieſe

[1]) „Die Jungfrau gleicht der Roſe, welche auf dem Zweig, wo ſie in Reinheit ſich erſchloß, im Frieden allein, glücklich unter Blumen lebt, fern von dem Hirten, fern von der Herde. Das Windesfächeln wiegt ſie, der Thau des Morgens badet ſie, alles iſt ihrer Lieblichkeit unterthan. Die glücklich Liebenden ſtrecken die Hand nach ihr aus, um Haupt und Buſen damit zu ſchmücken.

Aber wenn die Roſe vom mütterlichen Zweige geriſſen und losgelöſt iſt, dann vergeht auch alles: die Schönheit, die Gunſt der Menſchen und des Himmels. So verliert die Jungfrau, wenn die Blüte ihr geraubt, die ſie mehr als ihre Augen lieben, die ſie beſſer als ihr Leben bewahren ſollte, auch allen Zauber, welcher ſie den Liebenden ſo teuer machte.“

Redensarten? Der „Künstler“ aber ist ein ernster, überzeugter Mann, der sich durch seine eigene Illusion hinreißen und täuschen läßt; daher die so oft zitierten großen Stellen voll epischen Hauches. Voltaire sagt, Ariost habe so viel von Homer als von Don Quixote in sich gehabt; diese oft wiederholte Ansicht muß aufgegeben werden. Cervantes ist ein Satiriker und Moralist; er stellt sich ein bestimmtes Ziel: die Kritik der Ritterromane. Diejenigen, welche das bestreiten, haben sein Hauptwerk nicht gelesen, oder haben, nachdem sie es gelesen, es beiseite gelegt, nicht um darüber, sondern um daneben zu schreiben. Es ist ja wahr, Cervantes hat sich für seinen Helden begeistert, den er bis zur Tollheit getrieben hat, er hat ihm Geistesgröße und ein ritterliches Herz verliehen und aus ihm einen Cid des kleinen Adels gemacht. Don Quixote ist ganz wie Paul de St. Viktor ihn beschrieben hat: je mehr er in die Vergangenheit zurückweicht, desto sympathischer und ernster wird er. Er rührt uns, und doch müssen wir über ihn lachen; sein einziges Unrecht ist, daß er drei Jahrhunderte zu spät geboren wurde. Allein auf der verödeten Bühne geblieben, besteht er darauf, in seiner aus der Mode gekommenen Waffenrüstung eine Rolle spielen zu wollen und kämpft ins Blaue mit Gespenstern. Er ist ein altes, großes, aufrichtiges Kind; sind auch seine Abenteuer apokryphisch, so ist doch seine Unerschrockenheit wahrhaftig; wenn die Gefahr ihn zum Narren hält, so ist das nicht seine Schuld. Seine Narrheit ist übrigens nur eine Monomanie; sein toller Heroismus ist das einzige Zeichen, daß sein Gehirn nicht ganz in Ordnung ist. Seine Narrheit hört auf und er stirbt; er übergibt seine große Seele der Vernunft, welche ihm unter den strengen Zügen des Todes erscheint, als übergäbe er einem siegreichen Feinde seinen Degen.

Alles das sieht und sagt St. Viktor sehr gut; aber wahr ist doch, daß das Buch von Cervantes eine litterarische und ethische Satire ist, während das Gedicht Ariost's keinen Zweck hat und nichts beweisen will, als daß das Haus Este außerordentliche Vorfahren gehabt hat, woran uns nicht sehr viel liegt. Don

Quixote iſt ein Narr, weil er wie ein Ritter handeln will; Roland wird ein Narr, weil er aufhört Ritter zu ſein und ſich durch die Liebe verleiten läßt.

Kaum war nun Roland zu ſich ſelbſt gekommen,
Zu weiſer Männlichkeit zurückgekehrt,
So war ihm auch die Liebe ganz entnommen,
Und jene, die er einſt ſo hoch verehrt,
Die ihm ſo hold, ſo reizend vorgekommen,
Schien jetzt ihm nicht der kleinſten Achtung wert.
Sein ganzes Streben war, ſein ganzes Sinnen,
Was Lieb ihm raubte, wieder zu gewinnen.

Arioſt ſpottet nicht, ausgenommen in zwei oder drei Erzählungen, die man ohne Schaden ſtreichen kann; er ergötzt ſich und vergißt ſich von Zeit zu Zeit, erwärmt ſich, entflammt für die Ritterſchaft, die er nicht angreift, ſondern im Gegenteil hoch verehrt. Er ſelbſt wird zum Don Quixote, hingeriſſen, überzeugt, voll außerordentlicher Tapferkeit und Kühnheit. Er glaubt, alles ſei wirklich geſchehen, und wenn die Rührung vorüber iſt, kehrt er in ſich ſelbſt zurück und ſcheint mit dem feinen Lächeln ſeiner Zeit zu ſeufzen: „Schade, ſchade, daß es nicht wirklich geſchehen iſt!“ — Wie weit iſt das von der Satire eines Cervantes entfernt!

Soll man aber die Poeſie Homer's bei ihm ſuchen? Es iſt das eine ernſte Frage, welche der unnützen und ſchädlichen Sippe der Theoretiker viel Tinte gekoſtet hat. Sie haben ſich gefragt, ob der „Raſende Roland“ ein Epos ſei? Es kümmert uns das wenig, aber die Gelehrten, welche übrige Zeit haben, wollen einmal darüber Definitionen aufſtellen; dieſe Unterhaltung wäre unſchuldig, wenn nicht ſo viele andere ſie hören und ihnen nachſchreiben wollten. Daher die ſonderbare Idee, daß ſich Poeſie nach Rezepten ſchaffen laſſe; daher die Rhetorik, die poetiſchen Künſte, die Vorſchriften über das Geſchlecht der Silben, die Regeln, z. B. von den drei Einheiten, welche die Schulen vergifteten und die Talente gefangen nahmen.

Einer dieſer Äſthetiker, welcher nicht ohne Verdienſt und

Gelehrſamkeit war, ja ſogar Ideen hatte, die nicht alle extravagant ſind, gab einmal in einem dicken Buch, das in einem ganz befehlshaberiſchen Tone geſchrieben iſt, eine genaue Definition des Epos und ſagte, nur zwei Gedichte könnten als ſolches gelten: die Ilias und das Nibelungenlied, — das erſte iſt aus griechiſchem Marmor, das andere aus germaniſchem Granit gemeißelt. Ob Arioſt's Gedicht ein Epos genannt werden dürfe, bezweifelte der Äſthetiker.

Darauf antwortete 1860 Viktor Cherbuliez, und bewies mit viel Feuer, der Furioſo könne gar nicht der Ilias nachgeahmt worden ſein, das habe ſchon die Natur des Gegenſtandes unmöglich gemacht. Der feudale Mann gehörte, nachdem er ſeine Pflichten gegen den Herrſcher erfüllt hatte, ſich ſelbſt. Nie begab ſich der Ritter der mittelalterlichen Romane ganz ſeiner Würde. Wenn er ſeine Aufgabe vollendet hat, iſt es ihm erlaubt an ſich zu denken und auf eigene Rechnung auf Abenteuer auszuziehen, für ſeine Ehre und ſeine Dame zu kämpfen, nachdem er für Chriſtus und Kaiſer Karl gekämpft hat. Er geht bis ans Ende der Welt, um einen erlittenen Schimpf im Blute des Beleidigers abzuwaſchen, ſich an Rivalen zu rächen, eine Gewaltthat zu beſtrafen, einen Räuber zu verfolgen, oder einfach weil er wünſcht, ſich durch Thaten auszuzeichnen und Abenteuer zu beſtehen. Oft genügte für ſolche Reiſen die Neugierde, die ja bei den Helden des Mittelalters ſehr lebhaft war, die Liebhaberei, die Wunder fremder Länder zu erforſchen, welche bei den Kreuzfahrern ſich ſo oft mit der religiöſen Begeiſterung vereinte. Glücklich dieſe gepanzerten Helden, wenn ſie auf ihrem Wege dem Flügelroß begegneten und auf ſeinem Rücken mit kühnem Sprung nach Indien und China gelangten!

So dürfen wir uns nicht wundern, daß die Epiſoden ſo viel Platz in dem Gedichte Arioſt's einnehmen; ſie waren ihm durch ſeinen Gegenſtand aufgedrungen. Der „Raſende Roland“ iſt nicht reicher an Epiſoden, als die Kreuzzüge. Kaum im Morgenlande angelangt — wenn ſie dort überhaupt ankommen —, zerſtreuen

ſich die rauhen Kinder des Mittelalters nach allen Seiten, die einen durch ihre Gelüſte, die andern durch ihre Freude am Herumſchweifen getrieben. Es iſt ſchwierig, ihnen begreiflich zu machen, daß ſie über das Meer gekommen ſind, um das heilige Grab zu befreien, ſie vergeſſen es immer wieder, die Leidenſchaften, die ihr Herz bewegen, übertönen die Stimme, die aus einem leeren Grabe kommt.

So ſind auch die Krieger Arioſt's, und der Dichter iſt oft genug gezwungen, das unbeugſame Geſchlecht auf der Jagd nach dem Unbekannten durch die Welt eilen zu laſſen. Aber kann man die Geſchicklichkeit genug bewundern, mit welcher er die untergeordneten Handlungen mit dem Hauptgegenſtand ſeines Werkes zu verknüpfen wußte? Wie viel Berechnung iſt in dieſer ſcheinbaren Unordnung! Welche Logik verbirgt ſich in dieſem launenhaften Spiel der glänzendſten Einbildungskraft! Jeden Augenblick ſchweift die phantaſtiſche Muſe ins Weite, aber wir dürfen nicht fürchten, daß ſie ſich verirre und im Nichts verliere. Die abenteuerlichſten Odyſſeen kommen an ein Ziel. Mag auch Askolf in den Mond ſteigen, — er kommt zurück und bringt die Phiole, die Roland heilen und die Chriſtenheit retten ſoll. Oft allerdings überkommt uns die Furcht, die reiche Phantaſie bleibe nicht genug Herr über ſich, aber man wird bald wieder beruhigt.

Das Gedicht Arioſt's iſt eine Symphonie, die von einem großartigen Orcheſter ausgeführt wird. Hin und wieder verſtummen die Violinen und Cymbeln, und man hört nur noch das Liſpeln einer Guitarre, welche von einer leichten Hand berührt wird; eine Flöte antwortet oder das langgezogene Seufzen eines Waldhorns. Aber plötzlich erſchallt die Fanfare der Kriegstrompete, das erſchöpfte Orcheſter erwacht, und es ertönt eine Harmonie der Sphären, die himmelan ſteigt. Arioſt iſt der größte Harmoniker der modernen Poeſie, Arioſt iſt der Mozart der Poeſie. . . .

Arioſt beſaß den Zauberſtab Percinet's. Ihm genügt ein

Schlag, und alsbald eilen die irrenden Ritter von Nord und Süd, von Island und den Orcaden, von Cathay, vom Mondkreis selbst herbei, einer zu See, einer zu Land, einer auf den Wolken, um sich um das Banner ihres Kaisers zu scharen. Dieser Kaiser, Karl der Große, ist das lebendige Zentrum des Gedichtes, und er sammelt die in alle Fernen Zerstreuten beständig um sich her.

Man könnte einwenden, die Hauptperson erscheine zu wenig in dem Stück und es werde zu wenig von ihr gesprochen. Aber es ist darum nicht weniger wahr, daß im Gegensatz zu Pulci, und selbst zu Bojardo, Ariost dem alten Kaiser eine sehr würdige, edle Stellung zuweist. Diese Thatsache allein beweist den ganzen Ernst des Gedichtes und verdient die volle Aufmerksamkeit der Kritiker und Ästhetiker. Für diese Behauptung bringen wir ein sehr charakteristisches Zitat als Beweis:

Der Kaiser Karl ließ zu Paris indessen,
Am Tage vor der Schlacht, mit großem Fleiß
Hochämter halten überall und Messen
Von Priestern, Mönchen, schwarz und grau und weiß,
Und alles Volk (der Beichte nicht vergessen,
Wodurch es sich entzog dem Höllengleiß)
Zum Nachtmahl gehen, als hätten alle Scharen,
Am Tage drauf des Todes zu verfahren.

Er selbst, umringt von Rittern und Baronen,
Von Fürsten, Predigern, ging zum Dome hin,
Um andachtsvoll dem Hochamt beizuwohnen,
Und schönes Beispiel gab sein frommer Sinn.
Das Aug' erhebend zu des Himmels Thronen,
Sprach er: o Herr, obwohl ich sündig bin,
Doch lasse Deine Güt', um mein Verschulden,
Dein gläubig Volk nicht solche Straf' erdulden.

Doch daß es leid', ist dieses Dein Belieben,
Daß würd'ger Lohn dem Frevel wird erkannt,
So wolle nur die Züchtigung verschieben,
Daß sie nicht komm' aus Deiner Feinde Hand,

Denn werden wir von dieſen aufgerieben,
Wir, die wir Deine Freunde ſonſt genannt:
Ohnmächtig wird Dich dann der Heide nennen,
Daß Du Dein Volk ins Unglück ließeſt rennen.

An Eines Statt, der von Dir abgefallen,
Verleugnen dann Dich Hundert weit und breit;
Und fliehen müſſen wird Dein Glaub' und fallen,
Wenn Babels Irrwahn ſiegt im großen Streit.
Verteidige denn dies Volk, das ja von allen
Unſaubern Hunden einſt Dein Grab befreit,
Und Deine Kirch' und Deine Stellvertreter
So oft verteidigt wider Übelthäter.

Ich weiß, daß wir ſo viel Verdienſt nicht haben,
Von unſrer Schuld zu tilgen nur ein Gran;
Auf Dein Verzeih'n darf Hoffnung uns nicht haben,
Seh'n wir auf unſres Lebens ſchlimme Bahn.
Doch ſchenkeſt Du uns Deiner Gnade Gaben,
So wird die Rechnung quitt und abgethan.
An Deinem Schutz verzweifeln nicht wir Armen,
Sobald wir denken, Herr, an Dein Erbarmen! . . .

Arioſt, wie die meiſten der Dichter an Fürſtenhöfen, glaubte wohlzuthun, wenn er die Reformation oder vielmehr die Ketzerei angreife; aber wer dieſes Gebet des großen Karl geleſen, möchte faſt glauben, der Dichter hätte die mächtige Stimme Luther's ertönen hören.

Achtes Kapitel.

Das Zeitalter Michelangelo's.

I. Michelangelo und Julius II. — II. Michelangelo und Leo X. Der römische Hof. Die Hofnarren und die Humanisten. Der Hof von Urbino. Castiglione. Bibbiena. Bembo. Sadolet. Die lateinischen Dichter: Vida, Sannazar. Aretino. Franz I. und die Künstler. Ludwig Alamanni. — III. Karl V. und die Schriftsteller. Das italienische Spanien. Anfang des spanischen Dramas: „Celestine". — IV. Anfang der klassischen Tragödie: „Sophonisbe". Die italienischen Komiker und ihre französischen Nachahmer. Die „Komödie der Kunst" in Italien und Frankreich. Die „Mandragore" Machiavelli's. — V. Die dichterischen Gegensätze des Zeitalters; Vittoria Colonna. — VI. Die zwei Renaissancen: Michelangelo und Raphael. Michelangelo und Dante.

I.

Der Schluß des 15. und der Beginn des 16. Jahrhunderts wird bald das Zeitalter Leo's X., bald das Zeitalter Julius' II. genannt, und man fragt sich, wer von diesen Beiden am meisten für die Kunst gethan habe? Der Mann, der am meisten für die Kunst gethan hat, war Michelangelo, Bildhauer, Maler, Architekt und Dichter, geboren unter Sixtus IV., gestorben unter Pius IV. Er hat 13 Päpste nacheinander den heiligen Stuhl besteigen sehen, er überlebte seine ältern und jüngern Zeitgenossen: Bramante, Lionardo, Georgione, Raphael, Andrea del Sarto, Correggio und selbst Giulio Romano, den Schüler Raphael's. Michelangelo war es, welcher die Kirchen von Rom und Florenz mit seinen Meisterwerken füllte, der ein Pantheon baute, um die Basilika

des h. Petrus zu krönen, und der einer späten Eingebung folgend, Gedichte schrieb, welche man noch in unserer Zeit mit Bewegung liest. Sein langes Leben beschloß er erst 1564, im gleichen Jahr, in welchem Shakespeare geboren ward und die Kunst nach dem Norden wanderte.

Michelangelo wurde im Jahre 1475 geboren, zur selben Zeit wie Leo X., ein Jahr nach Ariost. Schon als Kind begann er in den Gärten Lorenzo's von Medici sich in der Kunst zu üben; dort ahmte er die Alten nach, dann studierte er in einem Kloster Anatomie; zugleich hörte er, mit mehr Begeisterung als Machiavelli, Savonarola predigen. 1499 stellte der damals Vierundzwanzigjährige in Rom seine Trauergruppe „la Pietà" aus. Zwei Jahre darauf nahm er einen ungeheuern Marmorblock in Angriff, mit welchem bisher kein Bildhauer etwas anzufangen gewußt hatte und schuf daraus den riesengroßen David (il gigante), welcher bis auf unsere Zeit gleich einer Schildwache vor dem Thor des Palazzo vecchio steht. Als diese Statue „selbst die Dummheit in Verwunderung setzte" (man fand diesen Ausdruck damals noch nicht zu schwulstig), war Michelangelo noch nicht 26 Jahre alt. Ein einziger Künstler, um ein Vierteljahrhundert älter als er, konnte mit ihm um die Palme ringen.

Lionardo da Vinci, einer der wunderbarsten Männer jener Zeit, ja aller Zeiten; er war Maler, Bildhauer, Ciseleur, Ingenieur, Mechaniker, Naturforscher, Schriftsteller, liebte Musik und Pferde, und gab den Anfängern unter den Malern weise Ratschläge.[1]) Vor allem aber war er Künstler, ein Meister im

[1]) Da Vinci's Lehren enthalten unter anderem folgende Worte: „Wir wissen, daß das Schauen ein Werk des Augenblicks ist, daß aber das Auge in diesem Einen Augenblick unendlich viele Formen durchdringt, und doch vermag es nur Ein Ding auf einmal zu erfassen. Z. B. Du Leser umfassest mit Einem Blick dieses ganze vollbeschriebene Papier; Du folgerst daraus, daß es voll verschiedener Buchstaben ist, weißt aber in dieser kurzen Zeit nicht, was es für Buchstaben sind und was sie bedeuten. Du mußt, um das zu erfahren, Wort für Wort, Linie für Linie durchgehen. Gleicherweise mußt Du, wenn Du zur Spitze eines Gebäudes aufsteigen willst, die

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Zeichnen, der Schöpfer des „heiligen Abendmahls“ und der „Joconda“. Der junge Buonarrotti wagte es, mit einem solchen Mann in die Schranken zu treten und bei einer Preisbewerbung seinen Karton der „Schlacht bei Pisa“ dem Karton der „Schlacht bei Anghiari“ gegenüberzustellen. Beide Kunstwerke sind verschwunden; Benvenuto Cellini, welcher „die Schlacht bei Pisa“ gesehen hatte, erklärte das Bild für das Meisterwerk Michelangelo's.

Rom hatte damals in seinem Papste Julius II. einen Mann von Energie und Willen, welcher nach Ehre dürstete. Dieser wollte den Künstler, der den David geschaffen, an seinen Hof ziehen; er zwang Michelangelo nach Rom zu kommen und beauftragte ihn sein Grabmal zu fertigen. Es sollte das größte aller Denkmale werden, denn 40 Statuen sollten sich darum reihen, von denen aber nur eine einzige vollendet wurde; dieser vierzigste Teil aber, der Moses, welcher jetzt in der Kirche „S. Pietro in vincolis“ steht, ist das Meisterwerk der modernen Bildhauerkunst. Um den rechten Marmor zu finden, war der Bildhauer nach Carrara gegangen. Dort faßte er, am Meeresufer auf- und abgehend, einst einen ungeheuern Felsen ins Auge, welcher die ganze Gegend von Genua bis Livorno beherrscht, und entwarf den Plan, diesen ganzen Teil des Berges auszumeißeln. Es blieb beim Gedanken, aber schon dieser allein setzt in Erstaunen. Die Marmorblöcke wurden eingeschifft, dann auf dem Tiber heraufgebracht und bedeckten nun den Petersplatz. Julius II. umarmte Michelangelo. Diese beiden Männer verstanden sich, obwohl sie immer im Streite

---

Treppen Stufe für Stufe hinansteigen, sonst kommst Du nicht hinauf. Das Gleiche sage ich Dir, welchen eine natürliche Neigung zur Malerei treibt. Wenn Du einen richtigen Begriff von der Form der Dinge haben willst, so beginne damit, jeden einzelnen Teil recht ins Auge zu fassen, und gehe nicht zum zweiten über, ehe Du den ersten ganz genau im Gedächtnis und ‚in der Hand‘ hast, sonst verlierst Du viel Zeit und verlängerst Deine Arbeit gar sehr. Ich ermahne Dich, Dich vielmehr der Sorgfalt als der Schnelligkeit zu befleißigen. . . .“

lagen. Der Papst sagte von dem Künstler: „es ist schrecklich, man kann nicht mit ihm leben". In Wahrheit aber konnte er nicht ohne ihn leben. „Er hatte eigens eine Zugbrücke erbauen lassen, welche seinen Palast mit der Werkstätte des Künstlers verband", sagt Condivi, „und unterhielt sich mit ihm bei den Besuchen wie mit einem Bruder". Beide waren heftige Naturen, die oft ungebührlich aufbrausten. Als eines Tages der Papst beschäftigt war, wurde Michelangelo nicht vorgelassen, ein Diener vertrat ihm den Weg. „Gut", rief der Künstler, „sagt dem Papst, er möge mich künftig holen lassen, wenn er mich sehen will". Darauf bestieg er ein Pferd und sprengte davon, bis er die Grenze hinter sich hatte. Man kann sich den Zorn des Papstes vorstellen. Fünf Boten wurden abgeschickt, um den Flüchtling zu ergreifen, aber sie erreichten ihn erst auf toskanischem Gebiet. Sie wollten Gewalt brauchen, Michelangelo erklärte: kehrt um, oder ich töte euch; darauf wurden sie bescheiden, vermochten jedoch nichts von dem Künstler zu erlangen, als einen Brief an den Papst. In diesem Brief entschuldigte sich Michelangelo zwar, erklärte aber aufs Bestimmteste, daß er, nachdem er zum Lohne für alle seine Dienste und seine Hingabe wie ein Schurke behandelt worden sei, Seine Heiligkeit bitte, sich einen andern Bildhauer zu suchen.

Julius II., außer sich vor Zorn, schickte Schreiben auf Schreiben nach Florenz und brachte schließlich den armen Soderini in die größte Angst. Dieser erklärte dem Schuldigen: „Du hast Dich gegen den Papst benommen, wie es nicht einmal der König von Frankreich sich erlaubt hätte, und wirst begreifen, daß wir uns um Deiner schönen Augen willen nicht in einen Krieg mit Rom einlassen können, rüste Dich also zur Abreise." Der empörte Künstler antwortete: „Ich gehe zum Großtürken." Dieser Fürst wollte in der That Konstantinopel mit Pera durch eine Brücke verbinden und hatte dabei an Michelangelo gedacht. Gott selbst mußte eingreifen, um den grollenden Löwen zu überzeugen, daß er in Konstantinopel nicht freier sein würde als in Rom.

Endlich, als Julius II. mit dem Schwert in der Hand in Bologna eingezogen war, willigte Michelangelo auf dringendes Zureden eines Kardinals ein, zum Papste zurückzukehren. Soderini gab ihm eine Art Schutzbrief mit, der ihn „als einen guten jungen Mann, aus welchem man mit Liebe alles machen könne, zu Gnaden empfahl; man müsse ihm Zuneigung und guten Willen zeigen, dann werde er Wunder thun". Michelangelo ist mit diesen wenigen Worten treffend gezeichnet.

Der wilde Büßer ging also nach Bologna und wurde sofort zum Papst geführt, der eben an der Tafel saß. Julius II. musterte ihn mit zornigem Blick: „Du hättest zu mir kommen sollen", rief er, „und hast gewartet, bis wir kamen, Dich zu holen". Buonaroti lag zitternd auf den Knieen und stotterte trotzige Entschuldigungen, die eigentlich Vorwürfe waren. Er habe, sagte er, nicht aus Bosheit gehandelt, sondern aus Unwillen über die Behandlung, die er erfahren habe. Julius II. schwieg, weil er keine passende Antwort fand, da versuchte ein Bischof ihm zu Hülfe zu kommen und murmelte: „Möge Eure Heiligkeit ihm vergeben, der arme Mensch hat aus Unwissenheit gehandelt, — diese Maler sind alle so." Der Papst bedurfte jemanden, an dem er seinen Zorn auslassen konnte. So fiel er über den Prälaten her und rief: „Du sagst da Grobheiten, die nicht einmal ich mir erlauben würde. Du beleidigst ihn, der Unwissende bist Du — geh' zum Teufel." Er schlug mit dem Stocke nach ihm, und als gleichwohl die violette Kutte sich nicht schnell genug entfernte, stießen ihn die Diener zur Thüre hinaus. Damit war der Zorn verraucht und Julius II. gab Michelangelo seinen Segen. In dieser Szene gefällt uns jedermann, selbst der arme Monsignore; unbedeutende Menschen sind oft auch zu etwas gut.

Einige Zeit darauf malte Buonarrotti, der in allen Künsten Meister war, die Wölbung der Sixtina, und zwar that er alles mit eigener Hand; er fertigte selbst die zu seiner Arbeit nötigen Gerüste, rieb selbst den Mörtel, bereitete selbst die Farben zu

und arbeitete Tag und Nacht bei geschlossenen Thüren; er war selbst Zimmermann und Maurer, wollte niemanden sehen und schlief sogar in der Nacht angekleidet auf seinem Gerüst. Der sehr neugierige, sehr ungeduldige Papst klopfte in seiner fieberhaften Hast oft an die Pforte, um zu sehen, wie weit die Arbeit sei. Er schürzte sein päpstlich Kleid dann auf, stieg auf den Sprossen der Leiter bis zur Plattform hinter dem Künstler her, welcher ihm die Hand reichte. Eines schönen Tages hielt er es trotz Michelangelo's Widerstand nicht mehr aus. „Es ist zu schön", rief er aus, „das muß jedermann sehen". Noch am selben Tag wurden die Gerüste weggeschafft, und ehe man nur die Kapelle gekehrt hatte, trat der Papst am andern Morgen ein und las wenige Stunden darauf die erste Messe. Das Volk strömte herbei, und ein wahrer Sturm von begeisterten Jubelrufen feierte das gelungene Werk.

In dieser Weise arbeiteten die beiden Männer miteinander, der Papst und der Künstler, die sich doch das ganze Leben hindurch zankten. Julius II. war vermöge seiner überlegenen Intelligenz und des Feuereifers, mit dem er alles angriff, der Mitarbeiter Michelangelo's. Er erteilte auch Ratschläge und hätte an den Bildern der Wölbung gerne ein wenig Gold angebracht. — Michelangelo antwortete: „Nein, die Leute dürfen kein Gold an den Kleidern haben."

„Aber meine Kapelle wird recht ärmlich aussehen."

„Die Leute, die ich da gemalt habe, waren auch arm", entgegnete der wahre Priester.

II.

Unglücklicherweise wurde Leo X. Papst: er war vergnügungssüchtig, geistreich, gewandt, etwas hinterlistig, im übrigen gebildet und höflich, ein Mann, der die Künste pflegte und Raphael zu beschäftigen wußte. Aber unverzeihlicherweise verlor durch ihn Michelangelo neun Jahre, und was für Jahre! Der Maler der Sixtina war 38 Jahre alt, als Leo den heiligen Stuhl be-

stieg. So verbrachte er in Unthätigkeit gerade das Lebensalter, wo der gereifte Mann noch jung genug ist, um in voller Kraft wirken zu können und gleich den Orangenbäumen Italiens zugleich Blüten und Früchte trägt. Leo, welcher aus Florenz stammte und eine Vorliebe für seine Vaterstadt bewahrte, wollte Florenz verschönern und die St. Lorenzo-Kirche mit einer Fassade versehen; zu dieser Arbeit bestimmte er Michelangelo. Der Künstler gehorchte widerwillig, weil er gerne das Grabmal Julius II. vollendet hätte. Er ging nach Carrara, um die Marmorberge zu durchsuchen, welche die Italiener zu Statuen und Denkmälern zerstückelten. Aber man sagte dem Papste, Carrara verdiene seinen Ruhm nicht, es sei überdies ein fremdes Land und in Toskana fänden sich ebenso schöne Steine. So befahl denn Leo X. Michelangelo, toskanischen Marmor brechen zu lassen. Es galt zu gehorchen, langwierige Arbeiten zu unternehmen, mit unendlicher Mühe die Steine brechen und Straßen bauen zu lassen, auf denen die Blöcke ans Meer gebracht werden konnten. Dort liegen sie noch. Als Michelangelo nach so viel verlorenen Jahren nach Florenz zurückkehrte, dachte der Papst nicht mehr an die Lorenzo-Kirche, und die Fassade ist bis auf diesen Tag nicht in Angriff genommen.

Hat dieser Papst es verdient, daß man ein Jahrhundert nach ihm benannt hat? Lange hat man ihn bis in den Himmel erhoben, heutzutage greift man ihn kühn an, seine Zeitgenossen schwankten. Der Florentiner Vettori, der lange in Rom lebte, schildert ihn also: „Sein Kopf war ungewöhnlich groß im Verhältnis zum übrigen Körper, immer litt er an Katarrh; er konnte nicht von sich sagen, daß er regelmäßig lebe, da er bald zu viel fastete, bald zu viel aß und trank. . . . Seine Mißgriffe wurden meist durch einen glücklichen Zufall wieder gut gemacht, selbst eine Verschwörung der Kardinäle bot ihm nur die Mittel, das Kollegium umzubilden und es mit seinen Freunden zu besetzen. Er wollte keine Unannehmlichkeiten und zog sich doch fortwährend solche zu durch sein stetes Bestreben, seine Angehörigen vorwärts zu bringen;

aber selbst von dieser Sorge wurde er befreit, indem sowohl sein Bruder als sein Neffe starben. „In Summa: soll man ihn mehr loben oder tadeln?" Francesco Vettori, der Genosse Machiavelli's, spricht sich darüber nicht aus, ebensowenig Guicciardini, welcher in dem Benehmen des Papstes Gutes wie Böses herausfindet, und sagt, „er sei viel klüger und viel weniger gut gewesen, als man gehofft habe". Die venetianischen Gesandten sprachen sich als gewiegte, praktische Geschäftsleute in den „Relationen", welche gegenwärtig veröffentlicht werden und in die kleinsten Einzelheiten eingehen, über Leo X. folgendermaßen aus: „Dieser Papst hat am 11. Dezember 1517 das zweiundvierzigste Jahr vollendet.... Er ist ein wohlwollender, sehr liberaler Mann, der sich nicht gerne viel anstrengt.... Als man ihn zum Papst machte, sagte er zu seinem Bruder Julian: Wir wollen das Papstsein genießen, weil Gott es uns geschenkt hat. Der Papst liebt weder Krieg noch Arbeit, aber die Seinen bereiten ihm viel Widerwärtigkeiten.... Der Kardinal Sangiorgio sagte zu unserem Oratore, Papst Julius habe monatlich etwa 4000 Dukaten für seinen Haushalt ausgegeben, aber dieser verlangt acht- bis neuntausend. Der Grund davon ist, daß viele Florentiner hieher kommen, welche sich für Verwandte des Papstes ausgeben und bei ihm speisen.... Der Papst ist ein Freund der Wissenschaften, in humanistischen Studien und im kanonischen Recht bewandert und ein trefflicher Musiker: wenn er mit jemanden singt, läßt er ihm hundert Dukaten und mehr auszahlen; vakante Stellen und Benefizien tragen ihm monatlich 8000 Dukaten ein, die er zu Geschenken und im Kartenspiel ausgibt, er hat letzteres sehr gern." Ein anderer Augenzeuge, Franz Bonivard, der Prior von Skt. Viktor zu Genf, der spätere Gefangene von Chillon, machte 1518 eine Reise nach Rom und erzählt in seinen nur zum Teil veröffentlichten Reiseerinnerungen von dem heiligen Vater: „Er war in griechischen und lateinischen Schriften sehr bewandert und nebenbei ein sehr guter Musiker, an welcher Kunst er sich außerordentlich ergötzte. Im übrigen ein Mann von

schönem Körperbau, aber mit außerordentlich häßlichem, mißgestaltetem Gesicht, denn es ist mehr durch Geschwulsten als durch Fleisch und Fett dick; mit einem Auge sieht er gar nichts, mit dem andern sehr wenig, wenn er nicht eine Brille von Beryll (im Italienischen ein ochial genannt) zu Hilfe nimmt. Mit dieser sieht er weiter als irgend ein Mensch an seinem Hofe."

Darauf folgt eine Anekdote, die wir wiedergeben wollen, wäre es auch nur, um die Feder Bonivard's kennen zu lernen: „Eine hübsche Begegnung soll nicht vergessen werden, welche ihm einmal einige verkrüppelte Schelme bereiteten, die ihn an seine Blindheit mahnten. Er ging einst nach einem Spielplatz, und die Schelme, die davon benachrichtigt waren, stellten sich in Reihen am Wege auf. Die einen waren einarmig, andere hinkten oder waren schwindsüchtig oder wassersüchtig; als der letzte der Bande kam ein Blinder. Als der Papst sich näherte, riefen alle zusammen: Padre santo, por l'honor di Dio daiti noi l'elemosina (das ist beinahe italienisch, Bonivard kannte fast alle Sprachen). Der Papst ließ jedem einen Bajoc geben, dem Blinden nicht mehr und nicht weniger; darauf frug er (der Blinde) seinen Führer, was der Papst ihm gegeben habe? Der Führer antwortete: Einen Bajoc. Da schrie der Blinde: Ha, padre sancto, non me dasitti ma un bajoc a mi chi son pur! . . . (Ach heiliger Vater, Ihr gebt mir nur einen Bajoc, mir, der ich . . .) Ehe er ausgesprochen, sagte der Papst: Yo so ben quello che vuoi dir. Tu sei di nostri, perche che sei ciecho come mi (Ich weiß wohl, was Du sagen willst, — Du gehörst zu uns, weil Du blind bist wie ich) und er ließ ihm einen Dukaten geben. Als die andern Schelme das sahen, beschlossen sie, sich wieder da einzufinden, wenn der Papst zurückkehre, und so geschah es. Als er kam, fielen sie alle auf die Kniee und beteten. Da sagte der Papst: Che precate figlioli? (Was betet Ihr meine Söhne?) Sie antworteten: Preghamo Domini Dio che nui dagha un papa stroppiato. (Wir bitten den Herrn und Gott, daß er uns einen Krüppel zum Papst gebe.)

Perche? (Warum?) fragte der Papſt. Sie antworteten: Impero che non nui havi dato ma un bajoc, et havetti dato un ducato a quello che e ciecho come vuoi, preghamo per avere un papa stroppiato come noi, azo che nui dagha a ciaschaduno un ducato. (Weil Ihr uns nur einen Bajoc gegeben habt und dem der blind iſt, wie Ihr, einen Dukaten, ſo beten wir, daß ein krüppelhafter Papſt komme, damit er jedem von uns einen Dukaten gebe.) Non cosi, ſagte der Papſt, ma chavatti vi gli ochi e essendo ciechi come mi, vi faro come ho fatto al altero. (So iſt's nicht, reißt Euch die Augen heraus, und wenn Ihr blind ſeid wie ich, dann thu' ich an Euch, wie ich am andern gethan habe.)"

Bonivard, obgleich Proteſtant — wenn auch nicht ganz, wie er denn überhaupt nichts „ganz" war —, gibt alſo zu, daß der Papſt ein geiſtreicher Mann war; aber das iſt auch alles, was er anerkennt. Er wiederholt von ihm das Wort des Kardinals Sangiorgio, desſelben Mannes, welcher mit dem venetianiſchen Geſandten über den Papſt geſprochen: „Ein großes Stück Fleiſch mit ein paar ſchwachen Augen im Kopfe." Bonivard führt uns ſodann Leo X. vor, wie er die Papſtwürde genießt, „die ihm der liebe Gott gegeben hat" (wahrſcheinlich hatte er den Satz auch von Sangiorgio), „indem er mit ſeinen Muſikanten, Poſſenreißern, Taſchenſpielern und andern luſtigen Brüdern tafelt". Dieſe Thatſache iſt auch von weniger voreingenommenen Biographen beſtätigt; es ſcheint, daß Leo X. wenigſtens bei Tiſche ſich nicht eben mit den hervorragenden Männern ſeiner Heimat umgab. Und doch hätte er deren drei gehabt, welche die andern überragten: einmal Michelangelo und Arioſt; wir wiſſen bereits, daß er den erſteren entfernte und den zweiten vernachläſſigte; der dritte, Machiavelli, welcher damals von den Geſchäften entfernt in der Verbannung zu San Casciano lebte, ward von dem Pontifex keines Blickes gewürdigt. Männer wie Querno und Baraballo, das waren die Günſtlinge des damaligen päpſtlichen Hofes, man lachte über ſie, überhäufte ſie aber gleichwohl

mit Schmeicheleien. Baraballo wurde auf einem Elefanten im Triumph durch die Straßen geführt, und Querno, dem mittelmäßigsten und eitelsten der Dichter, widmete man eine Krone von Kohl und Lorbeeren; man würdigte ihn bei den poetischen Wettkämpfen einer Herausforderung und antwortete ihm in improvisierten Versen. Wenn der Archipoet (diesen Titel hatte er sich beigelegt) unverschämt genug zu sagen wagte:

Archipoeta facit versus pro mille poetis,

so antwortete der Papst ihm alsbald:

Et pro mille aliis archipoeta bibit.

Aber man darf Leo X. nicht nach seinen Tischreden beurteilen. Derselbe Mann, welchen die Possen eines Baraballa ergötzten, korrespondierte mit Erasmus, zog Lascaris nach Rom und stellte ihn an die Spitze einer päpstlichen Buchdruckerei, beschützte die Aldi, unterstützte die Wissenschaften, zeichnete den Plan des alten Rom, baute die Basilika des h. Petrus und war der Gönner Raphael's. Als Franz I. im Siegesübermut von ihm die Gruppe des Laokoon verlangte, hatte er den Mut, sie zu verweigern; „lieber gäbe er den Kopf eines Apostels". Julius II. hatte die Künste in Rom eingebürgert: Leo X. hielt sie dort fest und fügte die Wissenschaften hinzu.

Alles was am Hofe von Urbino geglänzt hatte, kam in den Vatikan, Bembo an der Spitze. Pietro Bembo war zu seiner Zeit eine angesehene Persönlichkeit. Im J. 1470 zu Venedig geboren, war er gegen das Ende des Jahrhunderts nach Ferrara übergesiedelt, wo er sich in Lucrezia Borgia, die Tochter Alexander's VI., verliebte. Diese Fürstin, über welche so grobe, ungeheuerliche Verleumdungen im Schwange waren, hatte schöne blonde Haare, gefälligen Anstand, viel Bildung, und brachte es zu einem ehrbaren Alter. Bembo schrieb ihr in ausgezeichnetem Italienisch Briefe, die noch erhalten sind: „Ich kann Euch weiter nichts sagen, als daß dieser Müßiggang, dieser Schatten, diese Einsamkeit, diese lauschigen Verstecke, welche mir einst so süß und teuer waren, mir heutzutage

weniger schön erscheinen, als in früherer Zeit, und mir nicht mehr gefallen, wie sie mir gefallen haben. Woher kommt das? Ich wollte, daß Eure Herrlichkeit den Grund davon in Ihren Büchern suchte, um zu wissen, ob sie mit den meinigen übereinstimmen. Ich empfehle mich Ew. Gnaden so oftmals, als Blätter in diesem Garten sind, in welchem meine Blicke umherirren, während ich, an ein liebes kleines Fenster gelehnt, an Euch schreibe."

Bembo aber ward von Ehrgeiz erfaßt und suchte in allem seinem Meister Petrarca nachzuahmen. Nachdem er eine Laura gefunden, wollte er auch ein Kanonikat. Zu diesem Zwecke wollte er nach Rom gehen, aber da Julius II. nicht sein Mann war, lebte er zuerst zu Urbino bei dem Herzog Guido Ubaldo und der Herzogin Elisabet Gonzaga an dem sittsamen, gebildeten Hofe, unter dessen Einfluß Balthasar Castiglione (1478—1529) sein berühmtes Buch „il Cortegiano" schrieb, welches als Handbuch der vollkommenen Ritterlichkeit in alle Sprachen übersetzt worden ist. Der Hofhalt des Herzogs und der Herzogin widmete die Morgenstunden „ritterlichen Übungen", wie sie die Geschmeidigkeit, Grazie und Kraft des Körpers fördern; am Abend beschäftigte man den Geist mit leichter, gesunder Nahrung. „Da hörte man anmutige Gespräche und ehrbare Scherze, und auf Aller Angesicht erglänzte eine herzliche Fröhlichkeit, so daß dieses Haus in Wirklichkeit die Herberge der Freude genannt werden konnte; und ich glaube nicht, daß man je an einem anderen Ort die ganze Süßigkeit einer so liebenswürdigen, angenehmen Gesellschaft finden kann, wie es zu jener Zeit an diesem Hofe war. In Aller Herzen wohnte hohe Zufriedenheit, so oft wir bei der Frau Herzogin uns zusammenfanden; es war, als ob eine Liebeskette uns alle vereinigt hielte, so daß nie zwischen Brüdern größere Einigkeit und herzlichere Liebe herrschte, als zwischen uns. Das Gleiche war der Fall zwischen den Frauen, mit denen man in sehr freiem und sehr sittsamem Verkehre stand; denn es war jedem erlaubt, mit ihnen zu sitzen, zu sprechen, zu scherzen, zu lachen, wie es einem ums Herz war. Aber so groß war die Ehrerbietung, welche man für die Frau Herzogin hegte,

daß gerade in dieser Freiheit der stärkste Zügel bestand; es lebte keiner unter uns, dem es nicht die größte Freude gewesen wäre, ihr zu gefallen, und der größte Schmerz, ihr zu mißfallen. Aus diesem Grunde galten dort die strengsten Sitten neben der völligsten Freiheit, und in ihrer Gegenwart war Spiel und Lachen nicht nur mit dem feinsten Salz gewürzt, sondern mit lieblicher Hoheit umgeben; denn die Bescheidenheit und Größe, welche alles Thun, alle Worte und jede Bewegung der Frau Herzogin erfüllte, auch wenn sie scherzte und lachte, hätten selbst solche, welche sie nie zuvor gesehen, erkennen lassen, daß sie einer großen Frau gegenüber standen."

So spricht sich Castiglione in seiner eleganten, wortreichen Art zu reden aus.

Vielleicht sah der feine Diplomat an diesem Hofe mehr Haltung, als wirklich vorhanden war, zumal der Kardinal Bernard de Dovizi de Bibbiena, dessen Galanterien bekannt sind, aller dieser Feste Seele war. Dieser Prälat, welcher auch Staatsmann war, hatte viel zur Erhebung Leo's X. beigetragen, und, als der neue Papst aus dem Konklave hervorging, Bembo und Sadolet als seine Hausſekretäre angenommen. Sadolet (Jacopo Sadoleto 1477—1547) stand mit Erasmus in Briefwechsel, und ging auf dessen Gedanken ein. Auch er wünschte eine Reformation ohne Schisma und ohne Ketzerei, war ein aufrichtiger, fleißig studierender Anhänger des Papsttums, der sittlich lebte, sich durch einen schönen ciceronischen Stil auszeichnete und den Purpur wirklich verdiente. Er schrieb — nur lateinisch — zu Gunsten der katholischen Religion und gegen Genf. Bembo dagegen bediente sich beider Sprachen. Italienisch schrieb er seine Dialoge und Liebesgeschichten, die Asolani, die sowohl an Petrarca als an Boccaccio erinnern, italienisch auch seine Rime, in denen er die schöne Morosine besang, ein junges Mädchen, dem er in Rom begegnet war, und das ihn Lucrezia Borgia vergessen ließ. Seine „Geschichte Venedigs" aber schrieb er lateinisch und italienisch. Es fehlt darin freilich etwas sehr Wesentliches, nämlich die Kenntnis der Thatsachen,

welche er zu erzählen hatte. Lateiniſch ſchrieb er auch ſeine „Epiſteln" und päpſtlichen Erlaſſe, die mit ſolcher Vollendung verfaßt ſind, daß man ſie noch heutzutage bewundert. Er war ein ſo großer Verehrer Cicero's, daß er aus Angſt, ſein Latein zu verderben, ſein Brevier nicht lateiniſch las. Die Epiſteln des Apoſtel Paulus behandelte er als epistolaccie, wurde aber gleichwohl Kardinal, ja er hoffte ſogar Papſt zu werden. Aber als dieſer ehrgeizige Wunſch in ihm auftauchte, hatte er das ſiebenzigſte Lebensjahr zurückgelegt, ſeine Moroſine verloren; er lebte nun als heiliger Mann, die Bibel hebräiſch leſend. Er ſtarb im gleichen Jahr mit Sadolet, ſeinem Waffenbruder, im Jahr 1547. Sein Anſehen war bedeutend, und ſein Latein galt als das ſchönſte, das ſeit den Alten geſchrieben worden

Die wiſſenſchaftlich gebildeten Päpſte brachten immer das Latein wieder in die Mode. Es lebte damals ein cremoneſiſcher Kanonikus, Hieronymus Vida mit Namen (1490—1566), welcher in der Sprache Virgil's Verſe über die „Seidenraupe" (de Bombyce) und das „Schachſpiel" (de Ludo scacchiorum) ſchrieb. Leo X. ließ ihn nach Rom kommen, gab ihm das ſchöne Priorat von Skt. Sylveſter und befahl ihm, eine „Chriſtiade" in Hexametern zu ſchreiben. Das Gedicht wurde, was es werden konnte; doch ſind ſehr ſchöne Verſe daraus erhalten, z. B. über den Tod Jeſu:

Supremamque auram, ponens caput, expiravit.

Über einen ähnlichen Gegenſtand ſchrieb faſt zur gleichen Zeit und in der gleichen Sprache Jakob Sannazar (1453—1539), ein neapolitaniſcher Edelmann von ſpaniſcher Abſtammung, ein Gedicht, de Partu Virginis. Beſſer gelangen ihm ſeine „Eklogen der Fiſcher", in denen er lateiniſch die liebliche Küſte von Mergellino beſingt. . . .

Noch bei einer Perſönlichkeit haben wir ſtille zu ſtehen. Wir meinen Pietro Aretino. In der That ein ſehr talentvoller Mann. Er hat eine Tragödie „Orazio" hinterlaſſen, welche man mit dem Horace von Corneille verglichen hat; ferner fünf Luſtſpiele:

„la Cortigiana", „il Merescalco", „l'Ipocrita", „il Filosofo" und „l'Atalanta"; es sind unsaubere, verworrene Stücke, die aber doch Kraft und Leben in sich haben und sich Dank ihrem Stile erhielten. Dann ein unvollendetes Gedicht „Marfisa" und zwei Parodien über den „Rasenden Roland", deren Erfolg den Dichter von Arezzo kränkte. Ferner schrieb er außer „vertraulichen Briefen", in denen er die eigenen Sünden, wie die „seiner Zeit" in cynischer Weise besprach, „die sieben Bußpsalmen", „drei Bücher über die Menschwerdung Christi", eine „Genesis", „das Leben der heiligen Jungfrau, der heiligen Katharina, des heiligen Thomas von Aquino", dann wieder „das Leben und die Genealogie aller Kurtisanen von Rom". Alles das in hübschem Toskanisch, süßlich, blumenreich, — das nahende Herabsinken der Litteratur ankündigend und vorbereitend. Der alte Cantu, ein guter Katholik, sagte von ihm, er habe das höllische Feuer für seine frommen Schriften so gut verdient, als für seine obscönen.

Hat er sich selbst verleumdet und mit seinen Lastern prahlen wollen? Man möchte es glauben, aber beweisen kann man es nicht, zumal seine Handlungen mit seinen Büchern nur zu sehr übereinstimmen. Als der Bastard eines Edelmanns war er ohne Erziehung und Unterricht herangewachsen, konnte nicht einmal lateinisch und wurde doch schon in erster Jugend wegen eines Sonettes über den Ablaß, von Arezzo, seiner Heimat, vertrieben. In Perugia wurde er Buchbinder und bekam dadurch Bücher zum Lesen, aber bald mußte er auch hier wegen neuen Unfugs fliehen. Er ging nun zu Fuß nach Rom, wo er in den Dienst Leo's X. trat, aber bald wegen unehrerbietiger Verse verjagt wurde. Er folgte Johann von Medici in mailändisches Gebiet, kehrte dann wieder nach Rom zurück, wo er infolge eines Liebeshandels mit einer Köchin beinahe ermordet worden wäre. Fünf Dolchstöße töteten ihn nicht; er schrie nach Rache, und als der Papst nichts thun wollte, kehrte er zu Johann von Medici zurück, welcher ihn mit sich in den Krieg nahm und in seinen Armen starb. Wohin jetzt? In Venedig ist Freiheit! Von dort schleuderte Aretin seine Grob-

heiten gegen den damals so unglücklichen Klemens VII.; darauf bat er um Verzeihung, und sie wurde ihm gewährt. Von Venedig aus schlug er aus seiner Feder Münze und gewann jährlich 1000 Thaler (eine damals ganz märchenhafte Summe) „mit einer Flasche Tinte und einem Streifen Papier". Alles wurde um gleichen Preis verwertet, Schandschriften, Schmähartikel und asketische Schriften. Der allmächtige Schriftsteller glaubte sich alles erlauben zu dürfen und schleuderte Epigramme gegen hochgestellte Persönlichkeiten. Aber er war feige. Pietro Strozzi und Tintoretto begnügten sich, ihn in Schrecken zu jagen; der Gesandte von England aber ließ ihn durch seine Leute durchprügeln. Aretino beugte den Kopf und klagte nicht, — aus christlicher Demut, wie er sagte. Seine Schwestern teilten sein schlimmes Leben. Eines Tages erzählte man vor ihm ihre Galanterien, er lehnte sich vor Lachen im Sessel zurück, überschlug sich, brach den Schädel, empfing die letzte Öhlung und starb mit einem frivolen Scherz auf den Lippen. So war dieser Mann. Hat man ihm mehr zugeschrieben, als er wirklich gethan hat? Seine Zeitgenossen glaubten ihn aller Schandthaten fähig. Aretino und seine Zeit sind dadurch gezeichnet.

Nun — dieser Mann wurde nicht nur mit Geld, sondern mit Ehren überhäuft; die Akademien zogen ihn heran und schmeichelten ihm, Schriftsteller dedizierten ihm ihre Bücher, Ariost nannte ihn die Geißel der Fürsten und den göttlichen Dichter; Tizian, selbst Michelangelo, nahmen seinen Schutz und seine Ratschläge an; man schlug Denkmünzen auf ihn; ein Papst bot ihm ein Geschenk von tausend Goldthalern und den Titel eines Ritters von Skt. Peter an und soll sogar daran gedacht haben, ihn zum Kardinal zu machen. Die beiden großen Rivalen Karl V. und Franz I., welche sich um das Kaiserreich, um Italien und um Erasmus stritten, stritten sich auch um Aretino. Der eine wie der andere hatte ihm eine Goldkette verehrt, Karl V. fügte eine Pension von 200 Thalern hinzu; dadurch wurde Franz I. in den Hintergrund gedrängt und erhielt keine Schmeichelgedichte

mehr; das that ihm leid und er bot rasch 400 Thaler Pension, wenn nur zwischen ihm und dem Kaiser das Gleichgewicht aufrechterhalten bliebe. Aretino verlangte, daß die Pension ihm lebenslänglich zugesichert werde; diese Zusicherung erfolgte nicht, und so blieb Karl V. allein in Gunst bei dem großen Manne, welcher aber doch Franz I. sein Porträt geschickt hatte! So sehr spielte der Höfling den König!

Es ist etwas sehr lehrreiches um die Eifersucht dieser beiden Fürsten: der Habsburger hätschelte um seines Ruhmes willen die Geschichtsschreiber und Künstler; bei einem von ihnen wiederholte er das Wort, das schon von andern angewandt worden war: „Kaiser gibt es viele in der Welt, aber nur Einen Tizian." Karl V. hielt es nicht unter seiner Würde, Paul Jove seine Expedition nach Tunis ausführlich zu erzählen mit der vertraulichen Andeutung, „er wolle ihm damit Stoff zu einer Arbeit geben". Er besoldete diese feile Feder, der von allen Seiten Geld zufloß, reichlich; aber Karl konnte niemand mit sich nehmen, nicht einmal Aretino, welcher, wie man sagt, sich versteckte, um nicht nach Deutschland gehen zu müssen. Franz I., der ritterliche König, wurde mehr als einmal in diesem Wettrennen mit Geld geschlagen, aber er wußte Männer wie Lascari, Sadolet und Scaliger an sich zu fesseln und für seine Lehrstühle in Frankreich italienische Professoren herbeizuziehen; Leonardo da Vinci starb in Amboise, Andrea del Sarto und viele andere haben sich in Fontainebleau verewigt. Der König wußte Benvenuto Cellini fünf Jahre lang (1540—1545) in Frankreich zu behalten und „wollte ihn in Gold ersticken"; er sagte von ihm (so behauptet wenigstens Benvenuto): „ich habe Italien den geschicktesten Mann entrissen, der jemals gelebt hat". Franz I. kannte Italien und das Italienische, seine Schwester, die Königin von Navarra, hat uns ein Buch, „Heptameron", hinterlassen, dessen Titel schon andeutet, daß es eine Kopie des Dekameron ist; sie sagt davon in der Vorrede: „Ich denke, es ist niemand unter Euch, der nicht die ‚hundert Novellen' von Boccaccio gelesen hat, die erst neulich wieder vom Italieni-

schen ins Französische übersetzt wurden (durch Anton Lemaçon, königlichen Rat und sehr ergebenen Diener der Königin von Navarra), an welchen Geschichten der allerchristlichste König mit Namen Franz I., ferner Seine Hoheit der Kronprinz, die Frau Kronprinzessin und die Königin Margarete [1]) soviel Freude hatten, daß, wenn Boccaccio sie an dem Ort, wo er jetzt ist, hätte hören können, er beim Lob solcher Persönlichkeiten hätte auferstehen müssen. Eben jetzt höre ich die fürstlichen Damen darüber sprechen, daß sie ein gleiches Werk machen wollen, welches sich nur darin von dem Boccaccio's unterscheiden soll, daß jede Novelle darin wirkliche Geschichte sein muß." Zu Dante hat sich König Franz I. nie aufgeschwungen: „Von diesem sonderbaren Schriftsteller will ich nie mehr reden hören", sagte er eines Tags. Für das Grab von Petrarca's Laura dagegen reimte er eines Tags eine Inschrift, welche zeigte, daß er die Italiener selbst in ihren Fehlern nachahmte.

Franz I. hatte auch seinen italienischen Dichter, Luigi Alamanni, welchen der Haß der Mediceer aus Florenz vertrieben hatte, und der einer Menge verfolgter Schriftsteller, welche die französische Gastfreundschaft bis in die Gegenwart aufnimmt, den Weg zeigte. Alamanni wurde vom Könige, der ihm sogar mehrere Gesandtschaften anvertraute, mit Gunst überhäuft. Er war ein eleganter Dichter, welcher sich im Trauerspiel, im Lustspiel und im Epos versuchte; sein „Giron der Höfling" ließ die Ritter von der Tafelrunde wieder aufleben, seine „Coltivazione" aber, eine Nachahmung von Virgil und Columelle, wurden ein übles Vorbild für beschreibende Poeten, welche bald aller Orten aufwucherten. Er und Ruccellai, der Sänger der „Bienen", führten die didaktische Poesie ein, die immer als ein Zeichen der Ermattung und Erkältung betrachtet werden darf: der Herbst naht. Nur betreffs der Versbildung ist ein Fortschritt zu verzeichnen: der „ungereimte

[1]) Margarete, die Verfasserin des „Heptameron", spricht hier in der dritten Person von sich.

Vers" (verso sciolto), noch etwas schleppend, aber weniger zum Lyrischen neigend als die Oktave, tritt in die Kunst ein, wo er sein Glück machen wird.. Noch vor Ruccellai hatte ihn Trissin auf das Theater gebracht, eine Neuerung, von der Hannibal Caro, Milton, William Cowper, Parini und viele andere Meister Nutzen ziehen sollten. Bei Alamanni jedoch war der verso sciolto noch zu regelmäßig, fast eintönig; der immer auf die sechste Silbe fallende Accent muß die Aufmerksamkeit erschöpfen. Aber es wird dem Dichter der Coltivazione um seiner Liebe für Frankreich willen viel vergeben werden. Er schreibt: „In Euch, glorreicher König, soll das menschliche Geschlecht sein Vorbild sehen. Keine Stunde, keinen Augenblick des Tags laßt Ihr unbenützt verfließen, sei's daß Ihr die Waffen tragt, oder den Musen huldigt, immer ist Euer königlicher Geist zu allem bereit. Je nach Zeit und Ort bringt Ihr die verletzten Gesetze wieder in Ordnung, oder Ihr sprechet über berühmte Tote, oder urteilet in gelehrten, gewichtigen Gründen über die Handlungen der weisen Alten. So vergeht die Zeit weniger schwerfällig; so bleibt man lebendig, auch wenn der Tod kommt; so wird man Gott wohlgefällig und darf zum Himmel eingehen."

III.

Wenn Karl V. die Künste und Wissenschaften beschützte, so geschah das seinerseits weniger aus Neigung, als um der Ehre willen. Vor allem trieb er Politik; er las Machiavelli und Guicciardini; mit letzterem pflog er lange Unterhaltungen, aber seine Gunst galt eher einem Aretino, als einem Ariost. Daß er den Pinsel Tizian's aufhob mit der Bemerkung, ein Künstler dürfe wohl von einem Kaiser bedient werden, geschah, weil er recht wohl wußte, wie sehr einem Kaiser durch einen Künstler gedient wird. Seine Freigebigkeit kam hauptsächlich denen zu statten, welche er für seinen Ruhm förderlich glaubte, und wenn er auch über die Schmeichelei sich stark aussprach, so ist ungewiß, wo nach seiner Ansicht die Schmeichelei anfing; die Männer,

welche man lobt, haben das nie gewußt, besonders wenn sie ein Szepter tragen. Zu jener Zeit war Karl V. der Herr, der Papst sein Gefangener, beinahe ganz Italien gehörte politisch zu Spanien, während umgekehrt in Beziehung auf die Litteratur Spanien von Italien abhängig war. Der Kaiser zog die toskanischen Schriftsteller den kastilianischen vor und feierte mit einem Stück von Ariost die Hochzeit einer Infantin im Palast von Aranjuez (1548). Überhaupt gefiel es Karl wenig in dem Lande, dessen König er war, und nur weil die Luft von Madrid seinem leidenden Zustand entsprach, wurde diese von Sevilla eine Zeit lang verdunkelte Stadt die Hauptstadt des Landes. Der Ruhm des Kaisers war auch der Ruhm Spaniens. Der Dichter Hernando de Acuna konnte verkünden, daß die Welt fortan „zu ihrem großen Trost nur einen einzigen Monarchen, ein einziges Kaiserreich, ein einziges Schwert haben werde". Aber Karl V. verdarb durch seinen Krieg gegen die Comuneros und seine auswärtigen Eroberungen den spanischen Charakter. Er verminderte in dieser stolzen Nation das energische Gefühl der Unabhängigkeit, welches die Kriege gegen die Mauren so sehr ausgebildet hatten, und zerstörte alles, was, selbst unter Ximenes, von politischer Freiheit erhalten worden war. Er beschützte die Inquisition, welche die litterarische Thätigkeit eindämmen und unterdrücken sollte, und brachte das Schwulstige, Großsprecherische in den Ernst dieses Volkes, das zu jener Zeit weder mehr natürlich sprechen noch schreiben konnte. Unter seiner Regierung gab es jenseits der Pyrenäen fast keine Schriftsteller mehr; die wenigen, die noch da waren, ließen sich von Italien beeinflussen. Sannazar, von spanischer Herkunft, dichtete lateinisch und italienisch; Juan Boscan von Barcelona (gest. 1543) wurde ganz und gar Italiener, nachdem er das Katalonische zuerst mit dem Kastilianischen vertauscht hatte, und führte den Versbau Petrarca's und Ariost's in sein Vaterland ein; er dichtete Capitoli, Canzoni, eine Allegoria, worin er den „Hof der Eifersucht" dem „Hof der Liebe" gegenüberstellte; auch übersetzte er den „Cortegiano" Castiglioni's; die Sprache

mag dabei gewonnen haben, aber der Volksgeist ging zu Grunde. Ein anderer, Garcilaso de la Vega (1503—1536), welcher unter Karl V. bei der Belagerung von Tunis kämpfte und mit 33 Jahren bei Frejus durch einen Steinwurf getötet wurde, seufzte süße Eklogen, welche einen wunderbaren Erfolg hatten; aber es waren italienische Verse, welche in der spanischen Schwesterspracbe kaum eine Veränderung erfuhren.

Por ti el silencio de la vida umbrosa,
Por ti la esquividad y apartamiento
Del solitario monte me agradava:
Por ti la verde hierba, el fresco viento,

El blanco lirio, y colorada rosa
Y dulce primavera deseaba.
¡Ay quanto me engañaba!
¡Ay quan diferente era
Y quan de otra manera
Lo que en tu falso pecho se escondia! [1])

Garcilaso wurde gepriesen, sogar gerächt; Herrera erklärte ihn für den König des süßen Weinens (rey del blando llanto), und Karl V. ließ die 50 Bauern niedermetzeln, welche ihn zu Frejus gesteinigt hatten. Die Gegenpartei, die Copleros oder Anhänger der alten Couplets, mochten in dichterischer Beziehung vielleicht Recht haben. Ihr Haupt, Castillejo, welcher, mehr als hundert Jahre alt, in einem Kloster starb (1494—1596), war 30 Jahre lang der Sekretär Ferdinand's, des Bruders von Karl V. gewesen. Er war sehr schlecht auf die „Petrarkisten" zu sprechen, verglich ihre Reformen mit denen Luther's und verdammte sie zum Feuertode. Aber die elfsilbigen Verse, die gleich-

[1]) „Um Deinetwillen gefiel mir das Leben im Schatten und Stillschweigen, um Deinetwillen die Zurückgezogenheit auf dem einsamen Berg; um Deinetwillen liebte ich den frischen Wind und das grüne Gras. Um Deinetwillen suchte ich die reine Lilie und die farbige Rose und den süßen Frühling. Ach, wie ward ich betrogen! Was verbarg nicht alles Dein falsches Herz, das so verschieden war von dem, was ich dachte! . . ."

lautenden Reime, die Terzinen und Oktaven waren in Spanien eingedrungen und nicht mehr zu vertreiben. Ein sehr vornehmer Spanier, Don Diego Hutardo de Mendoza (1503—1575), Gesandter Karl's V., Gonfaloniere der Kirche und Gouverneur von Siena, hatte in Bologna, Padua und Rom studiert, war ein Freund der Aldi, und trug viel dazu bei, die italienische Bildung in die Sprache seines Landes zu übertragen. In seiner Jugend war er sehr spanisch gesinnt und hatte den pikaresken Roman erfunden; sein „Lazarille de Tormes" schuf eine neue litterarische Gattung, welche von Spanien nach Frankreich übersiedelte und dort den „Gil Blas" hervorrief. In seinem Alter schrieb er noch eine „Geschichte des Kriegs gegen die Mauren von Granada", im Stil von Sallust und oft von Tacitus, — auch darin ahmte er die Italiener nach. Torres Naharro, „der Boscan des Theaters", lebte in Rom, und die erste Ausgabe seiner „Propaladia" wurde 1517 zu Neapel gedruckt; es ist eine Sammlung von Lustspielen und dramatischen Vorschriften. Diese Lustspiele, die „Soldatesca", „Tinelaria", „Ymenea" 2c. wurden in Neapel und Rom gespielt; eines davon, die „Serafina", ist in 4 Spracheu geschrieben: spanisch, valenzianisch, italienisch und lateinisch; — es sind wertlose Stegreifgedichte, an denen wir heutzutage nur das Feuer der achtsilbigen Verse zu bewundern vermögen. Man hat Torres Naharro den Vater des spanischen Dramas nennen wollen, aber damit hat man ihm doch zu viel Ehre angethan. Das spanische Drama existierte vor ihm, und zwar in einem einzigen, bewundernswerten Werk, das keinen Vorgänger hatte und aus welchem das ganze nationale spanische Theater hervorging: „La Celestina".

Wir haben das Datum dieser Tragikomödie festzustellen. Sie wurde zwischen 1495 und 1514 geschrieben, entweder von einem einzigen Verfasser, Ferdinand de Rojas, oder von zweien: über diesen Punkt ist man nicht im Reinen. Rojas erklärt, der erste Akt sei nicht von ihm, aber man will es ihm nicht glauben. Das ist aber im Grunde gleichgültig: ob allein, oder einem anderen

folgend, hat der Verfasser allen andern die Thüre aufgethan; das ist die Hauptsache. Um ihn ein wenig zu verkleinern, haben einige Spanier und Italiener behauptet, das Stück sei gar kein Drama, sondern ein Roman in Gesprächsform, eine „dramatische Novelle" in einundzwanzig Akten. Die einundzwanzig Akte schaden nicht; die meisten sind sehr kurz, eigentlich nur Tableaus. Der nächste, beste Schriftsteller hätte in wenig Tagen das Werk in beliebige Dimensionen gebracht. Es ist ja allerdings wortreich, zuweilen übertrieben und überfließend, aber es ist ein eigentliches Drama voll Handlung und Bewegung. Die verschiedenen Arten der Poesie sind darin nicht mehr von einander streng getrennt: die Tragödie darf in das häusliche Leben heruntersteigen, die Komödie ist nicht mehr der zu ewiger Lustigkeit verurteilte Hofnarr; sie bekommt das Recht, nach Belieben zu lachen oder zu weinen. Das Wort „Tragikomödie" war noch auf keinem Theater ausgesprochen worden, und bezeichnet nicht, wie es im 17. Jahrhundert in Frankreich der Fall war, ein königliches Drama, wie der „Cid et Nicomede", das durch eine glückliche Lösung erheitert, sondern es ist ein bürgerliches Drama, welches traurig endet und worin sich Glück und Unglück ablösen.

Celestine ist eine Hexe, Base und „intime Freundin des Teufels", sie scheut sich nicht vor Verbrechen, kennt die Geißel und den Pranger, hat überall Zutritt, verkehrt mit hohen Herrn, deren Helfershelferin sie ist, mit jungen Mädchen, die sie verführt, drängt sich in die Kirchen, schleicht bis in die Klöster und auf die Kirchhöfe, wo sie mit bösen Geistern Unheil spinnt. Sie versteht sich auf Liebestränke, Salben und Wachsfiguren; es ist etwas so Fremdartiges, Phantastisches um sie, wie es nicht einmal das italienische und französische Schauspiel, das doch dem spanischen so verwandt ist, ertragen würde. Man muß über Celestine lachen, wenn sie ihre boshaften Streiche verübt, aber sie flößt Furcht ein. Parmeno, ihr Diener, erzählt, „die gute Alte habe am Ende der Stadt, bei den Gerbereien, ein einzelnstehendes, verfallenes Haus bewohnt, das keine Möbel, geschweige denn Luxus-

gegenstände enthielt. Sie betrieb ein halb Dutzend Berufsarten, sie handelte mit Leinwand, mit Parfümerien 2c.; das erste Handwerk diente den andern als Deckmantel; unter dem Vorwand, Hemden, Kragen 2c. zu bestellen, gingen viele Mägde bei ihr ein und aus. Nicht Eine kam mit leeren Händen: sie brachten Schinken, ein wenig Weizen, Mehl, Wein und dergleichen, das sie ihrer Herrschaft entwendeten. Eine Menge von gestohlenen Dingen aller Art wurde hieher geschleppt. Die Alte kannte eine ziemliche Anzahl Studenten, Landwirte und Klosternovizen. Mit Hilfe dieser ihrer Zöglinge verkehrte sie mit den bestüberwachten Mädchen.... Ich sah deren eine Menge eintreten, zur Zeit der Betstunden, unter dem Vorwand nächtlicher Prozessionen, Christmessen, Morgen- und Abendmessen und tausend anderer frommer Handlungen.... Denkt Euch, welch ein Verkehr das war! Sie machte sich eine Profession daraus, kleine Kinder zu versorgen; sie schaffte Flachs in das eine Haus und ließ ihn im andern spinnen, nur um die Möglichkeit zu haben, überall eintreten zu können. Man kannte sie überall; Mütterlein hier, Mütterlein dort, da ist sie die Alte, da die Matrone!..."

Dieses Bild füllt mehrere Seiten; die Aufzählung der Essenzen und der dazu verwendeten Materien würde allein deren zwei erfordern; es ist schon die Zungenfertigkeit Rabelais' und der Wortschwall Calderon's.

Um die Megäre her wimmelt es von Schurken, den Picaros. Rojas ist der erste, welcher diese Art von Menschenkindern vorführt. Mendoza ist mit seinem „Lazarillo von Tormes" erst später gekommen, und man weiß, daß er ein fleißiger Leser der Celestine gewesen ist. Da gibt es Säufer und Säuferinnen, Großsprecher und Schwelger, nebst einem Mörder von Profession, die zum Vergnügen oder Profit über einen schlechten Streich brüderlich zusammen beratschlagen, und wenn der Streich gelungen, einander die Beute streitig machen und einander abschlachten. Dann kommen die possenreißenden, feigen Diener, die „Gracioso", als Nachfolger der antiken Sklaven, welche nur in den Geschmack des spanischen

Publikums übersetzt sind: diese Rolle wird dem Theater verbleiben mit ihrer Weitschweifigkeit und Pedanterie, ihrem gelehrten Halbwissen, ihrem Geschick für Intriguen und der geschäftigen Klugheit, über welche die Kastilianer so oft lachten. In der „Celestine" sind die beiden Knechte Parmeno und Sempronio ganz bedeckt mit Helmen und Panzern, um während einer nächtlichen Szene Schildwache zu stehen, was sie aber nicht hindert, beim geringsten Lärm eiligst die Flucht zu ergreifen. „O weh!" ruft Sempronio, „das Sprichwort hat Recht: voller Eisen, voller Furcht! — wenn man keine Waffen trüge, wäre man nie in Angst". Der „Mascarille" von Molière ist ein Gracioso dieser Art; auch er will sich nicht in Eisen hüllen und sagt ohne jeden Funken von Heldenmut:

„Ich bin desto leichter zum Entfliehen."

Schließlich kommen die interessanteren Personen, der Verliebte und die Verliebte. Er, Calixt, ist ein wahrer Caballero mit Rittermantel und Schwert; er wird von unwiderstehlicher Leidenschaft vorwärts getrieben. „O allmächtiger, ewiger Gott!" so betet er, „Du, der Du einen Stern geschickt hast, um die Weisen nach Bethlehem und in die Heimat zurückzuführen! ich flehe Dich demütig an, leite meinen Sempronio so, daß er meine Sorge und Traurigkeit in Freude verwandeln und mich Unwürdigen an das von mir so heißersehnte Ziel führen kann." Dieses Ziel ist die junge Melibea, und um sie zu erlangen, wendet sich ihr Verehrer nicht nur an Gott, er schämt sich nicht, auch die Hilfe von Celestine zu erbitten. Die Megäre geht zu dem Mädchen, das von fast krankhafter Keuschheit ist, und gewinnt sie — durch das Mitleid, das sie zu erregen weiß. Diese Verführungsszene ist zu lang, um hier mitgeteilt zu werden, aber sie ist gerade durch ihre Länge oder vielmehr Langsamkeit ausgezeichnet: nie wurde ein stolzeres Herz künstlicher durch unbedeutenden, scheinbar ganz ungefährlichen Wortschwall in den Abgrund gezogen.

„Verfluchte Hexe, Du Seelenvergifterin!"

ruft Molière aus, welcher die ganze Szene in zwei Couplets von

Agnes zusammenfaßte. Die arme Melibea bleibt trotz ihres Falles interessant; sie hat Gewissensbisse und ein Gefühl ihrer Schande, die der Dramatiker sehr zart wiedergibt. Sie hört in ihrem Kämmerlein, wie Vater und Mutter von ihr sprechen. Der Vater sagt: „Nun, was meinst Du, Weib, sollen wir mit unserer Tochter sprechen? Sollen wir ihr alle nennen, die bei mir um sie werben, damit sie uns offen sage, wer ihr am besten gefällt? Unsere Gesetze erlauben ja den Männern und Frauen zu wählen, auch wenn sie noch unter der elterlichen Autorität stehen."

„Was sagst Du", antwortet die Mutter, „wozu verlierst Du die Zeit mit Worten? Wie muß eine solche Botschaft unsere Tochter Melibea erschrecken. . . . Glaubst Du, sie weiß wie die Männer sind? Ob sie sich verheiraten soll, und was Heiraten überhaupt heißt? Glaubst Du, sie habe auch nur einen sündlichen Gedanken? Das glaube nicht, Herr Pleberio. Wenn Du ihr befiehlst, einen Mann von niederem oder hohem Stande, von hübschem oder häßlichem Gesicht zu nehmen, dann nimmt sie ihn, er ist nach ihrem Geschmack, und sie hält ihn für den rechten. So habe ich meine Tochter erzogen."

Als Melibea ihre Eltern so sprechen hört, ruft sie ganz entsetzt ihre Dienerin und sagt: „Lucrezia, Lucrezia, geh' schnell durch die kleine Thüre ins Zimmer und unterbrich diese Unterhaltung, finde einen Vorwand, diese Lobreden zu unterbrechen, sonst kann ich nicht schweigen, so schrecklich weh ist mir zu Mut."

Das Drama endet tragisch: es gibt einen Kampf in dem Schlupfwinkel Celestines; man überfällt und erwürgt sie. Die alsbald ergriffenen Mörder werden gehängt; ein paar Eisenfresser greifen die Knechte Calixto's an, welcher zu ihrer Hilfe herbeieilt, eine Mauer erklettert, herunterfällt und stirbt. Melibea, die sterben will wie ihr Geliebter, stürzt sich von einem hohen Turm. Ferdinand von Rojas glaubte ein sehr moralisches Stück geschrieben zu haben. Er sagt in seinem Epilog:

„Wer das traurige Ende der beiden armen Liebenden gesehen, der soll sie nicht nachahmen, sondern nur den lieben, der

mit Dornen gekrönt und von Nägeln durchstochen, für uns sein Blut vergoß. . . .

Lies, o Leser, ohne Scheu und Furcht diese so heitern und so lustigen Geschichten; Deine Weisheit wird Dir zeigen, daß sie nur ein Schleier sind, unter dem sich nützliche, kostbare Lehren verbergen, und daß mit einer solchen Lockspeise unsere Natur manchen guten Rat annimmt."

Noch mehr — der Verfasser erteilte in seinem Buch zweitausend Lehren der Weisheit, und einer seiner französischen Übersetzer, Jakob von Lavardin, empfahl es den jungen Leuten als ein Mittel gegen die Liebe. Andere urteilten strenger über diese „Encyklopädie der Leichtfertigkeiten", und ein Spanier veränderte den Titel in Sceleſtina (vom lateinischen Scelus). Die Kirche, die man darüber befragte, hat sich erst in unsern Tagen bestimmt ausgesprochen; bis dahin war die Tragikomödie in Italien erlaubt und in Spanien verboten. Wie dem nun sei, ob sittlich oder unsittlich, — das spanische Drama war geschaffen.

Manche behaupteten, der Portugiese Gil Vicente sei älter als der Spanier de Rojas, sein erstes Stück entstand 1502 und er hinterließ eine Sammlung von Autos (Mysterien), von Lustspielen, Pantomimen und sogar Tragikomödien. Erasmus, der große Verächter der modernen Sprachen, soll das Portugiesische gelernt haben, um Gil Vicente im Original lesen zu können. Aber es scheint, dieser Schriftsteller hat den Jahrhunderten nicht Trotz bieten können; es ist heutzutage sehr schwer, sich seine Schriften zu verschaffen, deren einzige vollständige Ausgabe zwischen 1561 und 1562 erschien.[1])

[1]) Ein neuerer Schriftsteller rühmt an Gil Vicente den wunderbaren Reichtum der Erfindung, die Lebhaftigkeit und Wahrheit des Dialogs, die Weichheit und poetische Harmonie seiner Sprache, die Schönheit seiner Allegorien, die Grazie und Zartheit seiner Komik, welche alle seine Dramen und besonders seine Autos und Scherze auszeichnen. Doch bedauert Buchon, der ihm solches Lob spendet, die Unordnung des Plans und die Konfusion seiner Fabeln, in denen alle Jahrhunderte und Religionen wahrhaft naiv

Die „Celestine" dagegen hatte ungeheuern Erfolg; dreißig Ausgaben sind aus dem 16. Jahrhundert bekannt, dazu drei italienische und drei französische, ja als höchste Auszeichnung eine lateinische Übersetzung. Nie zuvor ist das Kastilianische mit soviel Leichtigkeit und Zierlichkeit gesprochen worden. Das spanische Drama war nun fertig, mit seiner Sprache, seinem Gang, seiner Verachtung der Regeln, seiner Leidenschaft, seiner Wildheit, seinen Extravaganzen und seinem Realismus; Lope de Vega, welcher ein halbes Jahrhundert später geboren wurde (1562), brauchte es nur noch zu kürzen und zusammen zu fassen.

---

vermischt sind. In dem Auto de la sibyla Cassandra finden sich einige hübsche lyrische Gedichte, besonders ein solches an die Jungfrau Maria, welches denjenigen Akt abschließt, in welchem Cassandra, die Sibyllen, Abraham und Salomon auftreten:

Muy graciosa es la donzella;
Como es bella y hermosa!

Digas, tu, el marinero
Que en las naves vivias,
Si la nave ó la vela ó la estrella
Es tan bella.

Digas, tu, el caballero
Que las armas vestias,
Si el caballo, ó las armas ó la guerra
Es tan bella.

Digas, tu, el pastorcico
Qne el ganado guardas,
Si el ganado ó las valles ó la sierra
Es tan bella.

(„Voll Huld ist die Jungfrau, wie schön und lieblich ist sie! Sag' mir, Du Schiffer, der auf den Fahrzeugen lebt, ob das Segel oder der Stern so schön ist. Sag' mir, Du Ritter, den einst die Rüstung bekleidete, ob das Pferd oder der Degen oder der Krieg so schön war. Sag' mir, Du Hirte, der Du die Schafe zur Weide führtest, ob das Schaf oder das Thal oder der Berg so schön ist ꝛc.")

IV.

Zu gleicher Zeit oder kurz darauf entstand in Italien die regelrechte Tragödie. Die Sophonisbe von Trissin, welche 1515 zuerst auf die Bühne kam, war ein litterarisches Ereignis. Es gab (außer dem Orfeo von Politian, einer schönen lyrischen Studie) in italienischer Sprache noch keine ernsthaften Stücke, höchstens die Mysterien, wo sich Gott Vater, Jesus, Magdalena und ihre Liebhaber zusammenfanden. Da sah man Satanas, wie er von Luzifer gepeitscht wird, weil ihm die Versuchung Christi nicht gelungen war; das Töchterlein des kananäischen Weibes, das zweideutige Reden führt, und die Seele des sterbenden Judas, die in großer Verlegenheit ist, weil sie sich nicht über die Lippen wagt, welche Jesum geküßt hatten. Solchen religiösen Possen muß man die „Sophonisbe" Trissin's gegenüberstellen, nicht einer shakespearischen Porzia, noch weniger einer französischen Phädra oder einer deutschen Iphigenie. Diese Gegenüberstellung genügt, um uns den großen Fortschritt zu zeigen, welchen der italienische Dichter in der kurzen Zeit gemacht hat. Bei ihm finden wir zum erstenmale in den modernen Sprachen eine gut angelegte, von lyrischem Hauch durchzogene Tragödie, erhabene, große Charaktere, pathetische Szenen, Reiz mit Würde gepaart. Nicht alles ist vollkommen, aber eigentümlicherweise sind es gerade die naiven, einfachen Stellen, der Mangel an Adel, den man heutzutage Trissin vorwirft; man lacht z. B. über die Geschichte des Boten, welcher Lälius die Heirat Massiniſſa's mit Sophonisbe verkündigt:

„Es erhob sich viel Gemurmel unter den Leuten wegen
„dieser plötzlichen Hochzeit, der eine lobte, der andere tadelte, so
„daß ein Hornbläser nur dadurch die Menge zur Ruhe brachte,
„daß er dreimal mit sehr lauter Stimme rief: Hört doch! höret!
„Als das Volk endlich zur Ruhe gekommen war, näherte sich ein
„Priester und sprach: Ach höchster Juppiter und Du hohe Himmels-
„königin, möget Ihr in Gnaden Euern Segen geben zu dieser
„schönen, ehrenvollen Hochzeit, und gewähret doch den Beiden, daß
„sie glücklich werden in ihrer glorreichen Stellung bis zum letzten

„Tage ihres Lebens und edle Nachkommen hinterlassen. Dann „wandte er sich zur Königin und sprach: Königin Sophonisbe, ist „es Euer Wille, Massiniſſa zum Gemahl zu nehmen? Und sie „antwortete errötend, es sei ihr Wille. Dann frug der Priester „Massiniſſa, ob er geneigt sei, Sophonisbe zur rechtmäßigen Ehe„frau zu nehmen, worauf Massiniſſa mit freudiger Miene ant„wortete, ja, er sei geneigt, es zu thun. Und sich der Dame „nähernd, steckte er ihr einen kostbaren Ring an den Finger."

Dipoi, rivolto alla regina, disse:
Sofonisba regina, evvi in piacere
Di prender Massinissa per marito,
Massinissa, ch' é qui re' de Massuli?
Ed ella, tutta vermiglia in faccia,
Disse con bassa voce esser contenta etc.

Man hat gesagt, ein Staatsbeamter könnte die Sache nicht anders erzählen. Das ist richtig; aber findet man in irgend einer Tragödie jener Zeit eine edlere Sprache? Auch soll ein Schriftsteller nur nach den besten Teilen seines Werks beurteilt werden. Hören wir also noch eine der schönsten Szenen Trissin's, den Tod der Heldin. Sophonisbe hat eben das Gift getrunken, das ihr Massiniſſa geschickt. Ehe sie die Augen schließt, will sie noch einmal das süße Vaterland und das schöne Licht der Sonne grüßen. Ihre Begleiterin Herminia möchte am liebsten mit ihr sterben, Sophonisbe aber befiehlt ihr zu leben und vertraut ihr ihr Kind an.

„Soph. Du sollst nun statt meiner seine Mutter sein.

Herm. Das will ich, weil er Eurer beraubt sein wird.

Soph. O mein Sohn! mein Sohn! Gerade wenn Du meiner bedarfst, muß ich von Dir gehen.

Herm. Ach, was soll ich thun in solchem Jammer?

Soph. Die Zeit lindert jeden Schmerz. . . .

Herm. O laßt mich mit Euch geh'n!

Soph. Es ist genug an meinem Tod.

Herm. O grausames Geschick, was raubst Du mir!

Soph. Ach Mutter! wie bist Du mir so ferne! Hätt' ich Dich vor meinem Tod nur auch einmal noch sehen und umarmen können!

Herm. Glücklich, glücklich ist sie, daß sie solch' ein schweres Unglück nicht sehen muß! Das Übel scheint uns viel kleiner, wenn wir es nur hören.

Soph. Du allein, Herminia, bist mir jetzt Vater, Bruder, Schwester und Mutter.

Herm. Ach wenn ich nur Eines von ihnen ersetzen könnte!

Soph. Komm' zu mir, Herminia, ich will mich an Dich lehnen, denn ich werde schwach und auf meine Augen senkt sich die dunkle Nacht.

Herm. Lehnt Euch an meine Brust.

Soph. Ach mein Kind, nun hast Du bald keine Mutter mehr, sie verläßt Dich, aber Gott bleibt bei Dir!

Herm. Was sagt Ihr? O verlaßt uns nicht, verlaßt uns nicht!

Soph. Ich kann's nicht ändern, meine Zeit ist zu Ende.

Der Chor. Hebt Eure Augen auf zu Eurem Sohn, der Euch umarmt. O seht ihn an.

Soph. Ach ich kann nicht mehr.

Der Chor. Gott nehme Euch in Frieden zu sich!

Soph. Ich gehe, lebet wohl!"

Da ist nicht eine falsche Note, nicht ein falsches Bild, keine Ausschmückung, keine Übertreibung; es ist das einfach Pathetische, die lebendig aufgefaßte Natur; das ist die höchste Kunst, und diese Tragödie stammt aus dem Jahre 1515! — Allerdings gibt es eine Menge Längen und Unebenheiten; die erste Szene ist nichts als ein langer Prolog, in welchem Sophonisbe ihrer Vertrauten eine Menge Dinge erzählt, welche diese Vertraute auswendig kennen muß. Aber die Kunst war damals noch in den ersten Anfängen, und dieser Zustand hielt lange an; man kennt Calderon's unendlich lange Auseinandersetzungen. Trissin scheint aber selbst den Fehler gefühlt zu haben; Sophonisbe entschuldigt sich naiv bei ihrem Auftreten über die lange Erzählung, die sie vorzutragen im Begriff ist. „Ach", sagt sie, „von was soll ich sprechen, als von dem, was meine Gedanken Tag und Nacht erfüllt? Und wie kann ich den tiefen Schmerz lindern, der Tag und Nacht mich bedrückt, wenn ich nicht meine Qualen eine nach der andern aufzähle."

Es ist wahr, Sophonisbe verteidigt ihre Ausführlichkeit schlecht, aber sie verteidigt sie doch. Das ist eine erste Sorge der Kunst; es ist auch der erste Fortschritt über die Alten. Der

Prolog wird durch einen Dialog ersetzt, und der Dichter benachrichtigt uns noch ausdrücklich davon, indem er sagt: Sophonisbe ist es, die den Prolog spricht. Noch mehr: Der Anfänger hat schon das Gefühl der theatralischen Wahrscheinlichkeiten und Forderungen. In der Geschichte von Titus Livius ist Sophonisbe, die Frau des numidischen Königs Syphax, mit der Stadt Cirta in die Macht eines andern numidischen Königs, des Massinissa, gefallen, welcher von den Römern unterstützt wird. Die Gefangene wirft sich zu den Füßen des Siegers: „Gewährt mir die Bitte", sagt sie, „und entscheidet selbst über das Los Eurer Gefangenen, nach der Eingebung Eures Herzens, und erspart mir die hochmütige Mißachtung eines römischen Herren. Wenn ich auch nichts wäre als Syphax' Frau, so wäre das genügend, mich wünschen zu lassen, lieber einem Numidier, einem Fürsten meines Stammes anheimgegeben zu sein, als einem Fremden, Unbekannten. Aber was muß nicht eine karthagenensische Frau, die Tochter Hasdrubals, von einem Römer fürchten? Steht Euch kein ander Mittel zu Gebot, mich der Abhängigkeit von Römern zu entziehen, als der Tod, so tötet mich! ich flehe Euch an und beschwöre Euch!"

Trissin gibt genau das Gespräch wieder, nur läßt er die von uns unterstrichene Stelle weg; diese Unterdrückung ist schon ganz modern. Dazu kommt, daß Titus Livius sich nicht scheut, der jungen Königin eine gewisse Koketterie beizulegen.

„Sophonisbe war von seltener Schönheit und strahlte noch im Glanze der Jugend. Sie küßte die Hand des Königs (Massinissa), und als sie ihn bat, ihr sein Wort zu geben, daß er sie nicht einem Römer ausliefere, klang ihre Sprache mehr schmeichelnd als bittend (propiusque blanditias oratio esset, quam preces). Auch das Herz des Fürsten ward von andern Gefühlen als denen des Mitleids bewegt: mit der den Numidern eigenen ungestümen Leidenschaft (ut est genus Numidarum in Venerem praeceps) wurde der Sieger von Liebe für seine Gefangene erfaßt, reichte ihr die Hand zum Pfande und trat in den Palast."

Diese Koketterie Sophonisbe's, diese plötzliche Liebe Massinissa's, die schnelle Heirat, alles das schien Trissin weder christlich sittlich, noch psychologisch wahrscheinlich, noch tragisch interessant. Auch machte er von dem Rechte des Dichters Gebrauch und änderte die Geschichte; er nahm an, daß Sophonisbe dem Massinissa versprochen gewesen sei, ehe sie Syphax gegeben wurde, und daß es der Bruch dieses Versprechens war, welcher den alten Bewerber gegen den neuen Gemahl unter Waffen gerufen. Es ist das eine geistreiche, sehr moderne Erfindung, welche die Einheit der Handlung und die Beziehungen der Personen zu einander zusammendrängte. So erfand Trissin die Tragödie der Renaissance und leitete sie auf den Weg, den sie nicht nur in Italien, sondern auch in Frankreich und überall zu betreten hatte.

Die Sophonisbe errang denn auch wirklich einen wunderbaren Erfolg; noch im 16. Jahrhundert erschienen drei französische Übersetzungen: die eine in Prosa von Mellin de Saint Gelais, die andern in Versen; 1584 die von Claude Mermet und 1596 die von Montchrestien. Im folgenden Jahrhundert wurde der Gegenstand 1628 von Mairet und 1663 von Corneille wieder aufgenommen. Zu gleicher Zeit brachten sie die Engländer auf ihr Theater: Marston 1606 und N. Lee 1676. War damit der Höhepunkt der Sophonisbe überschritten? Keineswegs! Die Tragiker des 18. Jahrhunderts, wie Thomson, Voltaire, Alfieri, gingen noch in den Fußstapfen Trissin's. Dieser Erfolg des Stückes bei solch' bedeutenden Männern, erlaubt uns, dem Dichter von Vicenza eine hervorragende Stellung anzuweisen. Er bahnte den andern den Weg und zeigte ihnen, in welcher Weise sie ihn zu gehen hatten. Racine und selbst Goethe sind in ihrer klassischen Periode ihm gefolgt. Ein deutscher Litteraturhistoriker legte in einem gelehrten Vortrag einst dar, warum die Iphigenie Goethe's viel christlicher, viel deutscher sei, als die des Euripides. Jawohl, um auf dem Theater einen tiefen Eindruck hervorzubringen, muß der Dichter aus seinen Personen Mitbürger und Zeitgenossen seines Publikums machen! Racine, Shakespeare, Calderon, und wie die

andern Meister alle hießen und welcher Schule sie angehören mochten, haben es immer so gehalten. Wer hat sie das zuerst gelehrt? Der treffliche Trissin, welcher, ohne Erzbischof oder auch nur Bischof zu sein (Voltaire und andere haben ihn ganz mit Unrecht dazu gemacht), sich verpflichtet glaubte, seine Sophonisbe zum reinsten Katholizismus zu bekehren.

Das ist aber nicht sein einziges Verdienst; er hat außerdem den tragischen Vers erfunden, welchen die Portugiesen, die Engländer und die Deutschen angenommen haben, indem sie ihn von den Italienern überkamen. Des verso sciolto, dieses nichtgereimten Versmaßes von zehn, oder, wenn die weibliche Endung dazu kommt, von elf Silben, bedienen sich nur die Franzosen nicht, weil sie, durch die Gewohnheit verleitet, den Wert des Tonfalls nicht achten. Trissin wußte sehr wohl, was er that, als er dieses Metrum aufs Theater brachte. Er schrieb in der Zueignung an Leo X.: „Ich bin überzeugt, daß es Eurer Heiligkeit nicht mißfallen wird, Ihr Ohr ein wenig an diesen Rythmus zu gewöhnen. Eure Heiligkeit wird ihn besser, edler und vielleicht weniger leicht auszuführen finden, als denjenigen, welcher durch reinen Zufall berühmt geworden ist. Und Sie wird ihn nicht nur für die Form der Erzählung und des Gespräches sehr nützlich finden, sondern sich auch überzeugen, daß er notwendig ist, um Mitleid zu erregen, weil die Sprache, welche dieses Gefühl hervorruft, aus dem Schmerz hervorgeht und der Schmerz die Worte ohne Überlegung hervorstößt; daher kommt es auch, daß der Reim, welcher Nachdenken verrät, mit Mitleid unvereinbar ist."

Nicht anders dachte Lessing, als er 1779 für seinen „Nathan den Weisen" das Versmaß Shakespeare's anwandte. Die Engländer aber hatten es von den Italienern und diese von dem heutzutage so viel verspotteten Trissin.

Wir haben bei diesem Werke uns länger aufgehalten, weil die Quelle nicht verkannt oder verachtet werden darf, wenn der Fluß größer geworden ist. Dagegen nehmen wir rasch Abschied von Ruccellai und allen Nachfolgern Trissin's; die Kunst hat

unter ihrer Feder nicht viel gewonnen. Auch die Portugiesen, welche gleich auf die Italiener folgten, ahmten diese nur nach. In der „Inez von Castro" Anton Ferreira's (1557) erinnert Stoff, Handlung, Bewegung, Pathos, die Rolle, welche die Chöre einnehmen, der Zuschnitt der Verse, kurz alles an Sophonisbe. Aber ein anderer Punkt ist noch zu bemerken: Italien war das erste Land der Welt, wo man nicht nur Theaterstücke schrieb, sondern wo man auch prachtvolle Theater baute. Im Jahre 1486 spielte man vor Herkules I., Herzog von Ferrara, die „Zwillinge" auf einer hölzernen Schaubühne im herzoglichen Palast. Der Fürst selbst hatte an der Übersetzung mitgearbeitet. Im 16. Jahrhundert erhoben sich nicht nur in großen Städten, wie Vicenza, Venedig 2c., sondern selbst in der kleinen Gemeinde Andria Theatergebäude. Das zu Ferrara war nach den Zeichnungen Ariost's gebaut, und oft trug Ariost selbst den Prolog vor, den später der eigene Sohn des Fürsten wiederholte. Zur Anfertigung der Dekorationen wurden die größten Maler berufen, z. B. einmal Peruzzi, um die Szenerie eines Stückes zu malen, das vor Leo X. gespielt werden sollte. Verschwenderisch wurden Gold und Edelgestein, Statuen und Blumen auf das Theater verwendet; zwei Reihen von Kronleuchtern ergossen ein Meer von Licht auf die Bühne. Die ersten Edelleute des Hofs waren Impresarii; manchmal traten sie als Schauspieler bei diesen Darstellungen auf; Schauspieler von Profession, welche man berief, wurden reichlichst belohnt. Die Truppe, welche die Florentiner nach Lyon schickten, um am 27. September 1548 zur Verherrlichung einer Gesellschaft beizutragen, welche Heinrich II. und Katharina von Medici gegeben wurde, erhielt 800 Thaler. Das Parterre war oft zugleich der Festsaal; die Annalen der Gastronomie feiern das Andenken eines Fleisch- und Fischessens, welches Herkules von Este am 24. Januar 1529 seinem Vater, dem Herzog, und andern Fürsten und Gesandten vorsetzte. Während die hohen Gäste tafelten, wurde auf der Hofbühne die Cassaria von Ariost gespielt.

Der Rolandsdichter war nicht der einzige, welcher Lustspiele

schrieb; man hat im Lauf des Jahrhunderts gegen tausend gezählt, von denen manche in andere Sprachen übersetzt wurden und sich so erhielten. Noch studieren die Gelehrten die Stücke von Lodovico Dolce, von Aretin, die Calandria von Bibbiena, den Aridosio von Lorenzo von Medici, die Sporta von Gelli — sie lieferte Molière Stoff —, die Straccioni von Hannibal Caro, eine geistreiche, verwickelte Intrigue, den Candelaio von Giordano Bruno, welcher treffliche Stellen hat und bewundernswerte Lebhaftigkeit im Dialog entwickelt. Das toskanische Lustspiel teilte sich in zwei Strömungen, in die sienesische und florentinische. Die erstere ist gelehrter, regelmäßiger, reiner, von Verfassern geschrieben, welche selbst Schauspieler und Akademiker waren und eine Kunst aus dem Lustspiel machten; die florentinische Strömung war lebhafter, natürlicher, selbstthätiger, fließender, aus ihr sprudelten reizende Werke hervor, wie die von Cecchi, einem Tuchhändler, dessen Sprache wahrhaft entzückt, wenn wir sie von einem Florentiner vorlesen hören. „Es ist", sagt ein neuerer Italiener, „Wasser, das über polirten Marmor rieselt, ohne daß der kleinste Kiesel es aufhält." Aber um den vollen Genuß davon zu haben, bedarf es der Zuhörer, welche an die Scherze von Rabelais gewöhnt sind. Da wir nicht auf Einzelheiten eingehen können, haben wir uns an die Hauptzüge zu halten und schnell darüber wegzugehen.

Diese Lustspiele sind vor allem Nachahmungen des Altertums: das ist die Grundregel der Renaissance. Dem konnte auch Ariost nicht entgehen, und Cecchi gesteht, er könne nichts schreiben, ohne „daß Plautus die Zeche bezahlt habe". Wenn Bibbiena eines Plagiats beschuldigt ward, zog er sich mit dem Scherz aus der Schlinge: „Geht zu Plautus und sucht nach, Ihr werdet finden, daß ihm nichts fehlt; also hab' ich ihm auch nichts gestohlen." Diese Schriftsteller nahmen von den Alten Personen und Stoff: das italienische Lustspiel ist eine Komödie der Intrigue, sie wurde später von den Spaniern nachgeahmt und vervollkommnet. Immer kommt darin ein Verliebter und eine Lieb-

haberin vor, welche trotz dem Widerstand eines edeln Vaters durch die Arglist eines elenden Dieners sich finden, sich heiraten oder mit freier Liebe sich begnügen; modern ist nur der Geist, die Färbung und die Einzelheiten. Hin und wieder finden sich Sittenschilderungen und Gestalten, die Plautus unbekannt waren: der Student, der Doktor, der Beamte, der Alchymist; außerdem eine ausgezeichnete Sprache, wie man sie seitdem nicht wieder gefunden hat. Die meisten der Stücke sind in Prosa geschrieben: wir verdanken auch diese Neuerung, die heutzutage den Sieg davonzutragen scheint, den Italienern. Trissin hatte die Tragödie „entreimt", um die Leidenschaft besser zeichnen zu können. Bibbiena unterdrückte sogar den Vers, „weil das Lustspiel mehr darstellt, was in der Familie gesagt und gethan wird". Das ist also ein Theater, das bereits zum Naturalismus hinneigt. Alles das ist wichtig für die Geschichte der Kunst.

Und dieses Theater blieb bis zum letzten Viertel des 16. Jahrhunderts das einzige, das wirklich existierte. Man ließ sich überall davon beeinflussen, ahmte es überall nach. Bibbiena war so bekannt, wie später Molière. Die besten französischen Stücke aus jener Zeit sind den Italienern entlehnt, ja von Italienern geschrieben. Giunti, einer der berümten florentinischen Buchhändler, hatte sich in Troyes niedergelassen, wohl im Gefolge der von Franz I. herangezogenen Künstler. Dieser Giunti hatte einen Sohn, der Kanoniker war und seinen Namen ins Französische übersetzte. Das Wort Giunti ist eine Form des Zeitworts giungere, was „erreichen", „ankommen" bedeutet. Der Kanonikus unterzeichnete sich also l'arrivé oder Larivey (der Angekommene), das war sein Theatername. Er besaß Bühnenverständnis, offene Heiterkeit und in dem Dialog eine Geschmeidigkeit, die bis dahin unbekannt gewesen war; und doch verbrachte er sein ganzes Leben nur mit Übersetzungen. Man hat von ihm neun Stücke, alle aus dem Italienischen; sein „Lakai" ist aus dem Ragazzo von Ludovico Dolce genommen; seine „Witwe" ist die Vedova Niccolo Buonaparte's, vielleicht eines Ahnen des Korsen, der über Frank-

reich herrschen sollte; in seiner Vorrede nennt ihn Larivey Nikolas Bonnepart. Die „Geister" des gleichen Übersetzers sind dem Aridosio von Lorenzo von Medici entlehnt, welcher seinerseits die „Mostellaria" und „Aulularia" von Plautus nachgeahmt hatte. Larivey wurde später durch Molière in dem „Geizigen" und durch Regnard in „der unerwarteten Rückkehr" ausgebeutet. Larivey übersetzte die Italiener nicht nur, sondern ahmte sie sogar in ihrer Art, andere zu kopieren, nach; er wechselte wie sie die Namen, die Orte und die Personen, korrigierte, strich aus, fügte hinzu, den Dialog behielt er ziemlich genau bei. Selbst seine Sprache ist toskanisch; wenn wir seine Wendungen, seine Sätze, seine Redensarten und seine Worte genau betrachten, finden wir darin ein reiches Repertoir von Ausdrücken, welche erst durch ihn über die Alpen gekommen sind. Dies war beste französische Komiker vor Molière, — der Italiener Pietro Giunti, der sich Pierre Larivey unterzeichnete.

Italien gab aber Frankreich nicht nur Lustspiele, sondern auch Schauspieler. Wir haben schon von der Truppe gehört, welche 1548 nach Lyon ging, um ein Fest zu verschönern, welches die florentinische Kolonie Katharina von Medici gab. Später, in der Zeit, welche zwischen der Regierung Heinrich's III. und dem Auftreten Mazarin's verfloß, kamen fünf große italienische „Gesellschaften" nach Frankreich und blieben daselbst: berühmte Schauspieler, von denen mehrere ganz hervorragende Talente waren, besonders eine Frau, Isabella Andreini, welche Heinrich IV. und Maria von Medici entzückte. Sie starb hochgeehrt 1604 zu Lyon; sämtliche Kaufleute gaben ihr bei ihrem Begräbnis das letzte Geleite und trugen die Banner der Stadt, die ihnen die Schöffen geschickt hatten. Man errichtete ihr ein prachtvolles Grabmal, das die Inschrift trug; „Religiosa, pia, musis amica, hic resurrectionem expectat." Es ward sogar ihr zu Ehren eine Denkmünze geschlagen. Dreiundsechzig Jahre später verweigerte man Molière eine Grabstätte.

Die Italiener gaben Frankreich, was sie besaßen: die Tra-

gödie, die Schäferdichtungen, die Oper (leider!) — und schließlich die Komödie, besonders die „Komödie der Kunst", welche sie erfunden oder aus den Possenspielen herausgebildet hatten, die gleichfalls den kampanischen Feldern entsprossen waren. Diese sehr volkstümlichen, sehr lokalen Possen waren nicht aus Griechenland nach Italien gekommen, und noch älter, als die Herrschaft der Römer. Sie wurden von den Osken gegeben; diese waren keine Sklaven, keine Gaukler, welche gezwungen werden konnten, auf Befehl des Volkes ihre Maske abzunehmen, um ihr wahres Angesicht dem Hohngelächter des Volks preiszugeben. Sie spielten als freie Männer in fröhlicher Eingebung und erfanden nicht nur Geberden und Ausdruck, sondern auch Handlungen und Worte; sie improvisierten ihre Rollen und behielten ihren eigenen Dialekt, welcher des Lateins der Hauptstadt und der Überbildeten des Landes spottete. Jeder der Schauspieler trug sein eigenes Kostüm, seine besondere Maske und hatte seinen Theaternamen, der nur ihm gehörte. Er schuf eine Gestalt, die in allen Stücken als die gleiche wieder auftrat, und konnte dadurch auch auf den Brettern er selbst bleiben. Solche Gestalten waren Bucco der Possenreißer, Pappus der Greis, Mandurus Knecht Ruprecht und der unsterbliche Maccus, der atellanische Hanswurst. Ohne daß man besondere wissenschaftliche Anstrengungen oder Wiederbelebungsversuche gemacht hätte, kamen diese atellanischen Possenspiele von selbst wieder zu Ehren, nachdem sie 15 Jahrhunderte lang verschwunden gewesen waren. Jede italienische Stadt hatte ihre besondere typische Maske, — man nannte das die „Komödie der Kunst". Auch in Paris hatte sich dieses burleske Schauspiel eingebürgert, und zwar dort vollständiger als in irgend einer italienischen Stadt, weil sich zur großen Freude der Mediceerin und Mazarins in dem Palast des Louvre alle die Masken, die über hunderte von italienischen Theatern zerstreut waren, zusammenfanden. Venedig, die Handelsstadt, war durch seinen Pantalon vertreten, den alten, reichen, filzigen Handelsmann; das gelehrte Bologna durch seinen pedantischen, schwatzhaften Doktor; Bergamo

durch seinen Hanswurst; Neapel durch seinen Policinello; Ferrara durch seinen Brighella (verschmitzten Bedienten); Mailand durch seinen seit dem 15. Jahrhundert bestehenden Meneghino. Zwanzig andere aus allen Teilen der Halbinsel fanden sich hier zusammen. Man muß ja zugeben, daß diese ganze dramatische Vielgeschäftigkeit nur ein einziges wirkliches Meisterwerk, „die Mandragore", hervorgebracht hat, und dies ist ein sehr leichtfertiges Lustspiel. Aber Leichtfertigkeit war der Fehler des Zeitalters. Als man dem guten Kanonikus Larivey seine leichtfertige Sprache vorwarf, antwortete er: „man könne die Sitten und Neigungen seiner Zeitgenossen nicht anders ausdrücken". Damals lachte man über Ausdrücke, deren sich heute die Naturalisten schämen würden. Man darf nicht vergessen, daß die „Calandria", das schmutzigste dieser Stücke, von einem Prälaten verfaßt worden, welcher nach dem Kardinalshut strebte, und seine Arbeit „entzückte Papst Leo X. und das heilige Kollegium aufs höchste". Der Jesuit Betinelli, welcher diese Thatsache mitteilt, fügt hinzu, diese heiligen Männer hätten sich keine Skrupel darüber gemacht, solche Scherze anzuhören, „weil sie durch das Beispiel der Römer und Griechen fast geweiht seien".

Darum ließ sich Leo X. die Mandragore aufführen. Machiavelli hatte da einen Gegenstand gewählt, welcher dem Geschmack seiner Zeitgenossen entsprach; er entnahm ihn aber weder Plautus noch Terenz, sondern nahm frischweg eine florentinische Anekdote, welche zu seiner Zeit, vielleicht unter seinen Augen sich begeben hatte. Das war ein zweiter Fortschritt gegenüber den andern Komikern, — als die Anekdote einmal gefunden war, bedurfte er nicht mehr der Künsteleien und Kunstgriffe, der Theaterkniffe — um das rechte Wort zu gebrauchen —, mit denen bisher das gute Publikum betrogen ward. Wo denn suchte er, der erste, er der einzige unter allen Schriftstellern, die um ihn her ihr Spiel trieben, das Interesse? Da, wo die großen Meister Shakespeare und Molière es gesucht hätten: in der menschlichen Wahrheit. Die Anekdote war gefunden; welchem Menschen konnte die Sache begegnet sein?

That is the question: das ist die große, die einzige Frage für einen Genius ersten Rangs. Und so schuf denn Machiavelli zwei Gestalten — den Biedermann Nicias und Bruder Timotheus, welche die lebendigsten, ausgeprägtesten, tiefstempfundenen Typen sind, welche jemals auf dem italienischen Theater erschienen sind.

Dieser Biedermann Nicias ist nicht einfach ein Dummkopf von einem Ehemann (diese banale Gestalt tritt nur zu oft in den Stücken jener Zeit auf); er ist auch ein Doktor, ein angesehener, fähiger Mann, der in seiner Jugend viel gesehen hat; nie war ein Markt zu Prato, den er nicht besucht hätte. Er kennt alle Schlösser der Umgegend, er ist bis Pisa und Livorno gekommen.

„Und habt Ihr das Meer gesehen? fragt Ligurio.

Ja, ich hab's gesehen!

Um wie viel ist es größer als der Arno?

Ja, komm mir mit dem Arno! Es ist wenigstens viermal, was sage ich viermal? sechs-, siebenmal größer; wie soll ich doch sagen? Man sieht nichts als überall Wasser! Wasser, nichts als Wasser!"

Einen Augenblick nachher läßt dieser gelehrte Mann sich aus der Fassung bringen durch vier lateinische Worte, welche ihm ein vorgeblicher Arzt an den Kopf wirft.

„Dein Herr ist ein großer, einflußreicher Mann? fragt er den Diener des falschen Doktors.

Mehr als sich sagen läßt.

Ich denke, der König von Frankreich hält viel auf ihn?

Gewiß.

Und darum möchte er so gern in Frankreich bleiben?

Allerdings.

Daran thut er wohl. Bei uns gibt es nichts als arme Schlucker; die Tugend wird nicht geachtet. Wenn er hier bliebe, würde man ihn kaum ansehen. Ich kann davon sagen, ich, der ich Blut und Wasser geschwitzt habe, um hic, haec, hoc zu lernen; und mit allem dem könnte ich, wenn ich von meiner Wissenschaft leben wollte, das gratias vor dem benedicite sprechen.

Verdient Ihr jährlich 100 Dukaten?

Jawohl! nicht hundert Franken, nicht hundert Soldi. O, in diesem Land könnt Ihr ohne eigenes Vermögen nicht leben, es fragt kein Mensch nach Euch! Das ganze Leben eines Doktors besteht darin, seinen Brüdern

zu helfen oder sich an einem öffentlichen Platz von der Sonne wärmen zu lassen. Gottlob, ich bedarf niemandes. Ich wollte, daß der Ärmste der Stadt es so gut hätte als ich. Doch möchte ich das nicht laut sagen, man könnte von mir Geld erpressen wollen, was mir mehr Schweiß kosten würde, als mir lieb wäre."

So wird die Physiognomie von Szene zu Szene ausdrucksvoller; statt des Einfaltspinsels, welcher sich durch die Lustspiele schleppte, haben wir eine wirkliche Person vor Augen. Macaulay ist über diese Persönlichkeit entzückt. „Nicias", sagt er, „ist der Triumph des Stückes. Wir können uns nichts erinnern, das ihm gleicht. Die Dummheiten, welche Molière lächerlich macht, sind gesuchte, nicht wirkliche Albernheiten. Shakespeare hat wahrlich eine große Auswahl von Dummköpfen, aber man findet auch bei ihm nicht die Art, von welcher wir reden. . . . Cloten ist ein arroganter, Osrik ein stutzerhafter (a foppish fool), Ajax ein wilder Dummkopf, aber Nicias ist, wie Thersites von Patroklus sagt, ein praktischer Dummkopf."

Bruder Timotheus scheint uns noch besser gelungen; er ist nicht der lügenhafte, verdorbene Mönch, welcher überall herumgezogen wird, selbst bei Erasmus, sondern was viel besser, er ist kein ganzer Betrüger, kein ganzer Bruder Liederlich. Wenn Timotheus Geld nimmt, so nimmt er es nicht für sich, sondern für seine Kirche und für seine Armen; wenn er an einer schlechten Handlung sich beteiligt, hat er sie wenigstens nicht angefangen; er gehört nicht zu den abgefeimten Mönchen, die bei Fabel- und Novellendichtern stets herhalten müssen. Er ist der Gewissensbisse oder wenigstens des Bedauerns fähig:

„Man sagt wohl, schlechte Gesellschaft führe den Menschen zum Galgen, und daß man ebenso oft durch zu gut, als durch zu böse sein verloren geht. Gott ist mein Zeuge, daß ich niemandem schaden wollte. Ich war in meiner Zelle, hielt mein Amt, unterhielt mich mit meinen andächtigen Zuhörerinnen. Nun hat dieser Teufel von Ligurio kommen müssen, der mich verleitet hat, den Fuß in den Sumpf zu stecken, dann das Bein, dann den ganzen Leib, ohne daß ich nun weiß, wie ich herauskommen

soll. Was mich allein tröstet, ist, daß, wenn etwas für viele Leute wichtig ist, auch viele Leute dafür sorgen müssen.“

In einem andern Monolog vollendet Bruder Timotheus sein eigen Bild:

„Ich habe heute Nacht kein Auge zugethan. Um die Zeit totzuschlagen, habe ich alles Mögliche angefangen. Ich habe meine Morgengebete gesprochen. Ich habe ein Leben der Heiligen gelesen. Ich war im Chor. Ich habe eine Lampe wieder angezündet, die ausgelöscht war. Ich habe einer wunderthätigen heiligen Jungfrau ein neues Kleid angezogen. Wie oft habe ich den Vätern gesagt, sie sollten sie reinlich halten! Sie kümmern sich nicht darum, und dann wundert man sich, wenn die Andacht erkaltet! Ich habe einmal fünfhundert Kerzen um sie her brennen sehen, und heutzutage findet Ihr kaum fünfzehn. So ist's, wenn man nicht auf guten Ruf hält. Alle Abende, nach gethanem Tagewerk, waren wir gewöhnt, einen Bittgang zu ihr zu thun, und alle Samstage sangen wir vor ihr die Litaneien. Jeder eilte, ihr seine Wünsche und Gaben darzubringen, denn sie hatte ein frisches, wohlgepflegtes Angesicht, und bei der Beichte ermahnten wir Männer und Frauen, der hl. Jungfrau Gelübde zu thun. Jetzt geschieht nichts mehr von alledem. Auch für den Thron und die Beleuchtung läßt man den lieben Gott sorgen. O was sind unsere Klosterleute für ein armseliges Geschlecht!“

Der Mann, der diese Angst und Reue aufrichtig empfindet, denn er redet ja mit sich allein, hat eben zu einer sehr schlechten Handlung die Hand geboten, aber das kümmert ihn wenig. Sein großes Anliegen ist das Wohl der Kirche. Viele Bilder, viele Kerzen, viele Gelübde, das ist sein Ideal. Darin besteht auch sein Gewissen. Er ist kein Mann aus einem Guß, er ist eine weiche Natur, die zu allem fähig ist, sogar — warum nicht? das Gute zu thun. Machiavelli verstand es, in ihm eine lebendige, menschliche Gestalt zu zeichnen. Er schämte sich nicht, sie zu zeigen, — er konstatierte einfach das Phänomen: er befolgte in seiner Psychologie die auf Erfahrung gegründete Methode, welche

er in der Politik, der Geschichte und Religion so weise angewandt hat. Das Publikum mag sich über diese Gestalt entrüsten, sie ist da und belustigt die Frivolität der einen, empört die Sittenstrenge der andern und bringt auf ernste Gemüter einen tiefen Eindruck hervor.

Auch die andern Persönlichkeiten alle sind mit solcher Lebhaftigkeit und Feinheit gezeichnet, daß nicht eine ein verwischtes Bild zeigt. Noch eine weitere Verwandtschaft mit den Meistern: erinnern wir uns der Amme in „Romeo und Julia", oder des Laurent und Mr. Loyals im „Tartuffe". Da ist z. B. eine Frömmlerin, welche nichts thut, als daß sie mit Bruder Timotheus über die Bühne geht; sie sagt nur drei Worte, und man kennt sie, ja erkennt sie gleich wieder, als hätte man nur sie gesehen. Der Mönch bietet ihr an, ihre Beichte zu hören.

„Nein, heute nicht, antwortet sie. Man erwartet mich, und es ist mir genug, mein Gewissen ein wenig erleichtert zu haben, indem ich stehend mit Euch sprach. Habt Ihr schon die Messe zu unserer lieben Frauen gelesen?

Ja, liebe Schwester.

Kommt, da ist ein Gulden; ich bitte Euch, zwei Monate lang alle Montage für meinen verstorbenen Mann eine Totenmesse zu lesen. Er war ein recht häßlicher Mann, das Fleisch ist schwach; aber ich kann nicht anders, es ist mir doch leid um ihn, so oft ich an ihn denke. Glaubt Ihr, er sei im Fegefeuer?

Ohne allen Zweifel.

Ich weiß nichts davon. Ach Gott!

Seid ruhig. Gottes Barmherzigkeit ist groß; wenn es dem Menschen nur nicht am guten Willen fehlt, so hat er Zeit genug, in sich zu gehen.

Glaubt Ihr, der Türke kommt dies Jahr nach Italien?

Ja, wenn Ihr keine Gebete sprechet.

Der liebe Gott bewahre uns davor! Vor diesen Teufeln hab' ich eine gräßliche Angst, ich könnte gespießt werden. Aber da drunten in der Kirche seh' ich eine Frau, die Hanf von mir hat, ich muß zu ihr. Ich wünsch' Euch guten Tag.

Lebt wohl."

Die Frömmlerin geht in die Kirche und der Mönch stellt die Betrachtung an: „Die mitleidigsten Menschen der Welt sind

doch die Frauen, aber auch die langweiligsten. Verjagst Du sie, so entgehst Du der Langeweile und dem Nutzen; hörst Du sie, so hast Du den Nutzen und die Langeweile. Aber es gibt eben keinen Honig ohne Mücken."

Das ist eine Szene, welche Shakespeare unterzeichnet hätte. Wie schade, daß diese so wahren, so lebendigen Gestalten sich in so leichtfertigen, schlechten Intriguen bewegen, und daß es solcher Zoten bedurfte, um das Zeitalter Leo's X. zu belustigen. Machiavelli hat in diesen kleinen Dingen sein ganzes Genie gezeigt. Hier wie überall hat er sich als Neuerer und Schöpfer erwiesen. Er hat das moderne Lustspiel erfunden, — nicht das des Altertums erneuert, nicht das lateinische Theater mit den ewig gleichen drei bis vier Personen wieder aufgenommen, sondern die Familie dargestellt, so wie sie Boccaccio vorgeschwebt war, so wie sie noch im 16. Jahrhundert bestand, in ihren drei hauptsächlichen Gliedern, dem Mann, der Frau und dem Beichtvater. Unglücklicherweise ahnte er vielleicht die Tragweite seines Werkes nicht; es mag sein, daß man ihm zuredete, er solle es machen wie die andern, und die Alten nachahmen. Er bot auch nach diesem Meisterwerk nichts mehr als eine Clizia und eine Andria, das heißt eine Kopie von Plautus und eine Übersetzung von Terenz. Er verließ den Weg, den er sich gebahnt, um mit den andern wieder die breite Heerstraße zu wandern. Das italienische Theater bot in diesem Jahrhundert nur Ein Meisterwerk; doch erfüllte es seine Aufgabe und eröffnete den Feldzug, in welchem anderthalb Jahrhunderte nach Trissin und Machiavelli Racine und Molière so ehrenvolle Triumphe errangen.

V.

In diesem halben Jahrhundert findet sich etwas von allem, und darum auch die grellsten, sonderbarsten Gegensätze: Leo X., dieser friedfertige Epikuräer, zwischen dem kampflustigen Julius II. und dem finstern Hadrian VI. Künstler wie Benvenuto Cellini neben Rittergestalten wie Balthasar Castiglioni. Hier gefällige

Leute wie Guicciardini und Bembo, oder gar käufliche wie Jovius und Aretin, dort Patrioten wie Alamanni, welcher über das verlorene Vaterland weinte, und es ermahnte, sich wieder zu erheben,[1]) und Bischof Guidiccione (1480—1541), welcher den kaiserlichen Adler so energisch brandmarkte, „der seine blutige Kralle in uns eingräbt, um eine kurze, schmachvolle Eroberung zu machen, und blind, wie er ist, den wahren Weg zur Ehre nicht findet". Die arme Laura Terracina, welche an den Italienern verzweifelnd, in ihren klagenden Sonetten von Gott allein die Rettung ihres Vaterlands erhofft, der alte Nardi (1476—1557), „der gute, der ehrwürdige Nardi", welcher treu zur Partei der Freiheit hielt und in seiner „Geschichte von Florenz" mit edler Parteilichkeit zu ihr stand; der Redner Bartolomeo Cavalcanti (1503—1562), welcher sich das Exil zuzog, weil er tapfer und kräftig die floren-

[1]) E tu, Fiorenza bella ond' hoggi suona
Si lunge il grido, ma non forse quale
Brama chi teco ogni hor piange et ragiona. . . .

Tu stessa accendi, e non t'accorgi, il foco
Che strugge in te non pur la libertade,
Ma 'l corpo, e i figli et l'alma a poco a poco. . . .

Svegliati, o pigra; che la tua salute
In altro sta che 'n tesser drappo o lana,
Ond' il nome e le forze hor hai perdute. . . .

Volgi le antiche, e le moderne carte,
E'ntenderai che, senza il ferro, l'oro
Serva è ricchezza che 'n un giorno parte.

(„Und Du schönes Florenz, dessen Ruhm heutzutage bis in die Ferne reicht, aber nicht in der Weise, wie der es wünschte, welcher stets mit Dir spricht und redet, — Du schürst selbst, ohne es zu ahnen, das Feuer, das nicht nur Deine Freiheit, sondern auch nach und nach den Körper, die Söhne und die Seele vernichtet. — Wache auf, Du Träge, denn Dein Heil hängt von anderem ab als von Wolleweben (der häßlichen Arbeit), durch die Du um Deine Kraft und Deinen Ruhm gekommen bist. Lies die alte Geschichte und die neue, und Du wirst begreifen, daß ohne das Eisen das Gold nichts ist als sklavischer Reichtum, welcher in einem Tag verschwindet.")

tinische Miliz in der Kirche zum heiligen Geist angegriffen hatte. Machiavelli selbst, welcher trotz seiner politischen Gefälligkeit gegen die Medici alles Fremde so gründlich haßte und Florenz und Italien so leidenschaftlich liebte. Der energischen Charaktere gab es viele; noch war jener Pietro Capponi in frischem Andenken, welcher mit Karl VIII. so stolz gesprochen hatte. „Liefert mir Florenz aus", hatte der König gesagt, „oder ich lasse meine Hörner blasen". „Laßt nur die Hörner blasen", antwortete Capponi, „dann läuten wir die Glocken".

Es gab auch gewaltthätige und tolle Leute, wie Lorenzo von Medici, welcher, nachdem er den antiken Statuen die Köpfe abgeschlagen, mit eigener Hand seinen Vetter Alexander tötete und es dann wagte, den politischen Mord in einer berühmten „Verteidigungsrede" zu rechtfertigen. Villemain nennt diese „einen kalten, schwulstigen Vortrag", Giordani „das einzige Zeugnis wahrer, italienischer Beredsamkeit". Der Grund dieses verschiedenen Urteils ist, daß Villemain in einem freien Lande lebte, Giordani dagegen im Jahre 1848 unter kleinen Despoten sein Leben beschloß. Um das Jahr 1830 wurde die Apologia Lorenzo's von einem Bonaparte mit Bewunderung neu übersetzt; jetzt, nach den Attentaten der Nihilisten, würde sie nur mit Widerwillen gelesen werden.

Darum nochmals: es waren in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts alle Richtungen vertreten. An gewissen Höfen herrschten schamlose Sitten, — an andern blühten alle häuslichen Tugenden. Denken wir nur an Elisabeth von Gonzaga und Guidobald, den Herzog von Urbino, Isabella von Este und den Markgraf von Gonzaga, Vittoria Colonna und den Graf von Pescara, Porcia von Rossi und den Dichter Bernard, Tasso's Vater, Veronika Gambara und Gilberto von Correggio, — es wäre leicht, eine Menge solcher Namen anzuführen. Neben den schlüpfrigen Dichtern und Erzählern, neben Molza und Berni, welche nicht besser waren als Aretin, ja sogar bei Molza selbst, denn er sang in allen Tonarten, finden wir platonische, engelhaft

Liebende. Ein junges Mädchen, Gaspara Stampa, überraſcht uns durch ihre Aufrichtigkeit, durch den Schwung der Begeiſterung und der Leidenſchaft. Eine andere, welche Carducci eben erſt wieder aufgefunden hat, Barbara Torelli, beſingt ihren Gatten, der ihr nach 13tägiger Ehe entriſſen wurde: ſie möchte ſich ins Grab werfen und mit ihrer Wärme den erkalteten Körper wärmen, den Staub mit ihren Thränen wieder geſtalten, den lieben Toten ins Leben zurückführen, um dann kühn und triumphierend dem Mörder ins Angeſicht zu rufen: „Sieh', was die Liebe vermag."

Andere beſangen die eheliche Liebe ruhiger, gemäßigter, ſo Veronika Gambara und Vittoria Colonna, welche ihren heißgeliebten Gatten im 35. Lebensjahr verlor. Der Schmerz machte ſie zur Dichterin: ſie hoffte von ihren Thränen, nicht von ihren Dichtungen, von ihren tiefen Seufzern, nicht von ihrer hellen Stimme, den Ruhm, nicht ſchön geſungen, aber tief gelitten zu haben.

Amaro lagrimar, non dolce canto
Foschi sospiri, e non voce serena
Di stil nò, ma di duol mi danno il vanto.

Unter dieſen Patrioten und neben Vittoria Colonna finden wir Michelangelo wieder. Nach dem Tode Leo's und Hadrian's, den beiden Päpſten, die ihn vernachläſſigt hatten, erſcheint er wieder in Florenz auf den von ihm errichteten Wällen, um ſie gegen die deutſchen Söldner Klemens' VII. zu verteidigen. Den Glockenturm von San Miniato, der von der feindlichen Armee ſehr zu leiden hatte, bedeckte er in einer Nacht ganz mit Matrazen. Während der Belagerung verbrachte er ſechs Monate in der Feſtung; von Zeit zu Zeit ging er in die Stadt hinunter und ſetzte ſeine Arbeit für das Grab der Mediceer fort. Als Republikaner und Bürger von Florenz kämpfte er mit Lebensgefahr mutig gegen die Mediceer, aber er vergaß nie, daß ein Medici, Lorenzo der Prächtige, ſein erſter Beſchützer geweſen war, und ſo arbeitete er heimlich, gleichfalls mit Lebensgefahr, für den Ruhm dieſes Hauſes. Das ausgehungerte, verratene Florenz ergab ſich und die Deutſchen

zogen ein; trotz des beschworenen Waffenstillstands wurden die ersten Bürger der Stadt getötet, geplündert oder verbannt. Hätte Michelangelo sich nicht verborgen, so wäre er eines der Opfer gewesen. Als der Zorn des heiligen Vaters verraucht war, versprach er alles zu vergessen, wenn Michelangelo an dem Grabmal von Lorenzo fortarbeite. Dieser gehorchte und machte den Penfieroso, den „Tag" und die „Nacht", das „Morgenrot" und die „Dämmerung", — Meisterwerke, welche niemand vergißt, der sie einmal gesehen. Wer nicht zu bewundern vermag, kritisiert die „Nacht", eine große, liegende Frauengestalt, welche, den Ellenbogen auf das Knie gestützt, schläft, in einer gezwungenen Haltung, die sie eigentlich am Schlafen hindern müßte. Aber es ist eine sprechende Stellung, und was sie spricht, das übersetzt Michelangelo in vier Verse, die schönsten, die er gedichtet:

Grato m' è il sonno e più l'esser di sasso
Mentre che il danno e la vergogna dura;
Non veder, non sentir m' è gran ventura:
Però non mi destar — deh! parla basso.[1])

Sie kann in der That nicht schlafen, sie leidet, und in diesem krampfhaften Schlaf, in dem das niedergeworfene Vaterland sich seines Elends erinnert, können die Träume nur Schreckbilder sein.

Michelangelo war also ein Dichter und folglich ein Liebender. Liebe und Dichtung aber gingen erst an seinem Abendhimmel auf. Von Kindheit an war er an strenge Sitten gewöhnt, in der Jugend wollte er sich nicht verheiraten, er pflegte zu sagen: „die Kunst ist eifersüchtig und will den ganzen Menschen"; und: „ich habe eine Frau, die mich immer verfolgt hat, das ist meine Kunst, und meine Arbeiten sind meine Kinder." Das dauerte bis zu seinem einundfünfzigsten Jahre, da erst erblickte er Vittoria Colonna, und Dante und Petrarca, in denen er viel gelesen hatte,

[1]) „Wohl daß ich schlafe, daß ich Stein bin. Preise
Sich glücklich, wer nicht sieht und nicht empfindet,
Was uns an Schmach und Jammer jetzt umwindet;
D'rum ja nicht wecke mich, sprich leise, leise."

kamen ihm in den Sinn. Er schrieb für seine Beatrice eine Menge Sonetten, Madrigalen, Canzonen voll des Pathos, das jene Zeit der Nachahmung beherrschte. Es war die geistige Aufregung, vermischt mit mystischen Vorstellungen. Man schiffte sich nach Kythära (der Venusinsel) ein, aber man landete auf Patmos. Hin und wieder klingt ein zärtlicher, natürlicher Ton durch die Verse. Der Künstler fragt sich einmal:

Wie mag geschehn, was doch Erfahrung lehret,
O Herrin, daß ein Bild, dem Stein entrungen,
Noch dauert, von des Bildners Geist durchdrungen,
Wenn kein Gedächtnis mehr ihn selber ehret?

Hinstarb die Hand, doch was sie schuf, das währet,
Natur sie selbst, ward von der Kunst bezwungen.
Auch meinen Namen ahn' ich schon verklungen,
Ich, dem die Kunst doch manche Huld gewähret.

Vielleicht, daß ich Erinnerung uns beiden,
Sei es in Steine, sei's in Farben wahre,
Dein Antlitz malend und mein Liebesleiden.

Auf daß die Menschheit möge Jahr auf Jahre
Wie schön Du warst, wie ich Dich liebte, lesen —
Und wie Dich lieben, ach! kein Wahn gewesen.

Vittoria Colonna war außerordentlich dazu angethan, einem schon reiferen Mann solche Neigung einzuflößen. Sie war gelehrt und allerdings ein wenig kalt und zurückhaltend; nicht daß es ihr an Herz gefehlt hätte, aber sie hatte ihre Gefühle in der edelsten, reinsten Liebe, in der ehelichen Liebe erschöpft. Als sie Michelangelo begegnete, bewunderte sie ihn aufrichtig und besuchte ihn sogar, aber sie richtete keine Verse an ihn, wie sie deren doch an Molza und Bembo gerichtet hatte. Michelangelo dagegen liebte diese hohe Frau, wie nur er lieben konnte, das heißt so, daß alle seine Fähigkeiten, alle Kräfte seines Herzens, alles was in seiner Seele und seinem Leben sich nicht alsbald in Malerei und Bildhauerkunst umsetzte, alles, wenn auch spät, sich zu leidenschaftlicher Liebe gestaltete. Als Vittoria starb, machte ihn der

Schmerz beinahe wahnsinnig. Er ging auf die Tote zu und küßte ihr die Hand; daß er nicht wagte, sie auf die Stirne zu küssen, bereute er sein Leben lang.

Wie gerne möchte man bei solch einem Manne verweilen und beim Verlassen der Höfe Karl's V. und Leo's X. einen langen Blick thun in sein einfaches Leben, ihn den Päpsten gegenüberstellen, die ihn zu ihrer Rechten sitzen ließen, den Fürsten, welche vor ihm das Haupt entblößten, ihn sehen am Bett des armen Urbino, seines kranken Dieners, bei welchem er mehrere Nächte wachte, ohne sich auszukleiden, und doch war er 82 Jahre alt! Aber es ist Zeit zu schließen und ihm unter den Meistern der Renaissance seinen Platz anzuweisen.

VI.

Welcher Renaissance? Es gibt deren wenigstens zwei. Die erste datiert vom Jahre 1300, und ihr größter Dichter war Dante. Die andere hat sich zwei Jahrhunderte später entfaltet und uns Ariost und Raphael gegeben. Die eine wie die andere bedeuten eine Rückkehr zum Altertum, eine Verbindnng zwischen Altertum und Christentum. In der ersten ist es das Christentum, das vorherrscht und von den Alten nur Form und Grazie entlehnt, während in der zweiten Form und Grazie so sehr an Wichtigkeit gewonnen haben, daß sie die Hauptsache geworden sind und die christliche Idee, das christliche Gefühl beinahe verwischt haben. Die erste Renaissance streift noch an das Mittelalter, in der zweiten ist es, als ob die Zeit des Katholizismus, seines Glaubens, seiner Kunst vorüber wäre. Das Heidentum ist zurückgekehrt, und mit ihm eine längst gestorbene oder wenigstens verschwundene Civilisation. Um sich zu verjüngen und neuzubilden, bemächtigte es sich einer halbgebildeten und dieser Halbbildung müden Gesellschaft. Es führt sie heraus aus einer langen Fastenzeit, um ihr alle Feste und Narrheiten des Karnevals wiederzugeben und sie mit Licht und Luft zu berauschen. Und alle zumal, Groß und Klein, selbst die Fürsten, selbst die Päpste, vergessen

die Religion, welche verkündigt: „Selig sind die da Leid tragen", und wenden sich mit unwiderstehlicher Begierde der fröhlichen, heitern Weisheit der alten Götter zu. Und nach dem Bilde dieser alten Götter haben sie sich die katholischen Gottheiten zurechtgemacht. Der unwandelbare Juppiter ist in seinem Olymp geblieben als der Vater des ganzen Alls. Venus ist, wenn auch bekleidet, doch wenig verändert und hat ihre zugleich jungfräuliche und mütterliche Jugend bewahrt; sie sieht wie einst so jetzt zu ihren Füßen das göttliche Kind, welches die Dichter die erste Liebe nennen. Die Reiter des Parthenon sind von ihren Friesen herabgestiegen, um sich auf den Minervenfesten des neuen Rom zu tummeln. Die Kunst aber, welche sich aller Ideen, alles Glaubens, aller Traditionen als Eroberin der Welt und absolute Herrin der Geister bemächtigt hat, regiert allein. Auf die naiven Verzückungen der Mönche und die düstern Gesichte des Asketen ist das ewige Entzücken des sechsten Sinnes gefolgt, welcher weder des Glaubens noch selbst der Liebe bedarf, um bezaubert zu sein. Der Künstler ist zum Priester geworden, und indem er in den Legenden aller Zeiten sich umsieht und auswählt, und die widerlichen, abstoßenden Bilder ausschließt, feiert er, gleichgültig, ob im „Triumph der Galatea", ob „im Streit über die Sakramente", ob in der athenienſischen Schule oder auf dem Parnassus, die strahlende Verklärung der menschlichen Gestalt und die ewige Apotheose der Schönheit. Der König dieser zweiten Renaissance ist Raphael.

Aber Michelangelo, welcher vor Raphael geboren wurde und nach ihm starb, ist sein Vorläufer und Nachfolger zugleich; er erscheint uns heutzutage antiker und moderner; er gehört jener Bewegung an, welche vom Schluß des 13. Jahrhunderts an in Italien begonnen hatte und später anderwärts beginnen sollte. Er gehört zur Familie jener Unglücklichen, welche sich selbst in ihr Werk hineinlegen, deren gequälte Seele sich hingibt, deren zerrissenes Herz sich ergießt und die noch mit ihrem Herzblute schreiben. Er stammt von Dante ab, oder vielmehr er ist der

Dante der Malerei. Hätte er ein großes Gedicht schreiben sollen, so hätte er die „Göttliche Komödie" gemacht. Hätte Dante als Maler eine große Wand zu malen gehabt, so würde er das „jüngste Gericht" gemacht haben.

Schon beim ersten Gesange der Hölle sieht man: es beginnt eine neue Kunst, welche mit allen Überlieferungen bricht, Gedanken ausspricht, welche den Alten unbekannt waren, ernsteren Bedürfnissen gerecht wird, eine andere, eine innigere, vertraulichere Sprache redet. Diese Kunst will nicht durch vornehmen Stil glänzen, sie weiß nicht mehr, was vor Jesus für vornehm galt: denn das Christentum hat vergöttlicht, was gemein und verachtet war — den Stall und die Krippe zu Bethlehem und den zum Kreuz gewordenen Galgen. Gleichwohl ehrt sie das Altertum, welchem sie zu folgen meint, wie Dante Virgil folgte und ihn seinen Führer nannte. Und sie wird dadurch nicht weniger populär, ja sie wird nicht selten sogar trivial, vor allem aber ist sie menschlich. Es ist, als träume sie von einem unbestimmten Ideal; aber in Wahrheit betrachtet sie die Natur und malt sie so, wie sie ihr entgegentritt. Da ist nichts so widerlich, daß es sie abstieße, nicht der Wurm des Grabes, noch die Verwesung des Fleisches, welche ein Giotto oder Orcagna uns so oft vor Augen führen, ja worin sie sich gefallen; denn es ist nicht sowohl der Geschmack, der diese Künstler leitet, als die naive, freie Einbildungskraft, die sie hinreißt. Diese Art von Kunst ist gläubig, volkstümlich, realistisch, sie malt das menschliche Tier nach der Natur, und übertreibt, um es zu idealisieren, sie sucht die Größe in der Übertreibung, und weit davon entfernt die Körper zu vergöttlichen, wie es die Wiederhersteller des antiken Ideals thun, indem sie die Umrisse mildern, die Unebenheiten verwischen, will sie, daß alles hervortrete, leuchte, durch ein Übermaß von Kraftentfaltung und Wut erschrecke. In dieser Weise schildert sie die Natur und gibt ihr Leben. Sie faßt alle sittlichen Schmerzen zusammen und vergrößert sie, um damit eine ungeheure Totenstadt zu bevölkern, ein unterirdisches Reich, eine schattenhafte Nachbildung der Welt, welche die Sonne beleuchtet. Der Dichter be-

gnügt sich nicht damit, diesen Abgrund zu schaffen. Er steigt hinab, vertieft sich darein und versinkt jeden Augenblick mehr in Kälte und Nacht. Und er kehrt nicht ruhig, nicht als Sieger zurück wie Orpheus, sondern gequält, zu Tode gemartert, mit der Blässe des Todes im Angesicht, so daß Verona's Kinder, als sie einst diesem durch den Anblick der Toten fahl gewordenen Angesicht begegnen, ihm Steine nachwerfen und rufen: „Das ist der Mann, der aus der Hölle zurückkommt."

Michelangelo gleicht Dante; weder der eine noch der andere ist ein vollkommener Künstler, weil ihre Empfindungen zu lebhaft sind und man im Fieberwahn nicht zu entzücken vermag. Aber wir finden in ihnen mehr und besseres als zwei vollkommene Künstler, wir finden zwei Seelen. Sie üben die Kunst nicht um der Kunst willen, sie haben einen Glauben, eine Idee, eine Leidenschaft auszudrücken; ihre Werke sind Handlungen; ihre Werkzeuge sind Waffen. Darum sind sie nicht, wie Phidias und Raphael, Priester, welche nur die Schönheit inspiriert; sie sind Kämpfer für die Wahrheit und Gerechtigkeit; und indem alle beide in ihren Meisterwerken mit der Kühnheit der Überzeugung sich an des richtenden Gottes Seite stellen, öffnen sie in seinem Namen Himmel und Hölle.

Michelangelo las den Dante. Lange Zeit war dieser vielleicht der einzige Schriftsteller, mit dem er sich beschäftigte. Er besaß ein Exemplar der „Göttlichen Komödie" in Folio mit einem sechs Daumen breiten Rande, und während er las, zeichnete er, was er sah. Dieser kostbare Band ist verloren gegangen, wie so vieles andere. Wir haben bereits gesehen, daß von den Werken Michelangelo's Zeit, Ungnade, Ungeschick und menschliche Dummheit das meiste zerstört haben. Der Dichter und der Künstler glichen sich in jeder Hinsicht. Beide waren stolze, ehrliche, heftige, unglückliche Toskaner, welche ihr Vaterland hoch hielten und über seine Schande erröteten. Beide waren gläubige Katholiken,[1]) aber freie

[1]) Neigte Michelangelo zur Reformation? Man hat es in unserer Zeit behauptet, aber die Gründe, die man anführt, sind ein wenig dürftig:

Katholiken, entrüstete Katholiken; der eine folgte Savonarola, der andere verdammte Päpste zu ewigen Höllenstrafen.

Sie glichen sich sogar in ihrer Liebe. Vittoria war die zweite Beatrice. Buonarrotti sagte von Alighieri: „Wollte Gott, ich wäre gewesen wie er! Gern hätte ich dann auch ein gleiches Geschick ertragen."

Dal mondo scese ai ciechi abissi, e poi
Che l'uno e l'altro abisso vide, a Dio
Scorto dal gran pensier vivo salio
E ne diè in terra vero lume a noi.

Stella d'alto valor coi raggi suoi
Gli occulti eterni a noi ciechi scoprio,
Et n'ebbe il premio al fin, che il mondo rio
Donà sovente ai più pregiati eroi.

Di Dante mal fur l'opre conosciute
E 'l bel desio da quel popolo ingrato,
Che solo ai giusti manca di salute.

Pur fuss' io tal: ch'a similsorte nato,
Per l'aspro esilio suo con sua virtute
Darei del mondo il più felice stato.[1])

---

seine Stellung zu Vittoria Colonna, welche den Zusammenkünften der Reformierten anwohnte, ein Sonett auf den Tod seines Vaters, worin er des Fegefeuers nicht erwähnt, ein Brief, worin er ausspricht, daß durch herzliche Reue das Heil der Seele ebenso gesichert sei, als durch den Empfang der Sakramente. Diesen Mutmaßungen hat eine besser unterrichtete Kritik unwidersprechliche Thatsachen entgegengestellt. Als Michelangelo den Tod seines Vaters erfuhr, frug er, „ob der Greis mit allen von der Kirche vorgeschriebenen Zeremonien versehen gestorben sei, er wäre dann weniger bekümmert". Während er an der berühmten Statue Julius II. arbeitete, welche einst die Kirche des heiligen Petronius schmückte und später vom Volke in Stücke geschlagen und zu Kanonen umgegossen ward, bat der Bildhauer, daß sein Vater Gebete sagen lasse, „damit das Werk gerate". Als er im Alter von schwerer Krankheit wieder genas, schrieb er: „Ich hatte einen guten Arzt, aber ich glaube mehr an die Gebete als an die Arzneien."

[1]) Er kam und zog in finstern Höllenschlünden,
Den rächenden und sühnenden, die Fährte,

Es ist wahr, der Bildhauer hatte nie zu erfahren, „wie hart das Brot der Fremde ist“. Er wurde reich, wurde von Königen und Päpsten mit Gunstbezeugungen überhäuft, und mit einer Verehrung umgeben, wie sie nicht einmal Raphael zuteil wurde. Und doch war er ebenso unglücklich wie Dante; „denn das Leiden kommt nicht von außen, sondern von innen“, sagt Taine. Raphael, dieser gleichgültig Erhabene, der nur in seinen Träumen und außerhalb der Welt lebte, ward durch das Unglück und die Schmach seiner Zeit nicht erregt; er starb jung. Michelangelo aber mußte alt werden inmitten dieser Zeit des Verderbens und er fühlte sich gleich einem Verbannten in sein Zeitalter eingeschlossen. Er liebte die Kunst leidenschaftlich und mußte sie selbst von guten Künstlern entweiht, zum Handwerk erniedrigt, an den Meistbietenden verkauft sehen. Er liebte die Ehre, die Wahrheit und die Tugend, und mußte unter den Mediceern und Päpsten leben. Er liebte Vittoria Colonna, er liebte Florenz, und sah die eine wie die andere sterben. Und dazu kam die schlimmste Vereinsamung, die des Alters, die unheilbare Schwermut des langen Lebens, wo man sich immer einsamer, immer schwerfälliger hinschleppt, während ein liebes Wesen um das andere in den Staub des zurückgelegten Weges niedersinkt. In seinen Versen und seinen Briefen spricht er es aus: „Ich sterbe nach

---

Und stieg zu Gott, ein Sterblicher, und kehrte
Zurück, uns lautre Wahrheit zu verkünden.

Ein heller Stern in dieser Welt voll Sünden,
Der auch mein Land so unverdient verklärte:
Was böte je die Erde, das ihn ehrte?
Herr, nur bei Dir war Lohn für ihn zu finden.

Von Dante red' ich. O der schnöden Thoren,
Die seine That so schlecht erkannt! Ich meine
Dich Volk, das die Gerechten nur mißachtet.

Wär' ich wie Er, zu solchem Leid geboren,
Für herben Bann, für Tugend wie die seine,
Hätt' ich die Welt und all' ihr Glück verachtet.

und nach und sehe jeden Tag die Schatten länger werden und die Sonne untergehen; krank, sterbend, sehe ich den Tod nahen.... Ich habe keinen Gedanken mehr, welcher nicht von der Vorstellung des Todes durchdrungen wäre...." Als man ihm die Geburt eines kleinen Buonarrotti, seines Neffen, ankündigte und von den Tauffeierlichkeiten erzählte, schrieb er: „Man hätte nicht so viel Festlichkeiten anstellen sollen, — wegen eines Kindes, das zur Welt kommt, braucht es nicht so vieler Freude, sondern freuen soll man sich nur über den Tod eines Menschen, der fromm gelebt hat."

Wir haben eine Komposition von ihm, die einen uralten Mann in einem Kinderrollstühlchen gehend zeigt, mit offenbarer Beziehung auf ihn selbst; eine andere, wo einer gebückt gehenden alten Frau sich aus der Erde eine Totenhand mit einem Stundenglas entgegenreckt, und eines seiner letzten Gedichte spricht das ganze Sehnen seiner Seele mit den Worten aus:

Hier am äußersten Rande des Lebensmeeres
Lern' ich zu spät erkennen, o Welt, den Inhalt
Deiner Freuden. Wie Du den Frieden
Nicht zu gewähren vermagst, den Du versprichst, und jene
Ruhe des Daseins, die schon vor der Geburt stirbt.
Angstvoll blick' ich zurück, nun da der Himmel
Meinen Tagen ein Ziel setzt: unaufhörlich
Hab' ich vor Augen den alten, süßen Irrtum,
Der dem, den er erfaßt, die Seele vernichtet.
Nun beweis' ich es selber: Den erwartet
Droben das glücklichste Los, der von der Geburt ab
Sich auf dem kürzesten Pfad zum Tode wandte.

Neuntes Kapitel.

Das Jahr 1535.

I. Luther und Vergerio. — II. Thomas Morus. — III. Das protestantische Genf. Clemens Marot und Johannes Calvin. Der Hof von Ferrara. — IV. Gargantua und François Rabelais. — V. Ignatius von Loyola und die Jesuiten. Schluß.

I.

Wir haben uns durch Michelangelo zu weit führen lassen, denn das goldene Zeitalter der Litteratur der italienischen Renaissance endigte schon im ersten Dritteil des 16. Jahrhunderts, gegen das Jahr 1535. Dieses Jahr ist reich an wichtigen Begebenheiten, welche deutlich das Ende einer Welt und den Beginn eines neuen Zeitalters anzeigen. Eine dieser Begebenheiten, auf welche man nicht genug geachtet hat, ist, daß 1535 Papst Paul III. Vergerio nach Deutschland sandte, wo Vergerio Luther sah.

Paul III., ein Farnese, war Clemens VII. auf dem päpstlichen Stuhl gefolgt. Er war, wie seine Biographen sagen, ein unterrichteter Mann, gewandt und wohlwollend, und hatte den weisen Vorsatz gefaßt, ein Konzil zu berufen. Zu dieser Zeit erhoffte man noch den religiösen Frieden von einer Verständigung zwischen den Katholiken und den Lutherischen; selbst in Deutschland hielten manche unter den versöhnlicheren Geistern diese Verständigung für möglich. Deshalb sandte der Papst Vergerio nach Deutschland.

Peter Paul Vergerio wurde 1498 zu Capodistria geboren; er studierte zu Padua die Rechte mit Bembo und zwei Italienern,

welche später zur Reformation übertraten, nämlich Marc Antonio Flaminio und Peter Martyr. Nachdem er nach Vollendung seiner Studien einige Zeit in Padua, Verona und Venedig zugebracht hatte, wurde er zu Rom der Geheimschreiber Papst Clemens' VII. Er blieb auch im Dienste Paul's III. Von diesem gesandt, stand er nun dem Haupte der Reformation gegenüber. Luther war im Jahre 1535 der Mann, auf welchen die Augen der ganzen Christenheit gerichtet waren. Seit dem Autodafee der Bannbulle hatte Luther sein Werk mit Riesenschritten gefördert unter steter Arbeit und schweren Kämpfen; er hatte die Bibel übersetzt und fromme Lieder gedichtet, hatte den Katholizismus und die Renaissance bekämpft und die Reformation aufrecht erhalten; er drängte die aufständischen Bauern zurück und wehrte den Wiedertäufern und Sakramentierern. Mit seiner Donnerstimme beherrschte er die entfesselte Revolution, die er nach Gefallen bald antrieb, bald zum Stillstand zwang.

Vergerio war gewandt, gefällig; aber Luther hatte keinen Glauben an den Erfolg eines Konzils. „Ich bin darin ein ungläubiger Thomas", sagte er, fügte aber hinzu: „Kommen werde ich, und sollte ich auch verbrannt werden." Er kam indes nicht, denn das Konzil von Trient wurde erst 10 Jahre später berufen, und in diesen 10 Jahren fortdauernder Streitigkeiten hatten sich die beiden Parteien immer mehr voneinander entfernt. Rom trat mit Forderungen auf, welche die Reformation nicht gewähren konnte. Luther rief endlich aus: „Und wenn die Welt unterginge, wir geben nicht nach." Man darf wohl glauben, daß die Begegnung mit diesem gewaltigen Manne an Vergerio nicht spurlos vorübergegangen ist. Er empfing jedoch später die Priesterweihe und ward Bischof; noch 1540 auf dem Reichstag zu Worms sprach er entschieden katholisch. Gleichwohl nahm man ihm seine Beziehungen zu dem feindlichen Lager übel: er wurde von allen Seiten gedrängt und verzweifelte daran, sich vor dem Konzil verteidigen zu können. Überdies hatte er Luther gesehen, hatte seine Schriften gelesen, allerdings bloß um sie zu widerlegen; aber es

gibt Bücher, die man nicht ohne Gefahr lieſt, auch wenn dies nur geſchieht, um ſie zu widerlegen. Einſt begegnete Vergerio einem wiederbekehrten Ketzer, Francesco Spiera, welcher den lutheriſchen Glauben aus Furcht vor der Inquiſition abgeſchworen hatte; Gewiſſensbiſſe und Scham brachten den armen Mann zur Verzweiflung. Bei ſeinem Anblick faßte Vergerio einen großen Entſchluß; er begab ſich nach Baſel, wo ihn 1549 der Bann traf. Bald darauf wurde er in Graubünden evangeliſcher Pfarrer, ſpäter Kanzler des Herzogs von Württemberg; er ſtarb 1565 in Tübingen. Seine polemiſchen Schriften wurden ſehr geliebt von denen, welchen nach der verbotenen Frucht gelüſtete. „Sie gefielen", ſagte ein Katholik, „beſonders den Gaumen ſolcher, denen Galle lieber iſt, als die köſtlichſten Süßigkeiten". Jetzt werden ſeine Schriften wieder neu herausgegeben.[1])

II.

Im Jahre 1535 begab es ſich auch, daß Thomas Morus in London auf dem Blutgerüſte ſtarb. Wir ſind dieſem Freunde von Erasmus bereits begegnet. Er wurde 1480 als Sohn eines königlichen Rates geboren. Als Schützling des Kardinals Morton und eifriger Schüler der Univerſität Oxford, hatte er ſich als Rechtsgelehrter ſo ſehr ausgezeichnet, daß er noch ſehr jung in das Parlament berufen ward. Bald darauf trat er durch Vermittlung Wolſey's in den Geheimen Rat des Königs Heinrich VIII. ein. Er ſtieg raſch von Stufe zu Stufe. Als Schatzkanzler wohnte er den Verhandlungen von Cambrai bei, dann wurde er Großkanzler von England. Er war ein rechtſchaffener, unbeſtechlicher Beamter; trotz ſeiner glänzenden Stellung verarmte er und war, als er ſein Amt niederlegte, auf ein Einkommen von 100 Pfd. Sterling angewieſen. Einer ſeiner Schwiegerſöhne erbat ſich ſeinen Richterſpruch bei einem Prozeß, den er zu gewinnen hoffte; aber

[1]) Trattarelli di P. P. Vergerio. Biblioteca della Riforma italiana. 1883.

er verlor ihn. „Wenn mein Vater und der Teufel vor mir rechten würden, und mein Vater hätte Unrecht, würde ich meinen Vater verurteilen.“ So sprach Thomas Morus, welcher mit einem antiken Charakter viel Klugheit und Heiterkeit, Vorsicht und Einfachheit verband. Er ging vollständig auf die Gedanken seines Freundes Erasmus ein, und hat es wohl verdient, daß das „Lob der Narrheit“ ihm gewidmet wurde. In seiner Jugend hatte er das Märchen von der Insel Utopien erfunden,[1]) deren Name sich seitdem in allen Sprachen erhalten hat, eine kommunistische Träumerei, in welcher man damals nichts fand, als eine „geistige Ausschweifung“. Auch hatte er die Lebensbeschreibungen einiger Herrscher verfaßt, welche als erstes Beispiel eines „gut geschriebenen Englisch galten, indem die Sprache sich rein, klar, treffend und fern von allem Gemeinen und Pedantischen hält“. Hallam ist's, der dieses Lob erteilt. Später schrieb Morus lateinisch über „die Stadt Gottes“, übersetzte die Dialoge Lucian's, verteidigte Erasmus gegen den Holländer Dorpius, und las mit Freuden, ohne etwas Böses darin zu sehen, die „Briefe der Dunkelmänner“. Er war ein Katholik, welcher die Kirche verbessern wollte, aber nicht zur Ketzerei hinneigte; im Gegenteil: er trat mit einer Heftigkeit gegen die letztere auf, welche uns bei einem so heitern Manne in Erstaunen setzt. Es ist bekannt, daß Heinrich VIII. gegen Luther schrieb. Thomas Morus that dasselbe, aber in noch heftigeren Ausdrücken: „Ehrwürdiger Bruder, Vater, Luther, Überläufer, Säufer, Bacchant, ungelehrter Doktor ꝛc. ꝛc., wollet Euern Auswurf selbst wieder verschlucken.“ Es war das leider damals der Ton religiöser Polemik. Luther selbst nannte Doktor Eck einen Esel und Heinrich VIII. ein Schwein. Als Thomas Morus Großkanzler geworden war, soll dieser Humanist die Lutheraner sogar verfolgt haben. Aber Heinrich VIII. liebte zu sehr die Scheidungen, als daß er sich nicht auch von einer Kirche hätte trennen sollen, die ihm in den Weg trat; er brach plötzlich mit

[1]) De optimo reipublicae statu, deque nova insula Utopia 1516.

Rom und eignete sich die kirchliche Oberhoheit an. Daraufhin lieferte der edelgesinnte Großkanzler die Staatssiegel aus und zog sich in sein Haus in Chelsea zurück. Er wußte, daß er damit seinen Kopf in Gefahr bringe, denn er kannte seinen König nur zu gut. Man hatte ihn einst beglückwünscht wegen der Gunst, in welcher er bei dem Könige stand, der vertraulich mit ihm auf und ab ging und den Arm um seine Schultern legte. „Ja", erwiderte Morus, „aber er wird, wenn er damit auch nur ein Schloß in Frankreich gewinnen kann, diesen Kopf ohne Bedenken abhauen". Der arme Kanzler hatte nur zu sehr Recht. Er wurde in den Tower gesetzt, seiner Bücher beraubt, und war gezwungen, seinen Hausrat zu verkaufen, um seinen Kindern Brot zu schaffen. Man bestürmte ihn mit Bitten, Drohungen, Versprechungen, stellte ihm vor, er möchte sich doch nicht für weiser und mächtiger halten, als den ganzen englischen Großen Rat. „Ich habe", erwiderte er, „die ganze Kirche, den Großen Rat der Christenheit für mich". Als seine Frau ihn anflehte, er möchte nachgeben, sagte er ruhig: „Willst Du, daß ich gegen vielleicht zwanzig Jahre Erdenleben das ewige Leben hingebe?" Als ihm eröffnet wurde, daß die königliche Gnade seine Todesstrafe soweit mildere, daß er statt gehängt, enthauptet werden solle, erwiderte er lächelnd: „Gott bewahre meine Freunde vor solcher Gunst!". Ehe er sein Haupt auf den Block legte, sagte er zum Henker: „Du leistest mir heute den größten Dienst, den ein Mensch dem andern erzeigen kann, nimm dieses Goldstück. Es ist mir nur leid, daß mein Hals so kurz ist; rette Deine Ehre und schlage nicht daneben." Mit solch heiterem Heldenmut schied Morus aus der Welt. Das Jahr darauf (1536) starb auch Erasmus; mit diesen Beiden ging die Renaissance des Nordens unter, welche nicht wie die des Südens bei schönen Formen stehen geblieben war, und welche wohl die Gedanken, aber nicht die Gewissen anregen wollte.

III.

Im Jahre 1535 war es auch, daß Genf sich als Republik gestaltete und den Katholizismus verbannte; allen Bürgern ward befohlen, evangelisch zu werden. Das war selbst für die Geschichte der Litteratur eine große Begebenheit. Von da an besaß die französische Reformation und ihre Theologen, Polemiker und Humanisten eine Freistätte, wo sie sich geschützt wußten. Dieses Asyl war notwendig. Franz I. ließ am 19. Januar 1535, nachdem er sich nach langem Zögern gegen „die deutsche Theologie" erklärt hatte, an einer ziemlichen Anzahl Lutheranern vor seinen Augen die Todesstrafe vollziehen. Clement Marot war vor das Parlament beschieden worden und hatte die Flucht ergriffen. Der Dichter, damals schon 38 Jahre alt, stand auf der Höhe seines Ruhms. Mit 15 Jahren war er Page geworden, darauf Kammerdiener von Margareta von Valois, einer Anhängerin der Reformation. In der Schlacht von Pavia kämpfte er tapfer und wurde durch einen Schuß verwundet; 1530 hatte er sein Buch „adolescence clémentine" vollendet, welches von Ausgabe zu Ausgabe umfangreicher wurde und seine besten Verse in sich schloß. 1527 hatte er gegen den Kriminalrichter Maillart das berühmte Epigramm gerichtet, das so freimütig und stolz, und vielleicht sein Meisterwerk ist:

Lorsque Maillart, juge d'enfer, menait
A Montfaucon Samblançay, l'âme tendre,
A votre avis lequel des deux tenait
Meilleur maintien? Pour le vous faire entendre
Maillart semblait homme que mort va prendre,
Et Samblançay fut si ferme vieillard,
Que l'on cuidoit, pour vrai, qu'il menait pendre
A Montfaucon le lieutenant Maillart.[1])

[1]) „Sagt, wer von den Zweien eine bessere Haltung hatte, Maillart der hölliſche Richter, oder Samblançay das edle Herz, das man nach Montfaucon führte? Maillart sah aus, als würde er zum Tode geführt, und Samblançay schien ein so rüstiger Greis, daß man hätte glauben mögen, er geleite Maillart nach Montfaucon an den Galgen."

Marot gelüstete nicht nach dem Scheiterhaufen, und nachdem er zweimal wegen der Kühnheit seiner Ansichten oder wenigstens wegen der Unvorsichtigkeit seiner Worte im Kerker gewesen, verließ er Frankreich im Jahre 1535.

Johann Calvin war damals 26 Jahre alt und hatte noch keinen Namen in der Welt. Er war der Enkel eines Küfers, unus de plebe homuncio, und der Schüler des Latinisten Mathurin Cordier. Auch Calvin war in der durch Erasmus berühmt gewordenen Bettelherberge von Montaigu gewesen, aber hatte dort weniger gelitten, weil sein Magen weniger empfindlich war. Er war gegen sich und andere so strenge, daß seine Mitschüler ihm den Beinamen „Akkusativ" erteilten. Er studierte die Rechte, bis er sich plötzlich der Reformation zuwandte; vielleicht war es die mystische Sanftmut Lefèvre d'Etaple's, welche ihn zum Glauben führte. Bei seiner bisherigen Zurückgezogenheit konnte Calvin damals nur in einem kleinen Kreise von Freunden bekannt sein, welche seine Studien und seine Ketzerei teilten, seine Festigkeit, seine Strenge, seine Geradheit und sein ausgezeichnetes Latein schätzten. Im Jahre 1534 forderte er in Paris Michael Servet zu einem theologischen Kampfe heraus. Servet stellte sich nicht, aber die beiden Gegner trafen in Genf wieder zusammen.

Calvin's öffentliches Leben beginnt mit dem Jahre 1535; damals schrieb er in Straßburg, wohin er sich zuerst geflüchtet hatte, dann in Basel, seine Institutiones christianae. Er stellte dem Buche den berühmten Brief an Franz I. voran, den er später übersetzte und der als eines der ersten Werke in neuem Französisch bekannt ist.

Das Jahr darauf begegneten sich Marot und Calvin in Ferrara am Hofe Renata's von Frankreich, der Tochter Ludwig's XII. und Gemahlin von Herkules von Este, des Sohns Herzog Alphon's I. und der Lucrezia Borgia. Renata war eine reichbegabte Frau, welche sich dem Studium der Philosophie, der Geschichte, der Mathematik, selbst der Astrologie widmete, die ihr von Luca Gaurico, einem der Jünger dieser nichtigen Wissenschaft,

erklärt wurde. Ihr Wissensdurst blieb aber nicht dabei stehen; sie wollte nach der Sitte jener Zeit und ihres Landes selbst auch in Religionssachen die Gelehrte spielen und in die theologischen Fragen eindringen, welche von Luther, Zwingli und andern „Mördern der Kirche Gottes" angeregt worden waren, was in der Ausdrucksweise der Hugenotten soviel heißt, als: sie war in ihrem Gewissen beunruhigt.

Zu Ehren ihrer Vermählung war das Hoftheater von Ferrara wieder eröffnet worden; Ariost lebte damals noch und entwarf für die Hochzeitsfeierlichkeiten sein Lustspiel Scolastica, das er aber nicht mehr vollenden konnte. Solange Herzog Alphons lebte, konnte die Fürstin, die Schülerin Margarete's von Valois, glauben was sie wollte und einen Kreis ausgezeichneter Männer und Frauen um sich versammeln, welche im Geheimen sich der Reformation zuneigten; sie galten nicht als Rebellen, sondern nur als Verschwörer. Unglücklicherweise speiste man zu reichlich am Hofe: Kardinal Hippolyt war infolge übermäßigen Genusses von Krebsen gestorben, Herzog Alphons starb, weil er zu viel Melonen gegessen hatte. Nun wurde der Gemahl Renata's, Herkules II., Herzog von Ferrara, und die Verfolgung begann, wenn auch allmälig. Noch 1535 konnte die Herzogin Clement Marot aufnehmen, welcher sie um ein Asyl gebeten hatte.

En traversant ton pays plantureux
Fertile en bien, en dames bien heureux,
Et bien semé d'un peuple obéissant
Le tien Marot, fille de roi puissant
S'est enhardi voire et a protesté
De saluer ta noble majesté.[1])

So ging Clement Marot von der Königin von Navarra zur Herzogin Renata über:

[1]) „Als er Dein fruchtbares Land durchstreifte, das so reich an Gütern und glücklichen Damen ist, und von gehorsamen Menschen bevölkert, wagte Marot sich Dir, der Tochter seines mächtigen Königs zu nahen und Deine Majestät zu grüßen."

Mes amis j'ai changé ma dame:
Une autre a dessus moi puissance
Née deux fois de nom et d'âme,
Enfant de roi par sa naissance,
Enfant du ciel par connaissance
De celui qui la sauvera;
De sorte, quand l'autre saura
Comment je l'ai telle choisie,
Je suis bien sûr qu'elle en aura
Plus d'aise que de jalousie.[1])

Der französische Dichter durfte indes nicht lange in Ferrara weilen, wo der kleine Kreis der Reformierten das religiöse Leben unter litterarischer Thätigkeit verbarg und keineswegs „die Sprache Kanaans" redete. Die Dichtungen, welche Marot an diesem Hofe schuf, wo er zur „Memme ward und eine Stunde überlegte, ehe er ein Wort aussprach, oder auch nur mit einem Neigen des Hauptes antwortete", konnten die Puritaner nicht erbauen. Bald indes wurde Renata von Herzog Herkules, ihrem Gemahl, mißhandelt, und zwar (wenigstens im Anfang) nicht wegen der Religion, sondern wegen ihrer Abstammung. Herzog Herkules hatte sich dem Kaiser zu Füßen gelegt, und seine arme Frau war ihm widerwärtig, weil Frankreich ihr Vaterland war, nicht weil sie zu Calvin neigte. Allem, was sie liebte, trat er entgegen, alles, was französisch war, entfernte er. Mme. de Soubise mußte zuerst weichen, dann Marot selbst Ferrara verlassen. Der Dichter flüchtete zuerst nach Venedig, wo er ein langes Gedicht an Margareta von Navarra verfaßte, in dem er die Leiden ihrer Freundin schilderte.

1536 (nicht 1535, es ist wichtig, hier auf das Datum zu achten) empfing Renata einen Besucher, welcher damals noch

[1]) „Freunde, ich habe meine Dame gewechselt, eine andere hat jetzt Macht über mich. Sie ist zweimal geboren, das eine Mal dem Leibe, das andere Mal der Seele nach. Das erste Mal als Kind des Königs, das andere Mal als Kind des Himmels, als sie zur Kenntnis ihres Erlösers gelangte. So bin ich gewiß, daß, wenn die andere erfährt, warum ich diese Wahl getroffen, sie mehr Freude als Eifersucht empfindet."

weniger bekannt war als Marot, Johann Calvin, welcher soeben von Basel aus in lateinischer Sprache die erste Ausgabe seiner „christlichen Institutionen" veröffentlicht hatte. Kaum war im März 1536 das Buch erschienen, „so fühlte sich der Reformator gedrungen, die Herzogin von Ferrara, die Tochter Ludwig's XII., zu sehen, deren Frömmigkeit in großem Ruf stand, zu gleicher Zeit wollte er Italien grüßen. Er sah die Fürstin und befestigte sie, soviel es die Umstände erlaubten, in der wahren Liebe zu Gott und Christus. Darauf verließ er Italien, das er, wie er zu sagen pflegte, nur betreten hatte, um es alsbald wieder zu verlassen, und kehrte in die Heimat zurück." Diese einfachen Worte Theodor Beza's widerlegen gründlich die Behauptung derjenigen, die mit überschwenglicher Phantasie und nicht minderem Mangel an Kritik Calvin den Ehrgeiz zuschreiben, er habe von Ferrara aus in Rom die Fahne des Protestantismus erheben wollen. Da sie ihn nicht in der ewigen Stadt auftreten lassen können, lassen sie ihn in Ferrara, wohin ihm sein Ruf vorausgeeilt sein soll, verfolgt werden; dann soll er, nach einer Legende, die aller Wahrscheinlichkeit entbehrt, das nördliche Italien durchstreift haben und im Thal Aosta — gesteinigt worden sein. Es ist nicht einmal gewiß, daß er in Ferrara gefangen gehalten wurde, wie Muratori 200 Jahre später behauptete. Eines aber ist sicher: daß er in Italien nicht Fuß faßte, „daß er es nur betreten, um es alsbald wieder zu verlassen". Er wollte die Herzogin kennen lernen und ihren Schutz erbitten, das war ein genügender Ehrgeiz für einen noch so jungen, beinahe unbekannten Reformator. Er war kaum 27 Jahre alt und wäre, wenigstens in Italien, unter seinem wahren Namen ebenso geborgen gewesen, als unter dem Beinamen d'Espeville oder de Heppeville, den er sich beigelegt hatte. Der Reformator dachte also keineswegs daran, das Land der Päpste zu erobern; er zog es vor, sich eine Stadt zu gründen. „Genf, das protestantische Rom, die Stadt Calvin's", diese gesegnete Zufluchtsstätte dreier Nationen, welche sich durch ihre sittliche Stärke erhalten sollte. „Ohne Landbesitz, ohne Heer,

„die Stadt des Geistes, welche Standhaftigkeit auf den Boden „der Prädestination gebaut hat. Sparta schickte jedem Volk, das „in Gefahr war, statt einer Armee einen Spartaner: so war es „auch mit Genf. England empfing von dort Peter Martyr, „Schottland Knox, die Niederlande Marnix, — drei Männer, „drei Revolutionen. Wenn es in Europa eines Mannes bedurfte, „der bereit war, unter Loben und Danken Gut und Leben für „seinen Glauben einzusetzen, so war er in Genf zu finden.“ [1])

IV.

Im Jahre 1535 erschien in Lyon ein Buch: Gargantua und Pantagruel. Der damals noch anonyme Verfasser hatte schon zwei Jahre früher das erste Buch von Pantagruel veröffentlicht. Der Verfasser war ein sehr ernster, sehr gelehrter Mann, wohlbewandert in der griechischen, lateinischen, italienischen und französischen Sprache, in der Archäologie, der Jurisprudenz und den Naturwissenschaften; für seinen Freund, den Buchdrucker Stephan Dolet, hatte er treffliche Ausgaben von Hippokrates und Galenus bearbeitet. Überdies war er Priester: in Poitou war er in einem Franziskanerkloster erzogen worden, in welchem man „eher das Gelübde der Unwissenheit, als das der Religion ablegte“; er wurde zum Priester geweiht. Zugleich mit der Liebe zu den Wissenschaften hatte ihn der Haß gegen die Mönche erfaßt. Er war auch Arzt: er war der erste, welcher im Krankenhaus zu Lyon anatomische Versuche an Leichen anstellte. Er hieß Franz Rabelais. Für das Jahr 1535 hatte er eben einen Kalender voll guter Ratschläge und Prophezeiungen veröffentlicht:

„In wenig Worten thue ich Euch für dieses Jahr kund, was ich den Meistern der Kunst von Griechenland und Arabien und den Lateinern entnehmen konnte. Wir werden in diesem Jahr etwas von dem übeln Einfluß zu fühlen bekommen, den die Vereinigung des Mars und Saturn ausübt. Diese Ver-

[1]) Michelet: Die Reformation.

einigung fand im vorigen Jahre statt und wird sich im nächsten Jahre am 25. Mai abermals vollziehen, so daß in diesem Jahre nur die Vorbereitung, Grundlegung und Aussaat für das Unglück der Folgezeit zu erwarten ist.. Werden wir gute Zeit haben, so geschieht das trotz der Drohungen der Gestirne; werden wir Frieden haben, so ist es nicht, weil es an Neigung und Vorbereitung zum Kriege, sondern nur an Gelegenheit dazu fehlt. Soviel sagen die Sterne. Von mir aus sage ich, daß, wenn die Könige, Fürsten und christlichen Gemeinden Achtung haben vor dem Worte Gottes, und im Gehorsam gegen dieses sich und ihre Völker regieren, wir in unsrem ganzen Leben keine Zeit gesehen haben werden, welche gesünder für den Leib, friedlicher für die Seele, fruchtbarer an Gut und Geld wäre; dann werden wir den Himmel strahlen, die Erde grünen und die Völker freudiger, fröhlicher, glücklicher und gesegneter sehen, als es seit fünfzig Jahren und darüber der Fall war."

Damals war Rabelais in Rom, wo er, „mehr als Diplomat wie als Mönch", sehr aufmerksam den Gang der Politik verfolgte, um darüber dem Bischof von Maillezais zu berichten. Er beschäftigte sich mit dem Papst, dem Kaiser, dem Herzog Alessandro von Medici, dem Herzog Herkules von Ferrara, welcher sich mehr und mehr von Frankreich abwandte. „Es ist Gefahr, daß daraus Widerwärtigkeiten für Frau Renata entstehen. Besagter Herzog hat Madame de Soubise, ihre Hofmeisterin, entfernt und läßt sie nur von Italienerinnen bedienen, was kein gutes Zeichen ist." Der Beobachter sah nur zu richtig, wir wissen das durch Clement Marot. Wo aber nahm Rabelais, der Vielbeschäftigte, Zeit und Kraft her, um „la vie très horrifique du grand Gargantua" zu schreiben?

Amis lecteurs qui ce livre lisez,
Dépouillez vous de toute affection,
Et le lisant ne vous scandalisez,
Il ne contient mal ni infection.
Vrai est qu'ici peu de perfection
Vous apprendrez si non en cas de rire.

Autre argument ne peut mon coeur élire.
Voyant le deuil qui vous mine et consomme,
Mieux est de ris que de larmes écrire,
Pour ce que rire est le propre de l'homme.

„Freunde, wenn Ihr dieses Buch leset, so laßt alle Euere Neigungen beiseite, ärgert Euch nicht beim Lesen, das Buch enthält weder Böses noch Verderbliches; Ihr werdet wenig daraus lernen, höchstens zu lachen. Mein Herz vermochte nichts Besseres zu finden, als ich die Trauer sah, die Euch verzehrt; es ist besser, Lachen als Weinen zu erregen, denn Lachen ist dem Menschen eigen. Aber täuscht Euch nicht, meine lieben Zuhörer. Die Kutte macht nicht den Mönch, die Arznei hat ganz andern Wert, als die Schachtel zu versprechen schien; das heißt, daß die hier behandelten Sachen nicht ganz so närrisch sind, als der vorgesetzte Titel anzudeuten scheint. Und für den Fall, daß Ihr im wörtlichen Sinne Heiteres, dem Titel entsprechendes findet, so bleibt dabei nicht stehen, als lauschtet Ihr dem Gesang der Sirenen, sondern leget dem, was in Fröhlichkeit gesagt worden, einen höhern Sinn unter. Habt Ihr schon eine Flasche entkorkt? Ich denke wohl. Nun, so erinnert Euch ihres Inhalts. Oder seid Ihr einem Hunde begegnet, der einen Markknochen gefunden hat? Das ist, wie Plato in seiner Republik sagt, das Tier, das auf der Welt am meisten Philosophie hat. Wenn Ihr ihn gesehen habt, so müßt Ihr auch beobachtet haben, mit welcher Hingebung er auf den Knochen lauert, mit welcher Sorgfalt er ihn bewahrt, mit welchem Eifer er ihn festhält, mit welcher Vorsicht er ihn annagt, mit welcher Zärtlichkeit er ihn zerbricht, mit welcher Begierde er ihn aussaugt. Was veranlaßt ihn dazu? Über was denkt er so viel nach? Was erhofft er Gutes? Gar nichts, als ein wenig Mark. Es ist wahr, dieses Wenige ist ihm köstlicher, als die Reichtümer der andern, weil das Mark die kräftigste Nahrung der Natur ist, wie Galen sagt. — Diesem Beispiel folget nach und seid weise, damit Ihr die schönen Bücher, die Euch angeboten werden, schmecken, fühlen und verehren könnt.

Dann werdet Ihr die eigentümlichen Lehren durch fleißiges Nachdenken gleich Knochen zerbrochen haben und das Mark herausſaugen. Das ſoll heißen: was ich mit dieſen pythagoräiſchen Gleichniſſen meine, iſt, daß ich die gewiſſe Hoffnung habe, manche von Euch ſeien kühn genug, beſagte Lektüre zu unternehmen. Denn Ihr werdet darin einen andern Geſchmack und verborgene Lehren finden, welche Euch hohe und tiefe Geheimniſſe offenbaren, die ſich auf unſere Religion, aber auch auf Sachen der Politik und des Staatslebens beziehen."

Welche Sprache und welch ein Werk! Wir haben hier eine Encyklopädie (Rabelais hat dieſes Wort in die Litteratur eingeführt), in welcher die ganze Wiſſenſchaft, die Weisheit, die Narrheit, die Kühnheit, die Verderbtheit ſeiner Zeit enthalten ſind. Das Buch iſt wie ein ungeheures Gelächter; wir finden darin die Poſſen Berni's, die Zoten Aretino's, die Feinheiten des Erasmus und die Jovialität Luthers; es iſt ein Werk, das ſich vor uns wie ein dichter Wald aufbaut, voll verſchlungener Äſte, voll Blätter, voll Dornen und Stacheln und Geſträuchen, aber auch mit weiten, ſonnigen Lichtungen, in denen herrliche Blumen ſprießen und ſaftige Früchte in den Zweigen hängen. Dann kommt wieder Dickicht, Schatten, das Rauſchen eines großen Windes, unebener Boden, bald Schmutz, bald Fels, bald Moos, wo man auf Schnecken tritt, während man dem Geſange der Nachtigall lauſcht. Man kommt in eine verworrene, lärmende Welt, die lacht, pfeift, miaut, ſchlägt, heult, zankt, man tritt endlich ganz betäubt heraus aus dem Lärm, mit freudigem Herzen, aber eingenommenem Kopfe, verzaubert und atemlos. Mit einem einzigen Sprunge hat Rabelais in der Bildung der franzöſiſchen Sprache Calvin eingeholt, ja ihn weit hinter ſich gelaſſen. Eine neue, junge, warme, trunkene, oft tolle Renaiſſance der Litteratur überholt die Reformation.

V.

In dieſer Weiſe machte ſich im Norden der Gedanke und das Gewiſſen frei, während im Süden die Reaktion um ſich griff.

Im Jahre 1535 befahl ein Dekret der spanischen Inquisition (und es war nicht das erste), daß jeder Besitzer lutherischer Schriften in den Bann gethan sei und entehrenden Strafen verfalle. Die gleichen Strafen sollten über diejenigen verhängt werden, welche die Besitzer solcher Bücher nicht anzeigten. Diese Strenge war in Spanien nichts neues. Schon 1490 hatte Torquemada in Sevilla eine Menge hebräischer Bibeln verbrennen lassen, aus dem einzigen Grunde, weil es Werke von Juden wären. Später verdammte er in Salamanka mehr als 6000 gedruckte Bücher zum Feuer, weil sie Zauberei und Hexerei enthalten sollten. Das darf nicht überraschen; ehe die Inquisition an die Bücher rührte, hatte sie Hand an die Menschen gelegt. In Andalusien hatten über 17000 Juden in dem ersten Jahre nach der Einführung der Inquisition mehr oder minder harte Strafen erlitten, 2000 waren auf dem Scheiterhaufen gestorben.

Im Jahre 1535 versammelten sich am Himmelfahrtsfeste in Paris in der unterirdischen Kapelle der Abtei Montmartre einige spanische und französische Studierende, selbst Lehrer fanden sich unter ihnen ein. Der Zweck der Zusammenkunft war, eine Gesellschaft zu gründen zur Bekehrung der Ungläubigen und der Ketzer und im allgemeinen zur Besserung des Nächsten. Ein Priester, Peter Favre, las die Messe, die andern genossen das Abendmahl: alle übernahmen die feierliche Verpflichtung, nach Palästina zu gehen und dort zu predigen, oder, wenn das nicht möglich wäre, sich mit Leib und Seele dem Papst zur Verfügung zu stellen und dahin zu eilen, wohin er sie senden würde. Der Gründer dieser Gesellschaft war ein Spanier von 43 Jahren, welcher in dem Pariser Kollegium von Skt. Barbe herangebildet worden war. Er hieß Ignatius und war auf dem einer alten Familie gehörigen Schlosse Loyola geboren. Zuerst war er ein sehr tapferer und kühner Soldat gewesen, der sich bei Najara und Pampeluna ausgezeichnet hatte. Dort war ihm der rechte Fuß durch einen Steinwurf gebrochen und der linke durch eine Kugel verletzt worden. Während man ihn auf Schloß Loyola

verpflegte, las er eine Legende der Heiligen und ein Leben Jesu. Alsbald hatte er, von der Gnade berührt, gebetet, gefastet, ein Gelübde gethan, war ins Kloster gegangen, hatte sich der heiligen Jungfrau als Ritter geweiht, an ihrem Altar in Waffen Wache gehalten, und nachdem er dort seinen Degen an einer Säule aufgehängt, der Welt abgesagt. Von da an gab er sich allen möglichen Kasteiungen hin, erbettelte sein Brot und zog sich in eine Höhle zurück, wo er beinahe gestorben wäre; dann ging er nach Jerusalem, wo er in Entzückungen geriet. Darauf fing er an Grammatik, Philosophie und Theologie zu studieren, um besser gegen Ketzer und Heiden kämpfen zu können. Er war ein wahrer Heiliger, der sich völlig seiner Aufgabe hingab und für seinen Glauben schwärmte. Er arbeitete sich zu tot, aber sein Institut, welches der Papst 1540 bestätigte, „die Jünger der Gesellschaft Jesu" dauert fort. Blindlings, mit all ihrer Kraft, dienen sie der Kirche und beherrschen sie oft.

Alles das begab sich im Jahre 1535, und es ist wichtig, auf einen Punkt zu achten. Unter all den Männern, welche damals die Augen der Welt auf sich zogen, war, außer Vergerio, kein Italiener. Luther, Thomas Morus, Marot, Calvin, Rabelais, Loyola, selbst die Herzogin von Ferrara, waren Italien fremd. Es war nicht mehr die Renaissance, sondern die Reformation, die das allgemeine Interesse erregte, und die Reformation war kein Kind Italiens: das ist die Hauptursache, warum sie dort nicht Fuß fassen konnte. Sie nahm nicht, wie behauptet wurde, das Werk Savonarola's wieder auf; sie kam aus Deutschland durch einen Buchhändler, welcher die ersten lutherischen Schriften einführte, dann aus Spanien durch Valdez, welcher in Neapel eine Schule gründete, dann aus den Alpenthälern Piemonts und durch Renata, die französische Königstochter, die Schülerin Margareta's von Valois und Calvin's. Italien ist vom Schauplatz abgetreten; es steht nicht mehr obenan als Lenkerin der Gedanken, von jetzt an folgt es entweder der herrschenden Strömung oder drängt sie zurück. In politischer Beziehung ist

es nur noch „ein geographiſcher Begriff". Florenz fiel 1530, Karl V. empfing im ſelben Jahre aus den Händen des Papſtes, der ſein Gefangener geweſen war, die eiſerne Krone der Lombarden und die Kaiſerkrone. Finis Italiae, ſelbſt in der Litteratur! Im Jahre 1535 beſitzt Italien keinen einzigen Schriftſteller erſten Ranges mehr, außer Guicciardini, der nur noch fünf Jahre zu leben hatte, und vielleicht Bembo, der noch bis zum Jahre 1547 lebte. Aber Machiavelli, Arioſt, Caſtiglione, Sannazar, Fracaſtor ſind nicht mehr und auch Berni verſchwindet. Kein Leonardo, kein Correggio, kein Raphael: zwei der fünf größten Künſtler leben noch, aber ſie ſind alt: Tizian ſtirbt, beinahe hundertjährig, Michelangelo, welcher im Jahre 1535 zum Maler, Bildhauer und Baumeiſter des Vatikans ernannt wurde, hat die Sechzig hinter ſich; ihm bleibt nur noch vorbehalten, das Pantheon auf die Baſilika von Skt. Peter aufzuſetzen, dann beginnt ſein langſames, langes Sterben.

Italien, die ewig fruchtbare Mutter, wird freilich noch viel große Werke und Menſchen ſich erheben ſehen. In der zweiten Hälfte desſelben Jahrhunderts erſteht dort ein Taſſo, ein Galilei, ein Giordano Bruno. Aber dieſe drei Meiſter ſind zu ſpät erſchienen und werden unterdrückt und Opfer der Reaktion und des Verfalles. In Rom wie in Florenz und Ferrara nimmt nach dem Konzil von Trient und dem Auftreten der Jeſuiten die katholiſche Autorität den Kampf auf mit dem neuen Gedanken. Die Renaiſſance ſucht eine andere Stätte: ſie verpflanzt ſich mit Camoëns in das noch ziemlich italieniſch gebliebene Portugal, mit Cervantes und Lopez de Vega in das freiere nationale Spanien, mit Shakeſpeare in das mächtig verjüngte und erneute England. So gilt es denn, ſtille zu ſtehen und Atem zu holen. Wir ſind von der Renaiſſance zu der Reformation gekommen; nun ſchreiten wir von der Reformation hinüber zu der Revolution.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

MAR 28 1934

MAR 18 1947

3Jan'55LU

APR 9 1955

12Mar'60PW

REC'D LD

FEB 27 1960

LIBRARY USE

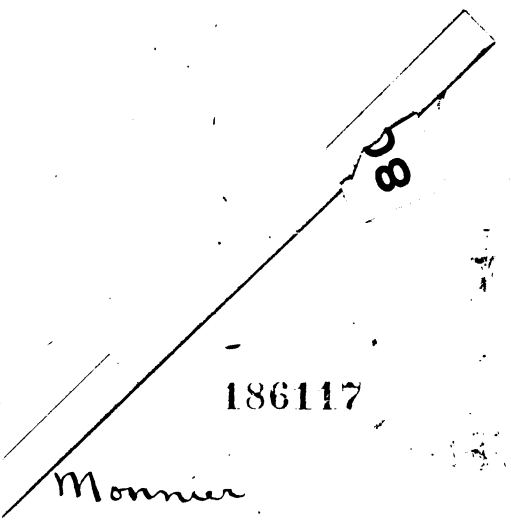
FEB 1 1964

REC'D LD

FEB 1'64 -4 PM

LD 21-100m-7,'33

YC126366



186117

Monnier